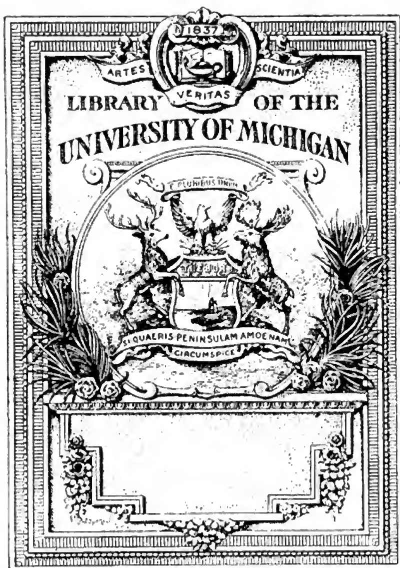
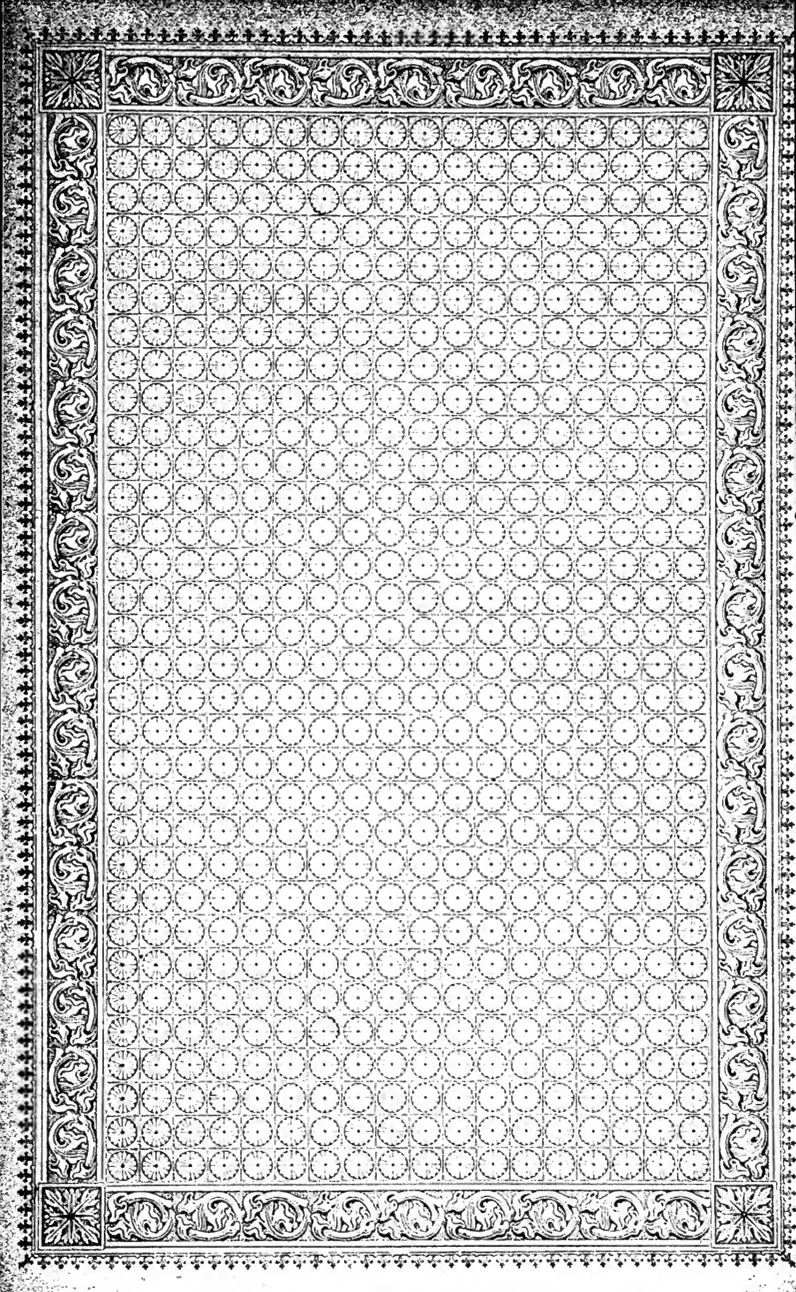
Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens.

Jahrgang 1891 Band




1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE



Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens.

Mit Original-Beiträgen
der
hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

Jahrgang 1891.

Dritter Band.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.
Union Deutsche Verlagsgesellschaft
(früher Hermann Schönleins Nachfolger).

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Der Spion. Roman aus dem nordamerikanischen Bürgerkriege. Von Balduin Möllhausen (Fortsetzung) . 5

Lebendig todt. Novelle von Frieda Linde 101

Der theure Hut. Eine Berliner Geschichte. Von Oskar Justinus 136

Ein Arbeitstag des deutschen Kaisers. Skizze von A. Oskar Klaußmann 167

Die Hygiene der Kleidung. Neues über ein vielbesprochenes Thema. Von Theo Seelmann . . . 176

Verbannt. Nach Berichten von Augenzeugen. Von M. Piehlmann 188

Die neuesten Fortschritte der Photographie. Eine technische Studie von A. Berthold 200

Durch den neuen „Pierer". Humoreske von Rosenthal-Bonin 210

Mannigfaltiges:

Das fatale Gesicht 223

Das Schicksal eines Königs 225

Die Liebesjagd 226

Die Macht des Lobes 228

Die Erfindung der Korrespondenzkarten 228

Eine alte Einrichtung 229

Der Phosphor und der Mensch 229

Aus der Zeit der russischen Leibeigenschaft . . . 230

Spielkarten an der Wand einer Kirche 231

Ein Urtheil über die Engländerinnen ꝛc. 231

Theure Wette 232

Die Mode des Rasirens ꝛc. 232

Herbe Kritik 232

Der Spion.

Roman aus dem nordamerikanischen Bürgerkriege.

Von

Balduin Möllhausen.

(Fortsetzung.)

Dreizehntes Kapitel.

Die beiden Freunde hatten eine zum Wasser niederführende Treppe erreicht, auf deren unterster Stufe Fegefeuer damit beschäftigt war, ein leichtes Fahrzeug loszuketten. Schweigend bestiegen sie dasselbe, wo sie alsbald zu den bereitliegenden Riemen griffen. Gleich darauf glitt das Boot, welches Fegefeuer als Eigenthum seines Onkels bezeichnete, zwischen zwei Dampfern hindurch auf den Strom hinaus. Dort warfen die Männer den Bug herum. Nur kurze Zeit benutzten sie die Riemen. Alonso vertauschte den seinigen mit einem kurzen Schaufelruder und setzte sich zum Steuern auf die Sternbank. Fegefeuer hatte sich in der Mitte des Bootes ausgestreckt, wogegen Nicodemo auf der vordersten Bank, das Gesicht stromabwärts gekehrt, Platz nahm, um jedem Zusammenstoß mit Ankerketten und Dampfern rechtzeitig vorbeugen zu können.

So trieb das Boot mit der Schnelligkeit der Strömung einher, und so geräuschlos, als ob es von der bereits aufspringenden Morgenbrise getragen worden wäre.

Das gelegentliche leise Plätschern des von Alonso vorsichtig gehandhabten Ruders wurde übertönt durch das Geräusch, mit welchem die eiligen Fluthen hier zwischen den nahen gewaltigen Schaufelrädern hindurchspülten, dort auf glatte Schiffsseiten prallten und im Kampf um eine neue freie Bahn kleine Trichter und Wirbel erzeugten. Ueberall geheimnißvolles Rauschen, Gurgeln und Murmeln, nur nicht vor dem Bug des Bootes oder im Fahrwasser der Treibholzstämme, die gemächlich ihre Bahn dem Golf von Mexiko zu verfolgten. Im Gegensatz zu dem regen Leben der beweglichen Fluthen erschienen die Dampferkolosse doppelt starr. Von dem über den Mississippi hereinfallenden Mondschein getroffen, hätte man die lange Reihe der weißen Gebäude mit den ausdruckslos gen Himmel stierenden zahlreichen Schornsteinen mit einer Geisterstadt vergleichen mögen. Nirgend erblickte man Licht, nirgend eine Rauchsäule oberhalb der eisernen Schlote.

Dampfer folgte auf Dampfer, und immer vorsichtiger handhabte Alonso sein Ruder. Dampfer auf Dampfer, und größer wurden allmählig die Zwischenräume zwischen den Schiffsgebäuden, bis sie endlich nur noch vereinzelt am Ufer verankert lagen.

Die Stadt hatte längst ihr Ende erreicht. Nur noch Schuppen, Magazine und sonstige Baulichkeiten ragten in der Nähe des Stromes empor, bis das Ufer endlich ganz verödet erschien. Und abermals wurde dessen Einförmigkeit durch einen von Dampfern gebildeten Vorsprung unterbrochen. Bei deren Anblick steuerte Alonso das Boot dicht an die nur wenig erhabene, jedoch steile Uferwand heran, wo es mit dieser gleichsam zusammenfiel. In dem dort stilleren Wasser langsamer einhergleitend, unterschied Nicodemo, begünstigt durch das Mondlicht, allmählig deutlicher, daß daselbst zwei Dampfer nebeneinanger lagen,

die, offenbar längst ausgedient, nur noch darauf warteten, abgebrochen zu werden. Dem einen fehlten die Schornsteine, ein Merkmal, daß außer Fledermäusen und Ratten kein anderes lebendes Wesen mehr die leeren Räume jemals aufsuchte.

Alonso's Argwohn wurde indessen dadurch nicht abgeschwächt. Behutsam preßte er sein kurzes Ruder tiefer in die Fluthen, um dadurch den Lauf des Bootes nach besten Kräften zu hemmen. Zugleich wendeten die beiden Männer keinen Blick von dem ihnen zunächst liegenden hohen Schiffsgebäude, durch welches das andere vollständig verdeckt wurde. Kein im tiefsten Schatten liegender Winkel entging ihrer Aufmerksamkeit; doch nichts entdeckten sie, wodurch ihr Mißtrauen genährt worden wäre.

Endlich trafen sie neben dem vorderen Dampfer ein. Alonso hatte das Boot so weit herumgeschwungen, daß es die letzten zehn oder zwölf Ellen in paralleler Lage mit dem Dampfer zurücklegte. Er erreichte dadurch, daß es geräuschlos unter die vorspringende Plattform trieb, auf welcher der obere Bau errichtet worden war.

In gebückter Stellung, statt des Ruders die Hände gebrauchend, gelang es den Männern, ihr Fahrzeug, ohne anzustoßen, seitlängs von der eigentlichen Schiffswand des Dampfers festzulegen, so daß der Außenbord des Bootes kaum noch einen Fuß breit unterhalb des Randes der Plattform hervorragte. Hier in dem sicheren Versteck neigte Alonso sich dem Gefährten mit den geflüsterten Worten zu: „Der andere Dampfer ist die Stätte, auf welcher die Nachtvögel ihre Zusammenkünfte abhalten. Ob in dieser Nacht eine verabredet gewesen, gelang mir nicht zu erkunden; auch würden sie um diese Zeit wohl längst auseinander gegangen sein. Trotzdem müssen wir auf Alles vorbereitet sein. Wie Sie und die Ihrigen, sind auch sie unberechenbar.“

Sie entledigten sich der Fußbekleidung, und nachdem sie Fegefeuer angewiesen hatten, das Boot in seiner Lage zu erhalten, krochen sie nach der Plattform hinauf.

Dort befanden sie sich im Schatten der um die hoch gelegene Kajüte herumlaufenden Gallerie, welche dem Vorderschiff zu ihre Fortsetzung in den Gerüsten fand, zwischen denen einst die längst entfernten Kessel und Maschinen arbeiteten. Dorthin, also dem Ufer zu, wohin der Mond nicht reichte, lag auch ihr Weg. Trotzdem war es daselbst hell genug, um die nach dem Kielraum hinunter führenden Luken und Löcher vermeiden zu können.

Sorgfältig ihre Bewegungen abmessend und die morschen Planken vor sich prüfend, bevor sie ihnen das Gewicht ihrer Körper anvertrauten, hatten sie die leeren Maschinenräume durchschlichen, und sie waren eben im Begriff, zwischen dem jenseitigen Radkasten und Lagerraum hindurch ihren Weg auf der Plattform fortzusetzen, um dahin zu gelangen, wo sie nach dem anderen Dampfer glaubten hinüberspringen zu können, als Nicodemo seinen Führer plötzlich an der Schulter packte und zurückhielt. Zugleich wies er nach der obersten Bedachung des Nachbardampfers hinauf. Dort war er eines Mannes ansichtig geworden, der, den alten Schornsteinkasten als Rücklehne benutzend, sich so niedergelassen hatte, daß er das Ufer weit aufwärts und abwärts zu übersehen vermochte.

In scharfen Umrissen zeichnete seine Gestalt sich von dem mondhellen Himmel ab. Das Haupt ruhte beinahe auf den emporgezogenen Knieen, die er mit beiden Armen umschlungen hielt. Der Hut war infolge dessen weit nach dem Hinterkopf hinaufgeglitten. Er versah dort oben augenscheinlich das Amt eines Wachtpostens, mochte indessen, im Bewußtsein völliger Sicherheit, der ihn übermannenden Müdigkeit nachgegeben haben; denn längere

Zeit beobachteten die beiden Gefährten ihn gespannt, ohne ein Lebenszeichen an ihm zu bemerken.

Weiter um sich spähend, gewahrten sie, daß auf dem Hinterschiff eine Laufplanke den zwischen den beiden Fahrzeugen bestehenden Zwischenraum überbrückte, ferner, daß der Dampfer, auf welchem sie sich befanden, mit dem Bug hart am Ufer lag, wogegen der andere, augenscheinlich leck und infolge dessen tiefer in's Wasser hinabgesunken, durch eine gegen sechs Ellen breite Stromfläche vom Ufer getrennt wurde. Es ergab sich daraus, daß die zeitweise auf letzterem verkehrenden Leute ihren Weg jedesmal über den anderen Dampfer wählen mußten.

Von Zweifeln befangen und in der Besorgniß, von dem Wachtposten entdeckt zu werden, wagten sie nicht, sich von der Stelle zu rühren. Erst nach längerer Zeit, als sie auf dem gegenüberliegenden Dampfer eine Thür gehen hörten, gleichzeitig, durch die dazwischen liegenden Räumlichkeiten und Holzwände gedämpft, das Murmeln einer Anzahl zu einander sprechenden Männer zu ihren Ohren drang, und der Posten auf dem Oberdeck sich träge aufrichtete, dachten sie an ihre fernere Sicherheit. Leise schlichen sie bis dahin zurück, wo eine viereckige Oeffnung im Fußboden ihnen entgegengähnte. Dieselbe untersuchend, fanden sie wohl eine nach unten führende Treppe, allein deren Tragfähigkeit nicht trauend und das geräuschvolle Krachen und Splittern morschen Holzes fürchtend, benutzten sie dieselbe nur als Stütze, als sie, mit den Armen den Rand der Oeffnung zum Halt wählend, rückwärts in dieselbe hinabglitten. Zu ihrer Ueberraschung kamen sie in der Tiefe von vier bis fünf Fuß auf eine feste Holzanhäufung zu stehen, so daß sie, ohne mehr als ihre Stirnen preiszugeben, über das Unterdeck des Nachbardampfers hinzuspähen vermochten.

Das Murmeln war unterdessen lauter geworden, in=

dem eine Anzahl Männer die Kajüte verließ und eine Weile auf dem sich vor derselben erstreckenden Altan säumte, bevor sie sich anschickte, die steile Treppe hinabzusteigen."

„Numero acht!" rief endlich eine Stimme halblaut nach dem Oberdeck hinauf. Es waren die ersten Worte, welche die beiden Gefährten verstanden.

„Aye, aye!" hieß es ebenso vorsichtig zurück.

„Ist die Luft rein?" fragte die erste Stimme wieder.

„So weit meine Augen reichen, rührte sich nichts," antwortete der Wachtposten, indem er zu den übrigen Männern hinunterkletterte.

Abermals folgte wirres Durcheinanderreden. Man schien sich über irgend einen Gegenstand ereifert zu haben und nicht zu einer Einigung gelangen zu können.

„Was kann dies Alles helfen," drang es endlich wieder verständlich zu den Gefährten herüber, „mit nutzlosem Erörtern verlieren wir Zeit. Soll etwas gethan werden, so muß es bald geschehen, oder es wird zu spät. Da indessen noch Meinungsverschiedenheiten obwalten, so schlage ich vor, zu übermorgen Nacht eine neue Zusammenkunft anzuberaumen. Bis dahin haben Einzelne von uns sicher Gelegenheit gefunden, Näheres über die Sachlage in Erfahrung zu bringen."

Billigende Antworten flossen ineinander, und aus dem dumpf polternden Geräusch ging hervor, daß man sich auf der baufälligen Treppe abwärts tastete. Kurzes Zögern folgte, indem man sich von einander verabschiedete, um in längeren und kürzeren Zwischenpausen sich paarweise auf den Heimweg zu begeben.

Wie die beiden Gefährten vorausgesehen hatten, geschah es. Zunächst unterschieden sie die schattenähnlichen Gestalten, wie dieselben sich dem Hinterschiff zu bewegten und die Laufplanke überschritten. Sie hörten noch, daß

die Vordersten sich ihnen näherten, dann tauchten sie gänzlich in ihr Versteck hinab.

„Die Secession geht unfehlbar ihrem Ende entgegen,“ verstanden sie gleich darauf die von schweren Schritten begleiteten Worte, und tiefe Erbitterung klang aus der Stimme hervor, „ihr Untergang ist nur noch eine Frage der Zeit. Wo einst Ueberfluß auf den Plantagen herrschte, in patriarchalischen Verhältnissen die Sklaven sich glücklich fühlten, da werden die gastlichen Heimstätten in Trümmer sinken, die grünenden und blühenden Gefilde sich in einen Mantel giftigen Unkrautes hüllen. Was bleibt uns da Anderes übrig, als dafür zu sorgen, daß der Zusammenbruch der durch Jahrhunderte geheiligten Institutionen wenigstens nicht ungerächt bleibt. Und fiele nur Einer vom Tausend als Opfer und es wäre ein hervorragendes Mitglied unserer Gegner, so besäßen wir wenigstens etwas, worüber wir frohlocken dürften.“

Die beiden Verschworenen schritten oberhalb der verborgenen Gefährten hinweg. Dicht vor ihren Ohren dröhnten die Planken unter deren Füßen. Durch die Erschütterung gelöst, rieselten Staub und Sand aus den durch Verwitterung erweiterten Fugen auf sie nieder. Nur des knarrenden Weichens eines Brettes unter ihrer Last, vielleicht eines lauteren Athemzuges bedurfte es, um sie zu verrathen und den Angriff einer ihnen zehnfach überlegenen Zahl unerbittlicher Feinde herbeizuführen.

„Ich hoffe noch immer auf den Erfolg der Unserigen im Staate Missouri,“ lautete die finster ertheilte Antwort, „soviel ich weiß, ist Alles so eingeleitet, daß die eigentliche Entscheidung —“

Das Weitere ging auf dem Vorderschiff verloren, wo nach kurzer Frist die beiden unheimlichen Genossen auf’s Ufer sprangen.

Wiederum schritten zwei oder drei Männer über die

Laufplanke. Anstatt den voraufgegangenen Mitverschworenen zu folgen, wählten sie den Weg auf der anderen Seite des Kajütenbaues herum und über das Boot und Fegefeuer hinweg.

Nicodemo, obwohl eine eiserne Natur, fühlte, wie bei dem Gedanken an Oliva seine Brust sich zusammenschnürte. Er begriff, daß von der Plattform aus nur ein etwas aufmerksamerer Blick niederwärts gesendet zu werden brauchte, um den Bootsrand zu entdecken; aber auch daß Fegefeuer, um den unbarmherzigen Verfolgern nicht in die Hände zu gerathen, sich in's Wasser stürzen oder in dem nahen Schaufelrad verkriechen würde, was zugleich sein und Alonso's unabweisliches Verderben herbeigeführt hätte. Mit angehaltenem Athem lauschten Beide. Das Dröhnen der Schritte auf dem hohl liegenden Holzwerk klang, als ob es in dem Kielraum selbst erzeugt worden wäre. Dazu gesellten sich eifrig erörternde Stimmen, welche der Hoffnung Raum gaben, daß das Boot unbemerkt bleiben würde. Dann athmeten sie auf. Aus dem Geräusch ging hervor, daß die verhängnißvolle Stelle hinter den Unheil brütenden Männern lag, und gleich darauf unterschieden sie, wie dieselben ebenfalls den Dampfer verließen.

Nur einmal noch waltete die Gefahr des Entdeckens; dann wählten die einzelnen Gruppen den kürzeren Weg, welchen die ersten Verschworenen eingeschlagen hatten, und wie zuvor erhaschten die beiden Gefährten auch jetzt jedesmal einzelne Worte und Bemerkungen. Dieselben beseitigten die letzten Zweifel, daß es in der That eine Anzahl Mitglieder des berüchtigten Clu-Clux-Clans, welche den Dampfer zur nächtlichen Brutstätte für ihre verworfenen Pläne auserkoren hatte. Namen wurden nicht genannt, aber aus einzelnen Andeutungen ging unwiderleglich hervor, daß Mordstahl und Strick über ahnungs-

losen Häuptern schwebten, von welchen man ein Kreuzen der eigenen dunklen Unternehmungen fürchtete.

Wie die geheimnißvollen Männer das Ufer betraten, verschwanden sie auch geräuschlos in der Richtung nach der Stadt, so viel wie möglich verschiedene Wege einschlagend. Wer den einzelnen Gruppen begegnete, mußte sie für verspätete Wanderer halten, die in keinerlei Beziehung zu einander standen, bis endlich die ersten Häuserreihen sie gleichsam verschlangen.

Noch immer ihre Bewegungen vorsichtig abmessend, verließen Alonso und Nicodemo ihr Versteck. Beide Dampfer lagen jetzt vollständig lautlos. Das letzte Leben schien in ihnen erstorben zu sein. Eine Weile lauschten sie mißtrauisch. Nachdem gegen achtzehn Männer über sie hinweggeschritten waren, konnten sie nicht glauben, daß noch Jemand zurückgeblieben sei.

„Jetzt an's Werk," raunte Alonso dem Gefährten zu, „bevor der Morgen heraufzieht, müssen wir fertig sein."

„Man scheint Sie gut unterrichtet zu haben," erwiederte Nicodemo.

„So gut, wie es durch einen Verräther aus den Reihen des Clans selber nur geschehen konnte. Wenn das Schiff sinkt, flüchten die Ratten. Was klingender Gewinn vorbereitete, das vollendete der Wunsch, später gegen Nachstellungen durch die Behörden gesichert zu sein. Er spielt ein gefährliches Spiel, doch er weiß, daß er von mir nichts zu fürchten hat."

Während dieses Gespräches hatten sie sich geräuschlos nach der Laufplanke hinüber begeben. Kaum aber waren sie vor derselben eingetroffen, wo der Schatten der Gallerie sie noch bedeckte, als auf deren anderem Ende eine Thür sich öffnete und ein hinter derselben brennendes Licht verlöscht wurde. Die Thür fiel zu, der Schlüssel knirschte im Schloß und eiligen Schrittes betrat ein Mann die

Planke. Gleichzeitig entdeckte er Nicodemo und Alonso, und in ihnen Mitverschworene vermuthend, sprach er, während er die Blicke vor sich auf den schmalen Steg gerichtet hielt, seine Stimme gewohnheitsmäßig dämpfend: „Des Henkers will ich sein, wenn ich nicht glaubte, den verrotteten Bau als Letzter zu verlassen. Ein unheimlicher Aufenthaltsort für 'nen einzelnen Mann. Aus jedem Winkel lugen Gespenster, möchte man wähnen. Das nächste Mal mag ein Anderer das Aufräumen und Verschließen besorgen. Gut, daß ihr da seid. In Gesellschaft geht es sich angenehmer."

Er hatte die Planke verlassen und stand Nicodemo gegenüber, hinter welchem Alonso's Gestalt mehr mit der Bretterwand zusammenfiel.

„Welche Nummer?" fragte er ahnungslos.

Befremdete ihn aber schon, daß er keine Antwort erhielt, so mußte er auch an der vom Schatten verschleierten Erscheinung des vor ihm Stehenden etwas entdecken, was seinen Argwohn erregte; denn zuerst sich ihm näher zuneigend, prallte er sichtbar erschrocken zurück; zugleich riß er den Revolver aus dem Gurt. Nicodemo verharrte regungslos. Nur sein rechter Arm, der so lange anscheinend schlaff niederhing, schnellte flüchtig nach vorne. Es war, als hätte er den entsetzten Clansgenossen kaum berührt gehabt, und doch neigte dieser sich mit einem tiefen, seufzerartigen Ton immer weiter hintenüber, bis er endlich das Gleichgewicht verlor, über Bord fiel und die Fluthen des Stromes sich brausend über ihm schlossen.

„Caramba!" fluchte Nicodemo vor sich hin, ein Zeichen seiner heftigen Erregung, indem er sich Alonso zukehrte, „wenn es Einer von uns sein mußte, so war es besser, es traf Jemand, der es hundertfach verdiente. Allmächtiger! Wohin führen die entfesselten Leidenschaften in diesem unheimlichen Kriege? Wo bleibt der Werth eines

Menschenlebens? Es ist furchtbar. Das hätte ich nicht erwartet, auch nicht gewünscht. Wären wir doch zu einer anderen Zeit hierher gegangen."

„Wer konnte ahnen, daß die Schurken über Mitternacht hinaus bis in die Morgenstunden hinein hier tagen würden," versetzte Alonso kaltblütig. „Doch wir sind noch nicht fertig. Zurück können wir nicht mehr, oder wir versäumen die letzte Möglichkeit, unseren Zweck zu erreichen. Hoffentlich befindet sich kein Anderer mehr in der Nähe."

Nicodemo hatte seine Fassung zurückgewonnen und schritt dem Gefährten voraus nach dem anderen Dampfer hinüber.

„Sie hörten," bemerkte er finster, „der Unglückliche war der letzte Nachzügler. Man wird ihn vermissen und Nachforschungen nach ihm anstellen; da ist es rathsam, die Sache so hinzustellen, als ob er sein Ende durch eigene Unvorsichtigkeit herbeiführte." Gleich darauf verschwanden sie im tiefen Schatten des öden Holzbaues. Zwei vermorschte Thüren erbrachen sie mit leichter Mühe, bevor die alte Kajüte vor ihnen lag. Nachdem sie Licht angezündet hatten, überzeugten sie sich, daß alle Fenster und Fugen dicht verhangen und verstopft waren, was genugsam erklärte, daß sie bis zum letzten Augenblick keine Ahnung von der Anwesenheit der zur Berathung versammelten Finsterlinge erhielten. Es war dies eine Vorsichtsmaßregel, welche nunmehr ihnen selbst zu statten kam. Außer den von Motten zerfressenen Polsterbänken befanden sich nur noch solche Sitze vor, die von Brettern und Kisten hergestellt worden waren. Jetzt lag Alles bunt durcheinander, als ob seit Außerdienststellung des Schiffes kein Sterblicher den schwammig duftenden Raum betreten habe. Alonso hielt flüchtig Umschau, dann schritt er nach dem äußersten Ende der Kajüte hinüber, wo vier Wandschränke dieselbe abschlossen. Dieselben waren ur-

sprünglich zur Aufbewahrung von Gläsern, Karaffen, Porzellan und Tischzeug bestimmt gewesen. Ohne Säumen gingen die Gefährten an's Werk, dieselben durch Eindrücken der Thürfüllungen zu öffnen.

In den beiden ersten fanden sie aus schwarzem leichten Stoff angefertigte Talare und ähnliche Schleierkappen. Alles rissen sie heraus, ohne auf das zu stoßen, was sie suchten. Erst als sie den dritten, anscheinend leeren Behälter einer genauen Prüfung unterwarfen, entdeckten sie ganz unten in der Höhe des Fußbodens, wo die Blicke leicht darüber hinwegglitten, ein unscheinbares Kistchen. Auch das erbrachen sie, und nachdem sie sich überzeugt hatten, daß dasselbe bis zur Hälfte mit Schriftstücken und offenen Briefen angefüllt war, schickten sie sich an, den Dampfer zu verlassen. Doch nicht auf dem nächsten Wege gingen sie, sondern von Koje zu Koje, von Gemach zu Gemach, sogar bis in den Maschinenraum hinunter, und überall weilten sie einige Minuten eifrig beschäftigt, bevor sie mit dem brennenden Licht ihre Wanderung fortsetzten. Als sie die Planke wieder betraten, meinte Nicodemo in Fortsetzung eines zwischen ihnen schwebenden Gespräches: „An dem morschen Kasten ist nichts gelegen. Wir ersparen dem Besitzer nur die Mühe und Kosten des Abbruchs. Wer weiß, er mag selbst zu den Mitgliedern des Clans zählen, dann um so besser. Wie die Herren sich das Ereigniß auslegen und ob sie es in Beziehung zu dem verschwundenen Genossen bringen, ist gleichgiltig. Unser Zweck ist erreicht."

Sie befanden sich auf der Außenseite des Dampfers, wo Fegefeuer auf ihren Ruf mit dem Boot unter der Plattform hervorkroch.

„O Gentlemen," hob er beinahe athemlos an, „ich hab' mich erstaunlich geängstigt da unten. Ich meinte, die Brut hätte die Gentlemen überfallen und umgebracht —"

„Gut, gut, Schlingel," beschwichtigte Nicodemo, indem er, das Kistchen unter dem Arme, Alonso voraus in das Boot hinabstieg, „wenn Dir an meiner Freundschaft gelegen ist, aber auch an Deinem Leben und dem unserigen, so wirst Du nie eine Silbe darüber verlauten lassen, was Du in dieser Nacht erlebtest."

„Ich kann schweigen, Herr, mächtig schweigen," versetzte Fegefeuer, welcher den Rand der Plattform gepackt hielt und, die Füße gegen die Bootswand gestemmt, mit aller Kraft gegen die Strömung kämpfte, „ja, Herr, mächtig schweigen. Mein Vater war der beste schwarze Gentleman der Welt; trotzdem mußte er hängen, wie ein —"

„Ich weiß, Junge," schnitt Nicodemo ihm das Wort ab, „jetzt leg' Dich nieder, oder Du gehst noch über Bord, und das wäre schade um Dich. Da, nimm das Kistchen und halte es fest mit beiden Armen. Fällt's in's Wasser, so sende ich Dich ihm nach."

An dem Dampfer sich entlang schiebend, erreichten die Gefährten nach kurzer Frist freies Fahrwasser. Dort legten sie die Riemen zwischen die Pflöcke, und den Bug des Bootes halb gegen die Strömung gerichtet, trieben sie es mit kräftigen Schlägen auf den wirbelnden Wasserspiegel hinaus.

„Gentlemen, da brennt's!" brach Fegefeuer mit scharf hervorklingender Schadenfreude das eingetretene Schweigen, als das Boot, obwohl dem jenseitigen Ufer zustrebend, allmählig an den beiden Dampfern vorübergetragen wurde.

„Ja, es brennt," bestätigte Nicodemo ingrimmig, „schade d'rum, daß Diejenigen, die vor einer halben Stunde noch an Bord weilten, nicht in den Flammen rösten. Und noch einmal, Schlingel, hätten wir den ganzen Mississippi angezündet, so dürftest Du es nicht gesehen haben. Jetzt schweige, oder Dein Krähen wird über's

Wasser bis dahin getragen, wo es nicht gehört zu werden braucht."

Und es brannte in der That auf dem Dampfer. Vorläufig rief es indessen nur den Eindruck hervor, als ob Leute mit Lampen und Laternen in der Kajüte und den leeren Maschinenräumen ab und zu gelaufen wären. Die oberhalb des der Vernichtung preisgegebenen Schiffsgebäudes gen Himmel wirbelnde und sich schwerfällig landwärts neigende Rauchwolke zeugte indessen dafür, daß der Brand es ernstlich meinte. Die beiden Männer ruderten aus Leibeskräften. Trotzdem trieb das Boot immer weiter stromabwärts. Sie saßen so, daß sie, halb über die Schulter blickend, den brennenden Dampfer fortgesetzt im Auge behielten. Gleichsam mechanisch überwachten sie, wie bald hier, bald dort kleinere Flammen sich ihren Weg in's Freie hinaus bahnten und langsam von dem Hintertheil nach dem Bug hinüberschlichen. Doch erst nachdem sie ungefähr den dritten Theil der Stromesbreite hinter sich gelegt hatten, einigten die Flammen sich zu einer hoch emporschlagenden Feuersäule. Das mit Theer und Firniß getränkte, zugleich aber ausgedörrte Holz, bot dem vernichtenden Element zu empfängliche Nahrung.

Der wachsenden Hitze vermochte auch der andere Dampfer nicht lange Widerstand zu leisten. Anstatt, wie der erstere, von innen heraus, entzündete dieser sich mit rasender Schnelligkeit von außen, seine Feuergarben mit denen des Nachbars zu einem weithin leuchtenden Zeichen vereinigend.

Ein schauerlich schönes Bild war es, was sich den Blicken bot.

Zu der hellen Lohe kontrastirte seltsam die sich träge abwärts wälzende Rauchwolke mit ihren blutrothen Reflexen; seltsam die klare, mit bläulichem Licht durch-

wobene Atmosphäre. Träumerisch sah der Mond auf die Scene der Vernichtung nieder; träumerisch auf den wirbelreichen Strom, auf welchem er, ähnlich dem sich spiegelnden Brande, eine zitternde Feuerbrücke vom Ufer bis zu dem, vor kräftigen Armen die Fluthen durchschneidenden Boote hinüberbaute. Der Morgenhimmel hatte sich röthlich gefärbt, den baldigen Anbruch des Tages verkündend. Wie ein Abglanz der beweglichen Lohe erschien es.

Das östliche Ufer lag bereits vor den unermüdlichen Ruderern, als die Flammen endlich in sich zusammenbrachen. Hier und da mochte das Feuer einen Leck geschaffen haben. Wie ein sich schließendes Höllenthor erlosch der Brand. Vereinzelte funkensprühende Balken ragten noch hier und da über den Wasserspiegel empor, während andere, die glimmende Seite nach oben, von der Strömung davongetragen wurden.

Bis dahin hatten die Gefährten kaum ein Wort miteinander gewechselt. Erst als das unheimliche Schauspiel ihre Aufmerksamkeit nicht länger fesselte, bemerkte Nicodemo wie im Selbstgespräch: „Wollte Gott, das Morden und Schlachten nähme ein Ende. Es ist eine furchtbare Zeit. Menschenleben zu zertreten wird zur Gewohnheit. Kindergemüther werden vergiftet. Frauen, von der Natur im höchsten Grade bevorzugt und geschaffen, dem Glück eine dauernde Stätte zu bereiten, verwandeln sich in Tigerinnen. Werden sie jemals wieder den besänftigenden Einflüssen des Friedens, einer heiligen Liebe zugänglich sein? Es ist furchtbar.“ Schärfer peitschte er die Fluthen, als hätte er sie für Alles verantwortlich machen wollen, was ihm zur Zeit als ein schwarzes Verhängniß vorschwebte.

Alonso, bereits vertraut mit der oft jäh wechselnden Stimmung des Gefährten, vermied, an dessen Betrachtungen anzuknüpfen. Der Bug des Bootes stand jetzt

stromabwärts. In der Entfernung von etwa dreißig Ellen am Ufer hintreibend, wo der Schatten einer Waldung nach dem Wasserspiegel hinaufreichte, behielt er dasselbe scharf im Auge. So verrannen vielleicht zehn Minuten, als er das Boot herumwarf und auf eine Einbuchtung des Stromes zuhielt. Es war die Mündung eines Baches. Nicodemo, in düstere Grübeleien versunken, ruderte gewissermaßen willenlos. Die veränderte Richtung beachtete er kaum. Bald darauf überdachten die Wipfel hoher Bäume das Boot. Ein Weilchen arbeiteten die Gefährten sich noch in seichtem Wasser landeinwärts, bevor sie landeten, und das Boot festlegend, setzten sie ihren Weg zu Fuße fort.

Das Kistchen hatte Nicodemo wieder an sich genommen. Fegefeuer, der sich offenbar auf vertrautem Boden befand, schritt als Führer voraus.

Nach kurzer Frist gelangten sie auf dicht bewaldeten Sumpfboden; und abermals nach kurzer Wanderung betraten sie eine Lichtung, auf welcher sich mehrere Blockhütten und offene Schuppen erhoben. Vor die nächste, etwas umfangreichere hintretend, pochte Fegefeuer an die Thür. Eine seltsam krähende Stimme antwortete. Schurren und Stampfen schwerer Füße folgte; die Thür öffnete sich und in derselben stand ein baumlanger Neger. Es war jetzt hell genug, um in seinem schwarzen Gesicht den Ausdruck freudigen Erstaunens zu erkennen. Derselbe stand in eigenthümlichem Widerspruch zu der schweren Holzkeule, welche er mit der rechten Faust schulterte.

„Du bist's, Fegefeuer?“ sprach er lustig grinsend; „ich hörte es schon am Klopfen. Hätten aber auch Südliche sein können, die heimlich nach entlaufenen Farbigen forschten; da möchte ich ihnen erstaunlich schnell die Schädel zerbrochen haben. Verdamm sie — es gibt keine Sklaven mehr — alle freie Gentlemen geworden —“ Er

wurde Nicodemo's und Alonso's ansichtig und verneigte sich linkisch ehrerbietig. „Willkommen hier," fuhr er redselig fort, „hab' gewartet auf Sie seit Mitternacht. Ebenso lange warten frische Buchweizenkuchen, 'ne gebratene Hammelskeule und Ihr Bett', ein erstaunlich feines Bett obenein —"

„Gut, gut, Tommy," unterbrach ihn Nicodemo, und aus seinem Wesen ging hervor, daß er zu einem alten Bekannten sprach, „ich bin nicht Herr meiner Zeit, das weiß Keiner besser, als Du. Bevor wir essen und uns zur Ruhe begeben, möchte ich noch einige Fragen an Dich richten, die selbstverständlich unter uns Dreien bleiben —" und er wies auf den herantretenden Gefährten.

„Hinein mit Dir, Fegefeuer," fiel Tommy zu seinem munteren Neffen gewendet ein, „hinein, bevor ich Dir Beine mache. Du weißt, wo Du Kürbisbrei und Maisbrod findest. Davon verschlinge, so viel, wie Du magst — wenn Du platzest, werd' ich's schon hören — dann leg' Dich auf's Ohr," und nachdem Fegefeuer in der Hütte verschwunden war, zu seinen beiden Gästen: „Soll's zwischen uns Männern bleiben, braucht's der Junge nicht zu hören."

„Bist ein kluger schwarzer Gentleman," erklärte Nicodemo gutmüthig spöttelnd, „doch zunächst, Tommy: sind wieder Flüchtlinge aus dem Süden bei Dir eingetroffen?"

„Sicher, Herr; kaum ein Tag verstreicht, ohne daß einer bei dem Tommy vorspricht. Gehen auch immer welche ab, denen ich Arbeit verschaffte, oder die in die Unionsarmee eintreten. Verdammt, Herr, das sind feine Soldaten; die werden's den Südlichen ordentlich heimzahlen."

„Kannst Du in den nächsten vierzehn Tagen ein halbes Dutzend der zuverlässigsten so bereit halten, daß sie bei mir auf zweimalvierundzwanzig Stunden in Dienst treten? Du weißt, ich verlange keine Arbeit, ohne dafür zu zahlen."

„Sicher, Herr, sogar zwei Dutzend von der besten Sorte. Es kommt nur d'rauf an, ob sie's zu leisten vermögen."

„Einer Wasserfahrt gilt's auf dem Mississippi. Wohin, ist Nebensache."

„Richtige Bootsleute, Herr, ich werde sie aussuchen; Burschen, die ein Ruder hantiren, als ob's ein Rohrhalm wäre."

„Gut, Tommy, bis zur entscheidenden Stunde läßt Du indessen nichts darüber verlauten. Es handelt sich nämlich um ein großes Geheimniß. So viel ich weiß, bist Du im Besitz zweier Böte?"

„Zweier Böte, wie sie der Mississippi nie feiner auf seinem Rücken trug. In dem einen kam der Herr herüber. Das andere ist dreimal so groß."

„Um so besser, Tommy! Das Weitere verabreden wir später. Fegefeuer muß so lange in der Stadt bleiben, um Dir jederzeit Nachricht zutragen zu können. Ich hoffe übrigens, Deine farbigen Schützlinge betragen sich so, daß sie in der Nachbarschaft kein Aergerniß erregen und infolge dessen deren Aufmerksamkeit auf mich und mein Thun lenken."

„Wie Gentlemen betragen sie sich, Herr, und daß sie die Hand auf keines Fremden Eigenthum legen, dafür sorge ich. Jeder, der kommt, muß mir sein Geld einhändigen, und Mancher bringt eine gute Tasche voll, mag's immerhin im Süden gestohlen sein. Doch ob viel oder wenig, Alles kommt in einen Topf, aus dem werden sie erstaunlich gut verpflegt. Braucht Jemand willige Hände zur Arbeit, so findet er sie beim Tommy. Das farbige Volk soll beweisen, daß es werth ist, von den Unionsleuten befreit zu werden."

„Recht so, Tommy; von allen farbigen Gentlemen bist und bleibst Du der vornehmste. Doch jetzt hinein

mit uns. Hinter mir und meinem Freunde liegt eine schwere Nacht. Wir sehnen uns nach Rast und einem Mahl, so gut Du es uns zu bieten vermagst. Einige Tage werde ich hier verweilen, möchte aber unbemerkt bleiben; das präge Deinen Leuten ein. Fegefeuer muß indessen schon heut zur Stadt. Auch mein Freund hier wird seinen Aufenthalt unter Deinem Dache gern abkürzen wollen."

„All right, Sir," versetzte der Neger stolz, und ohne Säumen führte er die beiden Gefährten in die Hütte, wo bald darauf ein dampfendes Mahl vor ihnen auf dem Tische stand.

Die Sonne war bereits aufgegangen, als sie sich wieder erhoben. Bevor sie die auf dem Bodenraum für sie hergestellten Lager aufsuchten, kauerten sie noch einmal vor dem als Küchenherd dienenden Kaminfeuer nieder. Zwischen ihnen stand das erbeutete Kistchen. Blatt auf Blatt, Brief auf Brief entnahmen sie demselben, jedes einzelne Stück aufmerksam prüfend, bevor sie es entweder als nutzlos in die Flammen warfen oder als von größerem Werth zur Seite legten. So entstand allmählig ein Packetchen von mäßigem Umfange, welches Nicodemo sorgfältig auf seinem Körper barg. Zum Schluß legten sie die auseinander gebrochene Kiste auf die Gluth, von welcher sie binnen kurzer Frist in Asche verwandelt wurde.

Damit war die letzte Spur vernichtet, welche von Verräthern hätte ausgenutzt werden können.

Vierzehntes Kapitel.

Seit mehreren Tagen theilte Margaretha ihre Wohnung mit Oliva, und während dieser Zeit hatte Letztere dieselbe nur in den Abendstunden verlassen, um sich an Margaretha's Seite in dem Garten zu ergehen. Wenn aber

tiefer, undurchdringlicher Ernst sie umhüllte, zuweilen sogar in einem Grade, daß sie der neugewonnenen lieblichen Freundin heimliche Scheu einflößte, so gab es auch wieder Stunden, in welchen sanfte Schwermuth sie beherrschte. Dann ergriff das herzliche Entgegenkommen Margaretha's sie in einer Weise, daß Thränen in ihren Augen zusammenliefen, jeder einzelne Blick auf das freundliche Antlitz eine rührende Bitte um Nachsicht in sich barg. In solchen Stunden mochte ihr vorschweben, daß sie selbst einst ähnlich vertrauensvoll und jugendselig in die Zukunft hinausschaute, in gleicher Weise mit einem Gefühl unendlicher Zufriedenheit dem nächtlichen Schlaf in die Arme sank, um beim Erwachen wie die Vögel des Waldes den heraufziehenden Tag jubelnd zu begrüßen.

Wohl ereignete es sich, daß jene traumartig auftauchenden Erinnerungen plötzlich von düsteren Schatten verdrängt wurden und sie ihre Hand der Margaretha's jäh entriß, als ob sie befürchtet hätte, durch ihre Berührung das neben ihr einherschreitende Bild holder Unschuld zu entweihen; jedoch nur, um sie alsbald wieder zu ergreifen, sie trotz des Widerstrebens der schmerzlich erstaunten Gefährtin an ihre Lippen zu erheben und mit Küssen und heißen Thränen zu bedecken.

„Wer so sein könnte, wie Sie," sprach sie mit ihrem tiefem Organ unter dem Andrange der sie überwältigen Empfindungen, „möge Ihr reiner Seelenfriede Ihnen erhalten bleiben für und für, ein übelwollendes Geschick Sie nie mit Menschen zusammenführen, denen nichts heilig —" sie brach ab. Unter Aufbietung ihrer äußersten Kräfte sich emporrichtend, suchte sie sich zu ermannen, von sich auszuscheiden, was Margaretha eben noch milde berührte, sie selbst dagegen bis in's Mark hinein gleichsam feindselig durchzitterte.

„Ich trachte nicht darnach, Ihre gewiß traurigen Er=

fahrungen kennen zu lernen," versetzte Margaretha tröstlich, und zärtlicher schmiegte sie sich an die stolz, beinahe trotzig erhobene schöne Gestalt an, „unmöglich aber können dieselben Ihnen alle Wege zu Glück und Zufriedenheit gänzlich verschließen. Es bedarf sicher nur des Rathes und Beistandes treuer Freunde, um Sie vergessen zu machen, was hinter Ihnen liegt. Und Sie sehen ja, wohin Sie kommen, schlagen die Herzen Ihnen entgegen. Zu der Bewunderung Ihrer Kühnheit, zu der Achtung vor der Selbstlosigkeit, mit welcher Sie sich dem Dienst des Vaterlandes weihen, gesellt sich auch das Gefühl aufrichtiger Zuneigung, der Wunsch, die Bahnen vor Ihnen zu ebnen — der treuherzige alte Onkel sprach es offen zu mir aus, und aus voller Ueberzeugung pflichtete Doktor Krehle ihm bei — wenn Sie sich nur entschließen könnten, einem Leben zu entsagen, welches, abgesehen von den furchtbaren Gefahren, Ihren, wenn auch kräftigen Körper, aufreiben muß," und mit unverkennbarer banger Theilnahme harrte sie einer Erwiederung.

Oliva war auf einer Stelle stehen geblieben, wo das Mondlicht sie voll traf. Die Blicke starr vor sich auf den Pfad gerichtet, erzeugte es den Eindruck, als hätte Margaretha's kosende Stimme einen Einfluß auf sie ausgeübt, ähnlich süßem Drosselschlag, dessen Töne ergreifend zum Herzen dringen, auch ohne daß sie von Worten getragen werden. Was in ihrem Inneren vorging, wußte sie nur allein, aber tiefer neigte sie den schlanken Nacken unbewußt, wie unter dem wachsenden Gewicht einer ihr aufgebürdeten Last. Plötzlich schüttelte sie sich leicht. Es war wie ein Schauder, der ihre Gestalt durchlief. Dann richtete sie sich straff empor, und zwar mit einer Heftigkeit, daß Margaretha vor ihr erschrak. Ihr Antlitz erschien im Mondlicht todtenbleich. Die starken Brauen hatte sie tief gerunzelt. Unter denselben hervor aber

leuchtete es wie Blitze, die planlos nach einem Ziel suchen. Doch wenige Sekunden, und aus den großen dunklen Augen lugte wieder jenes ergreifende Flehen. Nur um den festgeschlossenen Mund lagerte noch eine Mahnung an den starren Willen, der durch nichts erschüttert werden konnte.

„Unmöglich," sprach sie hart, doch milderte ihre Stimme sich alsbald wieder zu dem alten Wohlklang; „Sie sind so gut, so edel gesinnt, meinen es so treu, und dennoch kann ich nur wiederholen: unmöglich. Schrecken Sie indessen nicht vor mir zurück; denn das, was mich gewaltsam in das verzweifelte Dasein hineintrieb, ist nichts, dessen ich mich zu schämen brauchte. Nein, nicht mir fällt die Schuld dafür zu, daß ich meinem Geschlecht gewissermaßen entsagte, es nur noch die einzige Genugthuung für mich gibt, dem Befehle eines böswilligen Geschickes, welches kein Mitleid, kein Erbarmen kannte, bis an's Ende zu gehorchen. Nein, eine Umkehr ist nicht mehr möglich; wenigstens so lange nicht, wie eine bestimmte Aufgabe, geheiligt durch Lebende und Todte, ihrer Lösung harrt. Wenige Tage werde ich noch unter Ihrem Dach weilen. Scheide ich dann von hier, so geschieht es mit dankerfülltem Herzen. Die Erinnerung an Sie und Ihr liebes Haus, und eine wahrhaft tröstliche ist es, wird nicht von mir weichen bis zum letzten Athemzuge. Weiter als ich eben gethan, kann ich mit meinem Vertrauen nicht gehen. Hören werden Sie wohl noch von mir, und geht Ihnen einst die Kunde zu, daß ich in dem von mir gewählten Beruf mein Ende fand, fern von den Stätten meiner Kindheit in die fremde Erde eingescharrt wurde, dann weihen Sie mir einen freundlichen Gedanken, jedoch ohne mich zu beklagen. Sagen Sie sich vielmehr, daß ein zertretenes Gemüth zur Ruhe gelangte; das aber, was mir vielleicht zum Vorwurf gereichen könnte, weit

überwogen wird durch das, was unschuldig zu tragen mir bestimmt gewesen."

Abermals durchlief ein Schauder ihre Gestalt. Wie düsterer Visionen sich erwehrend, strich sie mit der Hand über ihre Stirn. Im nächsten Augenblick hatte Margaretha beide Arme um ihren Hals geschlungen, und sich innig an sie anschmiegend, gab auch sie ihrer Wehmuth in Thränen Raum. Seitdem ihre Mutter zum ewigen Schlaf in die Erde gebettet worden, hatte sie Keinen mehr besessen, den sie mit hingebender Zärtlichkeit an ihr Herz hätte drücken mögen. Alle, sogar die ihre eigenen Wege wandelnden Brüder wie der ernste Vater, waren und blieben ihr mehr oder minder fremd. Jetzt aber schien es, als ob plötzlich das Wehr vor ihren so lange verhaltenen Herzensergüssen fortgezogen, sie in die fern liegenden Zeiten zutraulicher, Schutz bedürftiger Kindheit zurückversetzt worden wäre.

Oliva zitterte. Sie mochte sich vergegenwärtigen, wie ihr Weg oft genug über Blut und Leichen hinwegführte, ihre sichere Hand sogar selbst das Todesgeschoß entsendete, und noch wildere Scenen zu erwarten standen, in welchen eine Hauptrolle zu spielen sie als eine heilige Pflicht betrachtete. Sie zitterte, und doch gewann sie es nicht über sich, die rührende zärtliche Hingebung Margaretha's abzulehnen. Im Gegentheil: den Arm legte sie um die liebliche Gefährtin, sie mit einer Gewalt an sich pressend, als hätte sie sich nie wieder von ihr trennen wollen.

„Das sei Ihnen gesegnet viel tausendmal," sprach sie mit ihrem vor Innigkeit gedämpften tiefen Organ. „Was Sie jetzt an mir gethan haben, Sie ahnen es nicht. Wollte Gott, ich dürfte mich Ihrem besänftigenden Einfluß ganz hingeben; allein es kann nicht sein." Sie entwand sich Margaretha's Armen, und sie leise auf die Stirn küssend, fuhr sie mit plötzlich veränderter Stimme fort: „Ich muß

meinen Aufbruch beschleunigen, oder die Kämpfe, welche Sie absichtslos in meinem Inneren entfachten, werden immer schwerer. Um der Eindrücke willen, welche ich hier empfing, bereue ich nicht, unter Ihr Dach verschlagen worden zu sein. Wollen Sie mir aber eine Wohlthat, o, mehr noch, eine Liebe erweisen, so lassen Sie es bei dem heutigen Austausch unserer Empfindungen bewenden. Ich bedarf der Kraft und des Muthes zu dem Werk, welches noch vor mir liegt, und die versagen mir, wenn ich immer wieder zu einem Vergleich meiner Person mit der Ihrigen veranlaßt werde — wie der Abend so milde ist und der Himmel so sternenklar" — verfiel sie in einen sorglos erzählenden Ton, und sich gleichsam selbst marternd, aber auch ihren Willen stählend, fügte sie hinzu: „Und wie der Mond so friedlich darein schaut. Was sah er Alles? Ich denke vier Wochen zurück; damals leuchtete er ebenso friedlich. Ich befand mich oben am Kansas. Damals ahnte ich nicht, daß ich sein stilles Gesicht noch einmal von einer solchen Stelle aus betrachten würde." Sie schob ihren Arm unter den Margaretha's, und lustwandelnd sie mit sich fortziehend, sprach sie weiter: „Man sollte kaum glauben, daß unter einem solchen Himmel etwas Anderes, als ewiger Friede wohnen könne. Wie das alte Haus mit seinem wunderlichen Bilderschmuck so verschlafen daliegt, die Spätrosen und Reseda so süß duften. Ich kann mir sehr wohl vorstellen, daß dem guten alten Findegern dies abgeschlossene einfache Heim durch keine Schätze der Welt ersetzt werden könnte."

Margaretha athmete auf. Das räthselhafte Wesen Oliva's hatte sie zugleich mächtig angezogen und wieder mit einer gewissen Scheu erfüllt. Um so bereitwilliger ging sie auf diese neue Wendung des Gespräches ein. Nicht um die Welt hätte sie die Hand an die ungeahnten Wunden legen mögen, die so leicht wieder — sie hatte es

ja erfahren — zu bluten begannen. Und weiter wandelten sie in dem freundlichen Garten auf den verschlungenen Pfaden, bis endlich Martin Findegern's rauhe Stimme herübertönte, indem er sie zum gemeinsamen Mahl in's Haus rief. —

Seit mehreren Tagen war auch Houston zu Martin's aufrichtiger Befriedigung in der Werkstatt beschäftigt gewesen. Da er auf die Ankunft eines fremden Gastes vorbereitet war, so hatte man keinen Anstand genommen, ihn Oliva vorzustellen. Seine Theilnahme für die verwegene Texanerin erhielt aber einen doppelten Rückhalt dadurch, daß sie sich ihm gegenüber als im Dienst Kampbell's, des Spions, stehend bekannte. Offenherzig erklärte er, seitdem er das Schmerzenslager verlassen, habe er sich, um nicht gänzlich müßig zu bleiben, mit Begeisterung Denjenigen angeschlossen, deren Aufgabe, nicht nur die in St. Louis und der Nachbarschaft zerstreuten heimlichen Feinde der Union zu überwachen, sondern auch deren verrätherischem finsteren Wirken mit allen zu Gebote stehenden Mitteln entgegenzuarbeiten. Da er mit allen Verhältnissen wohl vertraut war, so galten seine Rathschläge stets als maßgebend. Dieselben erzeugten sogar eine Art Sicherheitsgefühl unter den Bewohnern des Schneckenhauses. Wußten diese sich doch, mit Rücksicht auf Oliva, von ihm gewissermaßen beschützt, und manche wichtige Nachricht, welche in Erfahrung zu bringen für Nicodemo beinahe bis zur Unmöglichkeit erschwert gewesen wäre, namentlich über die Bewegungen der in der Nachbarschaft von Kansas City sich zusammenziehenden Streitkräfte, verdankte sie seiner unermüdlichen Fürsorge. So äußerte er sich auch mißbilligend darüber, daß Margaretha die Tochter Palmer's zu ihren Schülerinnen zählte. Den dagegen erhobenen Einwendungen begegnete er mit der unumwundenen Erklärung, daß Findegern's Haus unter den verkappten

Rebellen als der Herd gefährlicher Umtriebe gegen die Secession verrufen sei und Harriet mit ihren Musikstunden nur den Zweck verbinden könne, sich über die dort verkehrenden Menschen Gewißheit zu verschaffen. Und es war ja bekannt, daß die Südländerinnen ihre Männer, Väter und Brüder an zügellosem Fanatismus und Opferwilligkeit für die von ihnen vertretene Sache noch übertrafen. Seinem dringenden Rath allein war nebenbei zuzuschreiben, daß Oliva sich während des Tages streng verborgen hielt, außerdem aber Nicodemo gerathen wurde, bei seinen gelegentlichen nächtlichen Besuchen die größte Vorsicht walten zu lassen.

So hatte das Bewußtsein der Gleichartigkeit der Gesinnungen die Bewohner des Schneckenhauses und Houston einander schnell näher gebracht; es wuchs das gegenseitige Vertrauen unter dem Einfluß des zwischen ihnen schwebenden Geheimnisses. Sogar Martin hatte den zunächst in ihm rege gewordenen Argwohn, der Kapitain habe es auf seine Nichte abgesehen, verloren. Es störte ihn nicht länger, ihn in freundschaftlichem Verkehr mit Margaretha zu sehen. Er betrachtete denselben vielmehr als eine natürliche Folge des Einverständnisses in einer ernsten, sogar bedrohlichen Angelegenheit. Befestigte sich aber seine eigene Freundschaft für den Kapitain angesichts des Eifers, mit welchem er sich in der Werkstatt nützlich machte, so mißfiel ihm andererseits die schnell zunehmende Gelenkigkeit seines Knies, dessen nothdürftige Heilung ihm als das Signal für das Aufgeben des kaum gewählten neuen Berufes galt. —

Die Feierabendstunde hatte geschlagen, und die ersten Dämmerungsschatten machten sich bereits bemerklich, als Houston sich in Margaretha's Begleitung nach dem Garten begab, um daselbst die Dunkelheit und damit Oliva zu erwarten. Gewissermaßen als Schildwachen hatten Martin

Findegern und Doktor Krehle auf der Veranda Platz genommen, wo sie sich alsbald in eine Unterhaltung über den Stand des Krieges und der Politik im Allgemeinen vertieften.

„Ich muß gestehen," meinte der ehrliche alte Sargfabrikant auf eine beiläufige Bemerkung des von ihm unzertrennlichen Gefährten, „seitdem ich selbst ein wenig mit in die Tagesereignisse eingreife, erhielt das Leben größeren Reiz für mich. Bless you, man besitzt wenigstens etwas, worüber man vor der Hobelbank delibriren mag, anstatt nur die Arme zu rühren und ein Liedchen d'rüber hinzusingen."

Krehle zuckte die Achseln in höchst verdächtiger Weise und bemerkte ausdruckslos: „Ein rechtschaffener Handwerker sollte sich überhaupt nicht um Politik kümmern. Das ist nämlich der nächste Weg zur Vernachlässigung des Geschäftes, und schließlich läuft er noch Gefahr, eines guten Tages, oder vielmehr Nachts, gehangen zu werden."

Martin Findegern packte den Rand seines hohen Hutes mit zwei Fingern, lüftete ihn leicht, gab ihm eine kriegerische Stellung, und seine Erwiederung mit einigen schweren Tabakswolken aus der bequasteten kurzen Pfeife einleitend, versetzte er gereizt: „Wer ist's denn, der Politik auftischt, sobald ich die Sägespäne von meiner Schürze klopfe? Doch kein Anderer, als der Herr Doktor Arminius Krehle. Gehe ich aber darauf ein, so geschieht's, weil meine Zunge ebenso wenig festgenietet ist, wie die Ihrige. Und hängen, meinen Sie? Sogar hier in St. Louis, einer Unionsstadt, wo jeder ehrenwerthe Bürger meine Ansichten theilt? Bless you! Die wären die Letzten, Hand an Unsereins zu legen, und wenn es zehnmal bekannt würde, daß ich eine Kundschafterin unter meinem Dach beherberge."

„Gern gebe ich das zu," spann Krehle das Gespräch mit unerhörter Gemüthsruhe weiter, „allein was die ehren=

werthen Bürger nicht besorgen, das führen Andere mit dem größten Vergnügen aus. Sie hörten von den Clu-Clux-Männern. Glauben Sie etwa, die — und es gibt ja solche hier am Ort — machten sich ein Gewissen daraus, nachdem sie Kunde von den Unterstützungen erhielten, welche Sie deren Todfeinden angedeihen lassen, unter dem Schutz der Dunkelheit den Zaun zu übersteigen, einem gewissen Herrn Martin Findegern einen Strick um den Hals zu legen und ihn aus dem eigenen Giebelfenster herauszuhängen, wie einen Krammetsvogel? Dergleichen geschähe wenigstens nicht zum ersten Male in diesem Malefizländle."

„Da hätte ich wenigstens das Vergnügen, Sie an meiner Seite hängen zu sehen," erwiederte Martin mit bissigem Lachen, „der gelehrte Herr Doktor Krehle aber fände die Genugthuung, in einer besseren Welt mit etwas mehr praktischem Sinn aufzuwachen, als er hier auf Erden bewiesen hat. Denn was ist dieser Clu-Clux-Clan? Bless you! Hirngespinnste, um Kinder in's Bett zu jagen, und nicht um einen festen Tischlermeister zu graulen. Der Kapitain Houston ist gewiß ein junger Mann erster Klasse, und Talent zum Tischler besitzt er ebenfalls; trotzdem glaube ich nicht Alles, was er über einen Clan erzählt, den er selber nie sah."

„Weshalb räth er so dringend zur Verheimlichung unseres Gastes?" hieß es gemächlich zurück, „doch nur um unserer Aller Sicherheit willen. Also muß der Sache Ernstes zu Grunde liegen. Aber es gibt Menschen, die, wenn sie wirklich wollten, für manche Dinge kein Verständniß besitzen."

Martin schob den Hut nach der anderen Seite hinüber, warf einen verstohlenen Seitenblick auf den gefürchteten Mundwinkel und antwortete erzwungen gleichmüthig: „Herr Doktor, alle Achtung vor Ihrer Malkunst

und Gelehrsamkeit; allein mit diesem Kompliment können Sie sich nur selbst gemeint haben, und da will ich nicht widersprechen; denn von Jemand, der in fünfundzwanzig Jahren kaum lernte, einen Sarg regelrecht zu lackiren, darf man nicht allzuviel erwarten."

„Vollkommen richtig," bemerkte Krehle, und außer dem berüchtigten Mundwinkel, der ein feines Tabaksrauchwölkchen entsendete, rührte sich keine Linie des selbstzufrieden schauenden, vollen Antlitzes. Anstatt aber fortzufahren, rückte er seinen Stuhl einen Schritt zur Seite, und Arme und Kopf auf die Brüstung lehnend, betrachtete er den Thorweg mit einer gewissen freundlichen Theilnahme.

Martin's Leidenschaftlichkeit erwachte. Einen Zornesblick sandte er Krehle zu, worauf er mit seinem Stuhl ebenso weit nach der anderen Seite hinüberrückte und in der Haltung dem Beispiel des Doktors folgte. So saßen die beiden alten Knaben da, als ob sie sich gegenseitig in den Abgrund der Hölle gewünscht hätten. Eine Minute verstrich und noch eine, ohne daß Einer von ihnen sich rührte. Krehle hätte lieber den Untergang der Welt abgewartet, bevor er, ein hervorragender Vertreter von Kunst und Wissenschaft, ein versöhnliches Wort an den guten Handwerksmeister richtete; Martin Findegern fühlte sich dagegen zu sehr als Gebieter auf seinem Grund und Boden, um sich von einem Hausgenossen beherrschen zu lassen.

Und abermals verstrichen zwei Minuten. Dann zog Martin die Tabaksdose hinter der Schürze hervor. Nachdem er durch deren Benützung die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hatte, reichte er sie, jedoch ohne ihn anzusehen oder sonst noch ein Glied zu rühren, seitwärts zu Krehle hinüber. Dieser bediente sich mit ähnlicher Bewegung und bemerkte im harmlosesten Tone nach dem Thorwege hinüber: „Kurzsichtig sind Sie dennoch."

„Wir Menschen sind Alle kurzsichtig,“ meinte Findegern, sein Kinnbärtchen sanft ausreckend.

„Der Eine mehr, der Andere weniger,“ lautete die eintönige Antwort, und Martin fügte boshaft nachdenklich hinzu:

„Es kommt nur darauf an, worin man kurzsichtig ist, und dann wer.“

„Einfach Sie, Herr Findegern, und darin, daß Sie als verknöcherter alter Junggeselle blind dafür sind, daß unsere Grethe und der Kapitain sich gegenseitig mit Blicken betrachten, die schon etwas mehr als freundschaftlich genannt zu werden verdienen.“

„In allen Ehren, Herr Doktor: Erstens sind wir ziemlich gleichalterig, was nicht ausschließt, daß ich Sie noch einmal in meinen besten Sarg lege, Sie also überlebe; und zweitens möchte ich fragen, ob Sie von der Liebe mehr verstehen, als ich, der ich einmal nahe daran war, zu heirathen.“

„Ich besitze meine offenen Augen, Herr Martin Findegern. Uebrigens ein Glück, daß es mit der Heirath nichts wurde; dadurch ist ein braves Frauenzimmer vor einem traurigen Loose und die Welt vor zu vielen Findegerns bewahrt geblieben. Rücksichtlich des Ueberlebens dagegen, Herr Martin Findegern, möchte ich doch rathen, die Sache abzuwarten. Ich hege nämlich die Zuversicht, zu seiner Zeit einen Vergißmeinnichtstrauß auf Ihr ausgedientes Herz zu legen und den gemalten Guirlanden auf Ihrem Sarge die kostbarsten duftenden Rosengewinde beifügen zu dürfen.“

Etwas stärker zog Martin an seinem Kinnbärtchen und höher schraubte er die Brauen nach der Stirn und den Hut nach dem Hinterkopf hinauf. Beinahe eine halbe Minute sann er nach. Reizten ihn die mit grausamer Gelassenheit hervorgebrachten, hinterlistig berechneten Be-

merkungen Krehle's, so überwog die Sorge um Grethe, den stets freundlich vermittelnden Hausgeist, doch seine Leidenschaftlichkeit. Er schurrte daher, ohne sich zu erheben, seinen Stuhl genau so weit zurück, wie er zuvor geflüchtet war, worauf er freundschaftlich anhob: „Wenn der Kapitain sich zu einem angesehenen Möbelhändler emporarbeitete, wäre das etwa ein Unglück?"

„Ein Unglück gerade nicht, wenn Alles glatt verliefe. Allein ich gebe zu bedenken, daß der Kapitain von Tag zu Tag beweglicher wird, und die Stunde absehbar, in welcher er sich von uns verabschiedet, um zu seinem Regiment zurückzukehren, und was dann?"

„Bless you, ich rechne, es braucht nur Friede geblasen zu werden, und er ist wieder da."

„Aber wenn er todtgeschossen wird, nachdem er sich so tief in das Herz des armen Kindes einnistete, daß er mit keiner Gewalt der Erde mehr aus demselben vertrieben werden kann!"

„Das wäre freilich ein Unglück, allein dergleichen wird uns erspart bleiben, wenn es noch einen Funken von Gerechtigkeit unter dem Himmel gibt. Nebenbei ist nicht erwiesen, daß sie innerhalb der kurzen Zeit so eng miteinander verwuchsen, um nicht mehr ohne Harm auseinander gerissen zu werden. Bless you, Herr Doktor, aus Liebesgram stirbt sich's nicht leicht; ich weiß das aus Erfahrung. Auch ich stand einst kurz vor dem Heirathen, und als es nichts wurde, ließ ich mir deshalb kein einziges graues Haar wachsen."

„Was ich Ihnen gern zutraue," tönte es förmlich zuvorkommend unter der bedenklich nach unten geneigten Schnurrbarthälfte hervor, und der Friede wäre sicher wieder gescheitert, hätte sich diesen zweideutigen Worten nicht angereiht: „Auf alle Fälle erscheint es rathsam, einer etwa entstehenden ernsten Zuneigung keinen Vorschub

zu leisten. Und Vorschub leisten nenne ich, wenn man die beiden jungen Leute sich selbst überläßt, wie zum Beispiel jetzt. Da gehen sie Seite an Seite einsam im Garten im romantischen Mondenschein, aber meinen ehrlichen Namen verwette ich gegen den elendesten Hobelspan, der unter Ihren Händen hervorfliegt, wenn sie, wie gewisse Leute, oft zu Ziehharmonika oder Tabaksdose zu greifen brauchen, um ihre Eintracht zu sichern," und förmlich bestürzt erwiederte Martin Findegern:

„Wenn wir ihnen vielleicht ein wenig Gesellschaft leisteten?"

„Nichts, da, Herr Martin Findegern," entschied Krehle für seine Verhältnisse lebhaft, und eine eigenthümliche, ihm sonst fremde Wärme klang aus seiner Stimme hervor, „erscheint eine Ueberwachung geboten, so muß sie mit peinlicher Schonung der Gefühle in's Werk gesetzt werden. Denn solch' Kinderherz ist wie ein rohes Ei; hat es einen Stoß fort, kann es durch nichts mehr zusammengeheilt werden, wie des Kapitains zerschossenes Knie. Sie brauchen deshalb nicht darein zu schauen wie ein bemoostes Haupt, an dessen Thüre Schuster und Schneider mit unbezahlten Rechnungen klopfen. Denn ist die geeignete Zeit erst da, und es liegen keine anderen Bedenken vor, so können wir ja ein wenig nachhelfen. Nebenbei sind Sie, trotz allen Leugnens, ein schwer reicher Mann; da wäre es kein großes Opfer für Sie, ein Stückchen von Ihrem Grundbesitz abzuschneiden und Ihrer leiblichen Schwestertochter ein Haus zu bauen, in welchem zu wohnen ein Gouverneur sich nicht zu schämen brauchte —"

„Und dazu ein glänzendes Möbelgeschäft," fiel Martin Findegern begeistert ein, der jetzt so weit war, wie Krehle ihn haben wollte, und so dicht rückte er neben diesen hin, daß kein Kartenblatt zwischen den beiden Stühlen

hätte hindurch gleiten können, „bless you, Herr Doktor, ich hatte nämlich schon selber einen Gedanken darüber. Da betrachten Sie einmal den Streifen Land da links vom Thorweg, der begrenzt zwei Straßen, und ein Haus ließe sich da errichten — natürlich mit Vorgarten und den schönsten Rosen und Vergißmeinnicht drinnen —“ und einmal im Fluß, zauberte er das Bild eines Heimwesens vor die geistigen Blicke des gemächlich lauschenden Freundes hin, woran selbst dieser Gefallen fand. Er war ebenso unermüdlich wie ausführlich. Keine Thür, keine Treppe, keinen Schornstein — nichts vergaß er, was zu einer behaglichen, vornehmen Häuslichkeit gehörte. Und so vertieft hatte er sich in seinen Schilderungen, daß er die eingetretene Dunkelheit nicht beachtete, vollständig vergaß, daß die beiden jungen Leute unterdessen noch immer einsam im Garten im romantischen Mondenschein lustwandelten. —

Wenn Krehle in seiner gleichsam eifersüchtigen Sorge um Margaretha sich zu mancherlei Befürchtungen verleiten ließ, so waren dieselben mindestens verfrüht. Denn jedes Wort, welches die jungen Leute während ihres langsamen Einherschreitens und gelegentlichen Säumens wechselten, hätten die beiden alten Junggesellen mit anhören können, ohne dadurch beunruhigt zu werden. Erst gegen das Ende, als das Eintreffen Oliva's bald zu erwarten stand, schweiften sie in ihrer heiteren, von Seiten Margaretha's sogar muthwillig geführten Unterhaltung ein wenig von der bisher innegehaltenen Richtung ab.

„Mich beschleicht eine Ahnung,“ knüpfte Houston, der sich beim Gehen nur noch eines Stockes bediente, an eine zufällige Bemerkung der lieblichen Gefährtin an, „eine Ahnung, allerdings begründet durch mancherlei Beobachtungen, sogar Ereignisse, als ob Oliva nicht lange mehr Ihr Gast bleiben würde.“

„Dann brauchten Sie nur ganz hergestellt zu sein, und die beiden alten Herren und ich wären wieder auf uns allein angewiesen,“ versetzte Margaretha, ihr Bedauern freimüthig offenbarend, „und in der Werkstatt erst, wie würde man da den talentvollen Tischlerlehrling vermissen,“ und hell klang ihr glückliches Lachen durch den mondbeleuchteten Garten.

„Ich darf nicht hoffen, daß mein längerer Verkehr unter Ihrem gastlichen Dache auch Ihre Billigung fände?“

„Was soll ich darauf antworten?“ fragte Margaretha vollkommen unbefangen, „bedingungsweise könnte ich Ja, auch Nein sagen. Ich wähle daher den Mittelweg und erkläre: man gewöhnt sich an Alles. Einräumen muß ich freilich, daß ich mich jedesmal freute, so oft ich Sie durch die Pforte treten sah und eine größere Beweglichkeit an Ihnen entdeckte. Doch eine Gegenfrage: es erscheint mir zweifelhaft, daß Sie für das Gewerbe eines Sargfabrikanten sich in der That in so hohem Grade begeisterten, wie Sie die beiden arglosen alten Knaben glauben machen wollen. Gestehen Sie es immerhin offen ein; um der freundlichen Stunden willen, welche sie namentlich dem Onkel bereiten, will ich Gnade für Recht ergehen lassen und die furchtbare Täuschung verzeihen.“

„Bis zu einer gewissen Grenze gebe ich Ihnen recht,“ versetzte der Kapitain, „doch eben nur bis zu einer bestimmten Grenze. Durch die Verwundung zu langwierigem Müßiggange gezwungen, in dieser großen Stadt allein, ohne Freunde und nähere Bekannte — und welche Berechtigung hätte ein invalider Feldsoldat, der auf nicht mehr als seinen Sold angewiesen ist, sich bemerklich zu machen — hieß ich es willkommen, eine Beschäftigung gefunden zu haben, die wohlthätig auf Körper und Geist einwirkte, aber auch Andere erfreute. Das Gefühl, mich nützlich zu machen, ließ mein Loos mir weniger hart er-

scheinen, wie der heitere Verkehr mit guten, glücklichen Menschen meinen bisherigen trüben Grübeleien ein Ziel setzte. Beging ich also eine Täuschung, wie Sie es nannten, so ist sie sicher eine harmlose und verzeihliche."

„Unverzeihlich wäre dagegen," wendete Margaretha lebhaft ein, „die auf einer noch ärgeren Täuschung begründete Behauptung — zumal der Onkel Findegern sie Ihnen hoch anrechnet — zu seiner Zeit Hobel und Säge als Mittel zur Begründung einer unabhängigen Lage nicht mehr aus der Hand zu legen."

„Und dennoch keine leichtfertige Behauptung," betheuerte der Kapitain, innig ergötzt durch das scharfe Verhör, welchem Margarethe ihn unterwarf, „ich brauche nur zu wiederholen, was ich dem ehrenwerthen Herrn Martin Findegern auf eine ähnliche Frage antwortete: als geborener Amerikaner stelle ich persönliche Unabhängigkeit allen anderen Vorzügen voran, gleichviel ob die Mittel dazu in einer Werkstatt, in einem Bureau oder in einem kaufmännischen Geschäft liegen."

So lange Houston seine Anschauungen freimüthig bekannte, hingen Margaretha's Blicke mit reger Spannung an seinen Lippen. Sobald er aber endigte, sah sie nachdenklich vor sich nieder. Nach kurzer Pause sich plötzlich aufrichtend, fragte sie gleichsam kindlich neugierig: „Wie kamen Sie überhaupt zu uns, da doch jeder Andere Ihnen die Krücken ebenso gut, vielleicht noch besser angefertigt hätte? Ich gestehe, die wiederholten Nachbestellungen, die mir gar nicht so sehr nothwendig erschienen, und die ich daher nur ungern bei dem Onkel befürwortete, flößten mir Bedenken ein. Ich hielt für möglich, daß Sie eine Rolle spielten, wie Sie eine solche Miß Palmer ungerechter Weise zur Last legen möchten."

Herzlich lachte Houston, so herzlich, daß Margaretha, wie in Ahnung, Ungehöriges gesagt zu haben, selbst im

Mondlicht bemerkbar, holdselig erröthete und, ihre flüchtige Verwirrung bekämpfend, mit in das Lachen einstimmte.

„Mit anderen Worten," erklärte Houston noch immer ergötzt, „Sie vermutheten in mir ein Mitglied jenes verrufenen Clans, der leider auch in St. Louis seinen Einzug hielt, um, wie an anderen Orten, Schrecken und Entsetzen unter den Anhängern der Union zu verbreiten. Ein arger Verdacht gegen einen Unionsoffizier; trotzdem begrüße ich freudig die in Ihrer Frage sich verrathende vertrauensvolle Offenheit. Doch wie würden Sie es beurtheilen, ließe ich in meiner Antwort dieselbe Offenheit walten?"

„Offenheit gegen Offenheit könnte ich nur anerkennen," versetzte Margaretha wieder frei von jeder Regung der Befangenheit.

„Ohne zu zürnen oder neue Vorwürfe zu erheben?"

„Weshalb zürnen? Ihre Beweggründe zum ersten Aufsuchen meines Onkels können nur die allerehrenwerthesten gewesen sein."

„Wohlan denn, Miß Margareth: traurigen Betrachtungen nachhängend, hinkte ich an dem offenen Thorwege vorüber. Die Möglichkeit, mein Leben fortan als Krüppel verbringen zu müssen, drückte mich nieder. Rastend blieb ich stehen. Die wunderlichen Malereien des Hauses, namentlich das riesenhafte, widersinnig buntfarbige Schneckenhaus oberhalb der Thüre, fesselten meine Aufmerksamkeit. Dabei fielen meine Blicke auf Herrn Martin Findegern, der eben ein Brett nach der Werkstatt trug. Ich beneidete ihn um die Ungezwungenheit seiner Bewegungen, um die Kraft seiner gesunden Glieder und den frohen Lebensmuth, der sich in seiner Regsamkeit verrieth. Da öffnete sich die Thür des Hauses und heraus auf die Veranda trat eine jugendliche Gestalt. War ich nicht im Stande, auf die weite Entfernung hin deren Gesichtszüge zu unterscheiden, so genügte die Beobachtung der holden Anmuth,

mit welcher sie nach der Werkstatt hinüberschritt, den Entschluß in mir zu reifen, mir sofort eine neue Krücke anfertigen zu lassen."

„Womit selbstverständlich meine bescheidene Person gemeint ist," bemerkte Margaretha, durch muthwilliges Eingehen auf die Erzählung eine Anwandlung von Verlegenheit verschleiernd, „Sie bestätigen dadurch nur meinen Argwohn, daß Sie Täuschung auf Täuschung häuften, und den arglosen Onkel Martin zu deren Opfer wählten."

„Nicht Alles war Täuschung," betheuerte Houston mit überzeugender Wärme, „ich hätte mich sonst wohl länger mit der ersten Krücke begnügt. Denn die Eindrücke, welche ich bei meinem damaligen Besuch empfing, waren derartige, daß ich mich von Tag zu Tag höher aufrichtete, infolge dessen Nachbestellungen nothwendig wurden, bis ich endlich die Vorliebe für das Tischlergewerbe in mir entdeckte."

Während des letzten Theils seiner Erklärung hatte Margaretha den Mond in's Auge gefaßt, als hätte sie die Ursache seines milden Leuchtens ergründen wollen. Houston überwachte sie unterdessen aufmerksam. Es entging ihm nicht, daß ihre Wangen tiefer erglühten, sie aber, dieser Wandlung sich bewußt, seine Blicke zu meiden wünschte. So antwortete sie auch, ohne ihre Stellung zu verändern, zwar nicht zürnend, doch bis zu einem gewissen Grade ablehnend: „So wollen wir es dabei bewenden lassen und nicht um Worte streiten. Was auch immer Sie bewogen haben mag, sich hinterlistig hier einzuschleichen," und ein verhaltenes wunderbares Lächeln spielte um ihre blühenden Lippen, „Alles mag Ihnen verziehen sein um der heiteren Stunden willen, welche Sie den beiden alten Herren bereiteten. Aus denselben Ursachen gebe ich auch zu, daß ich einverstanden damit bin, wenn es länger so bleibt, anstatt daß Sie sich als Zielscheibe

für feindliche Kugeln aufstellen.“ Der Mond hatte seine Anziehungskraft für sie verloren, und Houston frei anblickend, fügte sie klagend hinzu: „Wie doch ein einziges Wort oft genügt, erschütternde Bilder herauf zu beschwören. Ich gedenke meiner Brüder. Wie mag es ihnen ergehen? Wo mögen sie weilen? Ich zittere bei dem Gedanken, daß auch sie hinweggerafft werden können —“

„Sie sind Männer,“ fiel der Kapitain ernst ein, „in der Natur des Mannes liegt Thatendurst. Wohin derselbe führt, er darf nicht darnach fragen —“

Er brach ab und lauschte gespannt nach dem Hause hinüber.

Fünfzehntes Kapitel.

Im Eifer des Gesprächs abwechselnd stehen bleibend, dann wieder den verschlungenen Kieswegen folgend, waren Margaretha und Houston wieder in die Nähe des Hauses gelangt. Der Hund hatte auf dem Vorplatz kurz zuvor angeschlagen. Sie beachteten es nicht. Außer in der Küche, wo die schwarze Kleopatra sich mit der Herstellung des Abendbrods beschäftigte, herrschte Dunkelheit in allen Räumen des Hauses, wie auf dem nach beiden Richtungen hin offenen Flurgange. Durch diesen hindurch war Martin Findegern’s Stimme etwas lauter zu ihnen in den Garten herausgedrungen. Da seine Worte nicht zu unterscheiden waren, blieb Houston stehen. Argwöhnisch in den Flur hineinspähend, entdeckte er vor dem von der Vorderthür begrenzten helleren Hintergrunde eine unbestimmte Bewegung.

„Oliva kommt,“ sprach er gedämpft zu seiner lieblichen Begleiterin, brach indessen ab, sobald er gewahrte, daß jene Bewegung plötzlich verzögert wurde und erst nach einigen Sekunden sich wiederholte. Gleich darauf traten

die Umrisse einer Frauengestalt deutlicher hervor, die auf der Schwelle der Hinterthür stehen geblieben war.

„Sind Sie es? Wir warten schon auf Sie!“ rief Margaretha arglos hinüber, indem sie auf das Haus zuschritt.

Eine Antwort erfolgte nicht. Kaum aber hatte Houston ihr zugeflüstert: „Um Gottes willen, kein Wort mehr,“ als die Gestalt die Stufen hinunter stieg, wo sie alsbald vom Mondlicht voll überströmt wurde und sich ebenso schnell als Harriet Palmer auswies. Houston fand nur noch Zeit, leise zu rathen, so wenig wie möglich zu sprechen und ihm das Weitere zu überlassen, als Harriet vor Margaretha hintrat.

„Von einem Ausfluge zurückkehrend, fuhr ich vorüber,“ erklärte sie mit lebhafter Zuvorkommenheit, „da benutzte ich die Gelegenheit, selbst zu Ihnen zu gehen und Sie zu bitten, die auf morgen anberaumte Stunde gütigst ausfallen zu lassen.“

„Gewiß, gewiß, Miß Harriet,“ antwortete Margaretha unter dem Eindruck der ersten Ueberraschung wie der Dringlichkeit der Warnung des Kapitains. „Sie haben frei über meine Zeit zu verfügen; ob morgen oder übermorgen: zu jeder Zeit stehe ich zu Ihren Diensten,“ und unwillkürlich zögernd, legte sie die Hand in die ihr gebotene Harriet's.

„Sie sind immer gütig und liebenswürdig,“ erwiederte Harriet im süßesten Schmeichelton, ihre Blicke nach allen Richtungen durch den Garten sendend; „wie die Mondbeleuchtung wunderbar wirkt. Ich kenne die Umgebung kaum wieder. Alles nimmt sich so viel anders, ich möchte sagen: freundlicher, als am Tage aus.“

„Es verschleiert die Dunkelheit die wüsten Strecken, welche im Sonnenlicht das Auge wenig einladend berühren,“ nahm Houston schnell das Wort, als Marga=

retha in der natürlichen Besorgniß, zu viel zu sagen, zögerte, „einem ähnlichen Eindruck bin ich selbst unterworfen; da finde ich nach vollbrachtem Tagewerk doppelte Erholung hier in den Abendstunden.“

„Sie widmen sich mit großem Eifer der Erlernung des Tischlerhandwerks, wie ich hörte,“ erwiederte Harriet beinahe herzlich, doch glaubte Houston, einen leisen Anflug von Spott aus ihrer Stimme herauszuhören; „worauf doch die Herren Offiziere verfallen, wenn sie vorübergehend zur Unthätigkeit verdammt sind,“ und wieder zu Margaretha gewendet: „Vergegenwärtigen Sie sich meine Ueberraschung, als ich den Hausflur betrat. In geringer Entfernung sah ich Jemand vor mir. Im Wahne, Sie seien es selbst, wollte ich Sie anreden, allein in demselben Augenblick verschwand die Gestalt wie ein Schatten; nur die Thür hörte ich noch gehen, wie sie hinter der räthselhaften Erscheinung leise in's Schloß gezogen wurde. Erst als ich Sie von der Thür aus an der Seite des Kapitains erkannte, kam ich von meinem Glauben zurück. Doch auch Sie erkannten mich, bevor ich in den Mondschein hinaustrat. Ihre herzige Frage entzückte mich. Klang sie doch, als wäre ich erwartet worden,“ und silberhelles kindliches Lachen folgte den lebhaften Mittheilungen.

Wie Eis fühlte Margaretha es durch ihre Adern rieseln. Sie war so verwirrt, daß sie kein Wort hervorzubringen vermocht hätte. Houston dagegen, ihre Gemüthsverfassung leicht errathend, fiel schnell genug ein, um keine auffällige Pause entstehen zu lassen: „Eine seltsame Person, die alte schwarze Aufwärterin. Beim Anblick eines Fremden möchte sie sich in ein Mauseloch verkriechen. Ich wurde ihrer ansichtig, als sie eben zu uns herauskommen wollte. Ihr galt auch die Frage.“

„Wunderliche Menschen, diese Farbigen,“ versetzte Harriet sorglos, „seitdem sie frei geworden, treten ihre

nicht immer lobenswerthen Eigenthümlichkeiten schärfer zu Tage. Doch mein Wagen wartet. Gerne, wie ich noch ein Stündchen in ihrer Gesellschaft verbrächte, darf ich die Pferde doch nicht stehen lassen. Es hieße den Unmuth meines Vaters herausfordern."

„So gestatten Sie uns wenigstens, Ihnen das Geleite bis zur Pforte zu geben," bemerkte Margaretha, die ihre Fassung nothdürftig zurückgewonnen hatte, zuvorkommend, und zutraulich dankend ging Harriet bereitwillig auf das Anerbieten ein. Sie bewies überhaupt eine Unterhaltungsgabe und sprühende Schlagfertigkeit sowohl Houston wie Margaretha gegenüber, daß diese sie kaum wiedererkannte, gleichviel ob in Anwesenheit des Kapitains berechnete Gefallsucht sie beseelte, oder das Trachten, ihre Entdeckung als vergessen erscheinen zu lassen.

Klingendes Lachen ertönte auf der Veranda, als sie sich von den beiden alten Knaben verabschiedete. Klingendes Lachen, in welches Margaretha, sogar auch Houston mit einstimmten, widerhallte auf dem Vorplatz, bis man sich endlich in der Pforte mit dem Versprechen baldigen Wiedersehens von einander trennte. Der Wagen fuhr vor. Ein Diener öffnete den Schlag, und dahin eilten die beiden edlen Rosse mit ihrer leichten Last in scharfem Trabe.

Schweigend waren Houston und Margaretha zurückgetreten. Erst nachdem Letztere den Schlüssel zweimal im Schlosse gedreht und abgezogen hatte, kehrten sie sich dem Hause wieder zu; und unverkennbar heftig erregt, bemerkte Houston: „Das hätte ich am wenigsten erwartet. Wohl traue ich der Tochter eines erbitterten Secessionisten Vieles zu; allein in solcher Weise die ihr erwiesene Gastfreundschaft auszunutzen: bei dem reizvollen, zarten, ätherischen Wesen grenzt es an's Unglaubliche."

„Sie meinen wirklich, daß nur der Zweck des Kundschaftens sie hierherführte?" fragte Margaretha beklommen.

„Ich bin fest davon überzeugt. Ich erinnere an meine früheren Warnungen. Jeden Anderen mag die junge Dame täuschen können, mich dagegen nicht. Ich sah und hörte zu viel von ihr.“

„Hätte ich die Pforte nur früher geschlossen,“ klagte Margaretha, „ich würde es mir nie verzeihen können, erwüchsen aus der Nachwirkung des unvorhergesehenen Ereignisses Schwierigkeiten für Oliva. Ich war entsetzt, als ich Harriet's Stimme erkannte. Ob sie Ihrer Erklärung wohl Glauben beimißt?“

„Sicher nicht. Es wäre thöricht, bei ihrem durch Fanatismus erhöhten Scharfsinn das noch bezweifeln zu wollen. Schon allein die Art, in welcher sie ihren durch Oliva selbst hervorgerufenen Argwohn zu verheimlichen suchte, müßte uns darüber belehren.“

Sie waren vor der Veranda eingetroffen.

„Der Besuch sah schon mehr einem Ueberfall ähnlich,“ rief Martin ihnen mürrisch entgegen. „Wie ein Dieb kam die junge Lady angeschlichen; bevor wir sie recht erkannten, huschte sie an uns vorüber.“

„Es hätte ärger kommen können,“ suchte Houston zu beschwichtigen, „denn bis jetzt ist noch nichts verloren. Aber eine Mahnung erhielten wir zu verschärfter Wachsamkeit, die heilsam für uns Alle.“

Ein lebhafteres Gespräch hatte eben begonnen, als Kleopatra mit der Meldung erschien, daß das Mahl angerichtet sei. Bevor man sich um den Tisch reihte, begaben Margaretha und Houston sich zu Oliva. Im Finstern saß sie in Margaretha's Zimmer.

Als sie eintraten, erhob sie sich, und ihnen beide Hände entgegenstreckend, sprach sie mit geisterhafter Ruhe: „Meine Stunden hier sind gezählt. Wenn Jugend und Schönheit gegen mich in die Schranken treten, so ist die äußerste Grenze erreicht. Freilich,“ und unsäglich herbe

klang ihre Stimme, „auch ich verleugnete mein Geschlecht, da darf ich mich nicht beklagen. Nur noch wenige Tage der Unsicherheit, und ich befreie Sie von einem gefährlichen Gaste.“

„Sie werden bleiben, so lange es mit ihren ferneren Plänen vereinbar,“ versetzte Houston zuversichtlich, „je vertrauter wir mit den uns umringenden Gefahren werden, um so leichter ist es, sie abzuwenden.“

Margaretha hatte Oliva's Arm ergriffen und die Freundin in das gegenüber liegende Gemach geführt, wo die beiden alten Knaben bereits vor dem Tisch Platz genommen hatten.

Auch heute verlief das Mahl trotz der verheimlichten Beklommenheit in gewohnter heiterer Weise. Indem man vermied, an den durch Harriet herbeigeführten Zwischenfall zu rühren, erzeugte es den Eindruck, als ob man ihm keinen Werth beilege. Oliva bewahrte fortgesetzt ihren träumerischen Ernst. Nicht mit der leisesten Miene verrieth sie Unruhe oder Besorgniß.

Man hatte sich erhoben, und Houston schickte sich an, nach seiner Wohnung in der Stadt zurückzukehren, wogegen Margaretha und Oliva sich zu einem Spaziergange im Garten rüsteten, als kurzes freudiges Bellen abermals Besuch ankündigte.

Oliva sah fragend in Martin's blinzendes Beobachtungsauge.

„Kein Anderer als Fegefeuer,“ beantwortete dieser die stumme Frage, „nur er versteht es, seinen Weg durch verschlossene Thüren hereinzufinden.“

Er sprach noch, als es auf der Veranda polterte, und Fegefeuer hereinstürmte.

„Zwei Gentlemen draußen am Thor!“ rief er fast athemlos aus, „der Master Nicodemo und noch einer, der mit ihm befreundet. Ich sollte nicht klopfen; da kletterte ich erstaunlich schnell über den Zaun, um den Schlüssel

zu holen," und in der nächsten Minute sprang er, den Schlüssel lustig schwingend, wieder davon.

Fragend sahen Alle auf Oliva. Diese bewahrte ihre unerschütterliche Ruhe. „Wer Nicodemo begleitet, der kann uns nur willkommen sein," sprach sie beschwichtigend. „Wer weiß, was er uns bringt. Vielleicht muß ich früher fort, als ich glaubte. Nach den jüngsten Erfahrungen traue ich der nächsten Minute nicht mehr."

Keiner antwortete. Die Spannung Aller wuchs von Minute zu Minute. Mit Licht auf die Veranda hinauszutreten, wagte man nicht. Endlich wurden draußen Schritte laut; dann noch wenige Sekunden, und mit höflichem Gruß trat Nicodemo ein. Ihm auf dem Fuß folgte eine Hünengestalt im Lederrock, und an diese schloß Fegefeuer sich an.

„Mein Freund Kit Andrieux," stellte Ersterer den etwas blöde dareinschauenden Fallensteller vor, der indessen schnell die erste Scheu überwand, von Einem zum Anderen ging und Jedem treuherzig die Hand reichte, „ein Mann, dessen Ehrenhaftigkeit mit seinem Leben endigt. Die Nachrichten, welche ich von Kansas City erhielt, wie andere Ursachen, die sich hier in St. Louis abspinnen, reiften meinen Entschluß, ihn mit einer Botschaft schleunigst nach dem Norden zu senden." Und weiter, nachdem Alle sich um den Tisch niedergelassen hatten, wo es für Kit Andrieux keiner besonderen Einladung bedurfte, unter den noch vorhandenen Speisen zuzugreifen: „Morgen mit Tagesanbruch verläßt ein Dampfer mit Truppen die Stadt, um bis nach Fort Leavenworth hinaufzugehen, und an dessen Bord sicherte ich einen Platz für unseren neuen Freund. Befindet Kapitain Durlach sich noch in Kansas City, so wird er ihn ungesäumt aufsuchen. Ich bat ihn, mich hierher zu begleiten, um ihn in die Lage zu versetzen, nach Augenschein über das Wohlergehen Aller

zu berichten.“ Er kehrte sich Margaretha mit den Worten zu: „Hätten Sie die Güte, durch einige empfehlende Zeilen Kit Andrieux bei Ihrem Bruder einzuführen, so würde seine Aufgabe dadurch erleichtert werden.“

„Fegefeuer!“ herrschte Martin Findegern ihm polternd zu, „geh' nach der Küche und laß Dich von Deiner Tante füttern; das ist Dir dienlicher, als mit müßigen Kinnladen hier herumzustehen,“ und weiter zu Margaretha, nachdem Fegefeuer der Aufforderung bereitwillig gefolgt war: „Wenn Du dem Maurus schreibst, so vermelde ihm meinen Gruß. Magst hinzufügen, daß er jederzeit eine freie Hobelbank und gutes Handwerksgeräth in meiner Werkstatt vorfände. Er sollte nur dafür sorgen, daß er seine gesunden Glieder heimbrächte.“

„Auch von mir einen Gruß,“ fügte Krehle würdevoll hinzu; „das genügt. Ueber den Werth der Tischlerei und der Malkunst wird er auch ohne mein Dazuthun ein gesundes Urtheil fällen.“

Martin fuhr auf. Die Fäuste kriegerisch hinter den Schürzenlatz gezwängt, war er eben im Begriff, sein Gewerbe mit Nachdruck zu vertreten, als Nicodemo ihm mit den Worten zuvorkam:

„Nur nicht zu viel schreiben. Vor Allem vermeiden Sie, Namen zu nennen. Es wäre doch möglich, daß der Brief in fremde Hände fiele. Sonstige Nachrichten übermittelt Kit Andrieux gern mündlich.“

Margaretha lächelte matt zu der Zanksucht der beiden alten Knaben, welche sie sogar in ernster Stunde nicht zu zügeln vermochten, und begab sich nach ihrer Wohnung hinüber.

Oliva hatte unterdessen den Fallensteller, der sich im Essen nicht stören ließ, aufmerksam beobachtet. Es war, als hätte sie, Nicodemo's Zeugniß nicht unbedingten Glauben beimessend, in seinem Inneren lesen wollen. Anstatt

in das nunmehr folgende Gespräch einzugreifen, wechselte sie nur einen Blick mit Nicodemo; dann verhielt sie sich schweigend. Aus Kit Andrieux' abgebrochenen Erklärungen ging hervor, daß es ihm mit Hilfe unbekannter Freunde gelungen war, sein Pelzwerk einigermaßen günstig zu verkaufen, und er den Tag segnen würde, an welchem er den eisernen Mark in den Council-Bluffs wieder leibhaftig vor sich sehe. So weit war er mit seinen Bekenntnissen gekommen, als Margaretha wieder erschien und ihm einen offenen, mit wenigen Zeilen beschriebenen Papierstreifen einhändigte. Eintretend, hatte sie den Namen ihres jüngeren Bruders gehört, und so entspann sich alsbald ein lebhaftes Gespräch zwischen ihr und Kit Andrieux, an welchem Martin und Krehle sich einträchtig betheiligten. Diesen Zeitpunkt benutzte Oliva, sich still zu entfernen. Indem sie das Zimmer verließ, schlossen Nicodemo und Houston sich ihr an, und gleich darauf saßen sie im Garten, wo Oliva die Unterhaltung mit den Worten eröffnete:

„Ein ungeschlachter Geselle, dieser Kit Andrieux; fast zu redselig und offenherzig für eine ernste Aufgabe."

„Und dennoch ein Mann, wie wir keinen geeigneteren für unsere Zwecke hätten finden können," versetzte Nicodemo überzeugend, „bei großer Gutmüthigkeit zeichnet er sich durch Verschlagenheit und Todesverachtung aus. Was den von ihm hier erzeugten Eindruck vielleicht beeinträchtigt, das geht verloren, sobald er die heimathlichen Wildnisse wieder betritt. Erreicht er Kansas City wohlbehalten, so sind seine weiteren Bewegungen von unseren Freunden abhängig; und er ist der Mann dazu, sich durch feindliche Einflüsse nicht beirren zu lassen."

„Auch wir müssen unsere Vorbereitungen zu einem plötzlichen Aufbruch treffen," bemerkte Oliva nachdenklich, und in flüchtigen Umrissen schilderte sie den Besuch Harriet's.

„Allerdings böse Anzeichen,“ gab Nicodemo zu, „und so bleibt uns nur übrig, ferneren Nachstellungen zuvorzukommen. Es bedarf nur eines Winkes, und wir suchen das Weite. Alles ist so eingeleitet, daß in derselben Stunde, in welcher mir die Nachricht zugeht, wir uns auf den Weg begeben können. Doch die Papiere, sind sie schon in Deinem Besitz?“

„Im letzten Augenblick erst darf ich sie abholen. Ich bin von Wachen umstellt. Keiner, der hier aus und ein geht, bleibt unbemerkt. Nur einen Schritt brauche ich über die Palissaden hinauszuthun, und das Aergste steht zu befürchten. Alle unsere Pläne würden zu Wasser, nicht zu gedenken der Möglichkeit, daß man eines Tages unsere Leichen im Mississippi auffischte. Verbreitete sich doch vor einigen Tagen das Gerücht, wie Kapitain Houston erzählte, daß ein angesehener Bürger neben einem abgebrannten Dampfer aus dem Wasser gezogen worden. Die Erregung darüber wurde dadurch gesteigert, daß er die untrüglichen Merkmale eines gewaltsamen Todes an sich trug.“

„Lauter Ursachen, welche es rathsam erscheinen lassen, unsere Abreise so viel wie möglich zu beschleunigen,“ erwiederte Nicodemo finster.

„Gewiß,“ pflichtete Oliva anscheinend gleichmüthig bei, „es hängt nur noch davon ab, wie bald die nächsten Nachrichten von Kansas City einlaufen.“

„Ich halte diesen Zeitpunkt für näher, als Sie vermuthen,“ betheiligte Houston sich nunmehr an dem Gespräch, „morgen, spätestens übermorgen erwarte ich einen Kameraden von dorther, und durch ihn erhalte ich zuverlässige Aufklärungen, wie solche eben nur mündlich befördert werden dürfen. Meine nächste Aufgabe wird sein, Sie von Allem in Kenntniß zu setzen.“

„Das ist dankenswerth,“ versetzte Oliva, dem Kapitain

die Hand reichend; „freilich, wir arbeiten ja an demselben Werk, mögen unsere Wege immerhin weit auseinander führen.“

„Es würde sich also darum handeln, auch mich auf kürzestem Wege zu unterrichten,“ bemerkte Nicodemo, „keine leichte Aufgabe, weil ich mich auf der anderen Seite des Mississippi verborgen halten muß.“

„Einen sichereren Boten, als Fegefeuer gibt es nicht,“ antwortete Oliva, „er wird sich selbstverständlich fortgesetzt zur Hand halten.“

„Vermeide aber zu schreiben,“ hieß es zurück, „sogar mündliche Benachrichtigungen sind nicht ungefährlich. Sende mir irgend ein Zeichen ohne weitere Erklärung, und ich weiß, was ich zu thun habe.“

„Gut. Jeder beliebige unverfängliche Gegenstand, welchen Fegefeuer Dir überreicht, sagt Dir, daß die Noth am höchsten. Ich sorge noch um unsere gütigen Freunde. Nach unserem Aufbruch, wenn er erst ruchbar geworden, wird man sich an ihnen zu rächen suchen.“

„Sind Sie erst fort, so hindert mich nichts, sie dem Schutze der betreffenden Behörden zu überweisen,“ entgegnete Houston beruhigend.

„Es wäre überflüssig,“ wendete Nicodemo ein, „die Arme der im Finstern wirkenden Mitglieder des berüchtigten Clans reichen weiter, als die der Behörden. Ich kenne indessen ein anderes Mittel,“ und er übergab Oliva das, die auf dem verbrannten Dampfer erbeuteten Papiere enthaltende Packetchen, „lese Alles aufmerksam durch, und Du wirst ermessen, welche furchtbare Waffe gegen die heimlichen Feinde der Zufall mir in die Hände spielte. Ziehe den Kapitain in's Vertrauen. Nachdem er einen klaren Einblick in alle Verhältnisse gewann, vermag er um so leichter zu rathen.“

Hier endigte die Unterredung. Nur noch kurze Be=

merkungen, die nächste Zukunft betreffend, wechselten sie auf dem Wege nach dem Hause.

Durch ihren Eintritt wurde das lebhafte Gespräch der Hausgenossen und Andrieux' unterbrochen. Ein kurzer Abschied folgte; dann begaben Nicodemo und der Fallensteller sich in des Kapitains und Fegefeuer's Begleitung auf die Straße hinaus. Nachdem Letzterer die Pforte wieder verschlossen hatte, eilte er spornstreichs nach dem Hause zurück, wo er für die nächste Zeit seinen ständigen Aufenthalt nehmen sollte.

Wenige Schritte blieben die drei Gefährten beisammen; dann bogen Nicodemo und Andrieux nach der anderen Seite der Straße hinüber, wo sie zwischen zwei getrennt von einander stehenden Häusern verschwanden.

Houston hatte eben die Ecke des Palissadenzauns erreicht, als ein Mann, hastig um dieselbe herumbiegend, fast mit ihm zusammenprallte. Derselbe schien große Eile zu haben, mäßigte sie aber angesichts des Kapitains.

„Halloh, Fremder," redete er diesen in leichtfertigem Tone an, „sollte es mir doch leid thun, Jemand angerannt zu haben, der beim Einherschreiten eines Stockes als Stütze bedarf."

„Keine Ursache zur Entschuldigung," versetzte Houston, nicht im Zweifel, Jemand vor sich zu sehen, dem es oblag, Martin Findegern's Besitzthum zu überwachen, „nein, Herr, keine Ursache. Und wer weiß, wer bei dem Zusammenstoß am meisten gelitten hätte; trotz meines noch nicht völlig ausgeheilten Fußes stehe ich ziemlich fest."

Der Fremde lachte, grüßte höflich und schritt in der Richtung davon, aus welcher Houston gekommen war. Auch dieser hatte sich wieder in Bewegung gesetzt, spähte aber noch einmal zurück und glaubte zu entdecken, daß der verdächtige Fremde an der anderen Ecke des Zaunes stehen blieb und nach kurzem Zögern hinter derselben verschwand.

Houston schüttelte den Kopf.

„Ich wollte, das verwegene Mädchen wäre fort und in Sicherheit,“ sprach er in Gedanken, und weiter wandelte er langsam seiner zeitigen bescheidenen Heimstätte zu. Die Straßen waren verödet. Es hatte eben Mitternacht geschlagen.

Sechzehntes Kapitel.

Mehrere Tage waren wieder verstrichen, ohne daß die altgewohnte Ordnung in dem Schneckenhaus gestört worden wäre. Harriet Palmer, deren Gedächtniß der jüngste Abendbesuch gänzlich entschwunden zu sein schien, hatte sich nach alter Weise pünktlich zum Unterricht eingestellt. Nichts in ihrem Wesen verrieth, daß irgend ein Argwohn in ihr lebte oder sie darauf ausging, die Geheimnisse, welche das verwitterte Farmhaus und deren Bewohner umwebten, zu ergründen. Man hätte sogar glauben mögen, daß sie im gelegentlichen Verkehr mit Kapitain Houston das heimliche Verlangen hegte, ihn an sich zu fesseln. Margaretha wurde es dadurch erleichtert, den Blicken der von ungewöhnlichem Liebreiz umflossenen jungen Südländerin offen zu begegnen. Bezaubert durch deren Anmuth und kindlichen Frohsinn, wies sie sehr bald den von Houston angeregten Verdacht beschämt, sogar mit Entrüstung zurück; sie zürnte sich, einem solchen überhaupt Raum gegeben zu haben.

Oliva hatte dagegen die letzten Tage wie eine Gefangene verlebt. Auf Grund seiner nächtlichen Begegnung mit dem verdächtigen Fremden von Houston dringend gewarnt, wagte sie sich weder bei Tage noch bei Nacht vor die Thüre hinaus. Mit um so innigerer Freude begrüßte sie dafür die Stunden, welche Margaretha in der Abgeschiedenheit ihrer Wohnung mit ihr verbrachte. Wie ein

Bann der Wehmuth ruhte es bei solchen Gelegenheiten auf Beiden. Sie befanden sich unter dem Einfluß des Bewußtseins, daß jede neue Stunde eine Trennung auf voraussichtliches Nimmerwiedersehen in sich bergen könne.

Houston's Thätigkeit in der Werkstatt beschränkte sich seit jenem Abend auf unbestimmte Zeiträume. Ueber die Ursachen seiner Abwesenheit sprach er nicht. Ernster war er im Verkehr mit den Hausgenossen geworden, als ob er vergeblich getrachtet habe, eine ihn folternde Unruhe zu verheimlichen. Am dritten Tage stellte er sich zu Martin's Befremden sogar erst Nachmittags ein. Noch mehr befremdete die beiden alten Knaben, daß er Fegefeuer, der ohne die seit Harriet's ungeahntem Besuch verschlossen gehaltene Pforte öffnete, aufforderte, ihn nach dem Garten zu begleiten. Dort, wo Niemand seinen Verkehr mit dem Burschen überwachte, zog er sein Taschenfeuerzeug hervor. Nachdem er die vorhandenen Schwefelhölzer der Reihe nach angebrannt und wieder in den kleinen Behälter zurückgethan hatte, beauftragte er ihn, denselben auf dem kürzesten Wege Nicodemo zuzutragen. Freudestrahlend über das in ihn gesetzte Vertrauen stürmte Fegefeuer, das Oeffnen des Thores verschmähend, davon, und jetzt erst trat Houston, gefolgt von den herbeigerufenen beiden Alten, bei Oliva und Margaretha ein.

„Der Würfel ist gefallen," beantwortete er die in den an seinen Lippen hängenden Blicken sich offenbarenden ängstlichen Fragen, „Fegefeuer ist bereits unterwegs zu Nicodemo," kehrte er sich Oliva zu, „heute noch müssen Sie fort. Morgen mag es zu spät sein, wenn auch nur für Ihre Pläne. Sie müssen fort schon allein, weil, gemäß der heute erst eingetroffenen Nachrichten, der von Ihnen erwartete Zeitpunkt vor der Thür zu sein scheint. Ich finde nicht eher Ruhe, als bis ich Sie fern weiß. Unter den heimlichen Feinden der Union hier am

Ort herrscht tiefe Erbitterung. Wie ich vernahm, soll der bei den verbrannten Dampfern aufgefundene Todte einer der ihrigen gewesen sein, da hat sich der Verdacht der Thäterschaft auf Diejenigen gelenkt, die hier verkehren. Ist in nächster Zeit kein nächtlicher Ueberfall zu befürchten — für später werden sich Sicherheitsmaßregeln treffen lassen — so ist doch vorauszusehen, daß man feindlicherseits die Wachsamkeit verdoppelt und Alles, was innerhalb der Palissaden vorgeht, Tag und Nacht auszukundschaften trachtet. Was das bedeutet, Sie werden es ermessen; und nochmals wiederhole ich: nicht eher finde ich Ruhe, als bis ich Sie fern weiß."

Margaretha und die beiden zänkischen Hausgenossen sahen besorgt auf Oliva, die anscheinend gleichmüthig den überstürzten Mittheilungen lauschte. Nur in ihren großen Augen webte es eigenthümlich, wie in denen eines sich zum Wettlauf anschickenden edlen Renners.

„Ihre Nachricht überrascht mich nicht," sprach sie vollkommen gelassen, „weit eher, daß sie nicht früher eintraf, und ich bin bereit, meine bisherige freundliche Zufluchtsstätte sofort mit dem Feldleben zu vertauschen. Hoffentlich gelangt die Botschaft rechtzeitig in Nicodemo's Hände."

„Stößt Fegefeuer nicht auf unüberwindliche Hindernisse, so kann er bald nach Einbruch der Nacht hier sein," versetzte Houston noch immer erregt.

„Das wäre nicht zu früh," bemerkte Oliva nachdenklich, „gehe ich um neun Uhr, so bin ich um zehn, halb elf Uhr zurück."

„Sie wollen noch in die Stadt hinein?"

„Ich muß, koste es, was es wolle, oder mein hiesiger Aufenthalt wäre gleichbedeutend mit nutzlos vergeudeter Zeit."

„Sie fürchten nicht, daß Sie selbst die Person sind, nach welcher man feindlicher Seits so unermüdlich forscht?

Nicht, daß mit diesem Gange die ernstesten Gefahren für Sie verbunden sind?"

„Ich bin es gewohnt, einem einmal gefaßten Entschluß treu zu bleiben," antwortete Oliva, und mehr und mehr wich der Ausdruck weiblicher Milde, der in den jüngsten Tagen ihr Antlitz beherrschte, vor dem gleichsam männlicher Entschlossenheit. „Was sind Gefahren? Mehr als das Leben kann ein Sterblicher nicht verlieren. Opfere ich das meinige einer gerechten Sache, so steige ich befriedigt in die Erde hinab. Doch ich habe noch einige Vorbereitungen zu treffen. Dankbar würde ich es anerkennen, ließen die Herren mich eine halbe Stunde mit Margaretha allein."

Houston folgte Martin und Krehle nach der Werkstatt, wo sie mit einer gewissen, auf etwaige heimliche Beobachter berechneten Absichtlichkeit der gewohnten Beschäftigung oblagen. Während Krehle aber seinen unerschütterlichen Gleichmuth bewahrte und den Lackpinsel mit der Gemächlichkeit eines selbstbewußten Künstlers ersten Ranges handhabte, hatte fieberhafte Unruhe sich Martin Findegern's bemächtigt. Auf allen Seiten wähnte er sich von Spähern und Verräthern umringt. An ihn selbst bedrohende Gefahren dachte er nicht — und wer hätte sich wohl an den unverfrorenen alten Sargfabrikanten heranwagen mögen, wie er meinte — allein Oliva hinterlistigen Angriffen ausgesetzt zu wissen, folterte ihn in einer Weise, daß die meisten Beschwichtigungsgründe des Kapitains ungehört für ihn verhallten.

Oliva beeilte sich zu derselben Zeit, unter Margaretha's Beihilfe ihren Feldanzug Stück für Stück zur sofortigen Benutzung bereit zu legen. Mit derselben Peinlichkeit prüfte sie ihre Waffen, sie zugleich für einen schnellen Gebrauch herrichtend. Einsilbig ging sie dabei zu Werke; zuweilen war es, als ob sie Margaretha's Anwesenheit

vergessen habe. Kurz lauteten die Antworten, welche sie ihr auf einzelne schüchterne Bemerkungen ertheilte. Ihr Antlitz verhärtete sich förmlich während des bedachtsamen Ordnens, so daß Margaretha nur mit heimlicher Scheu auf sie hinzusehen vermochte. Erst nachdem sie sich überzeugte, daß nichts fehlte, Alles so lag und stand, daß sie nur zuzugreifen brauchte, kehrte sie sich der lieblichen Hausgenossin wieder zu. Deren Zaghaftigkeit, geeint mit aufrichtiger schmerzlicher Theilnahme gewahrend, glitt es wie ein Sonnenblick über ihre Züge.

„Margaretha," sprach sie mit seltsam bebenden Lippen, indem sie die Hände auf deren Schultern legte, „es befremdet Sie, muß Sie befremden, wenn Sie beobachten, wie von den beiden Naturen, die in mir wohnen, die rauhere plötzlich die Oberhand gewinnt. Doch was mir auch bevorstehen, unter welchen Verhältnissen ich von hier scheiden, welche Eindrücke ich hier zurücklassen mag, Eins ist keiner Wandlung unterworfen: die Dankbarkeit für Alles, was ich in diesem Hause erfuhr, für die Art, in welcher Sie es verstanden, mein Herz für Sie zu erwärmen."

Stürmisch umarmte sie die, wie Schutz bei ihr suchend, sich an sie Anschmiegende. Gleich darauf brannten ihre Lippen auf Margaretha's Stirn. Diese fühlte, wie heftiges Zittern die hohe kräftige Gestalt erschütterte. Aber als ob damit Alles von ihr ausgeschieden wäre, was noch an zarten weiblichen Regungen in ihr wohnte, trat Oliva zurück. Zugleich verhärtete ihr Antlitz sich wieder.

„Es ist überstanden," sprach sie förmlich streng, „meinem Herzen war ich diesen Tribut schuldig. Mag dies als Abschied zwischen uns gelten. Später vielleicht noch ein Händedruck, ein Blick oder Wort, das genügt. Ich trenne mich von Ihnen und Ihrem gastlichen Hause, als ob ein vergilbtes Blatt, vom Sturm erfaßt, sich lautlos aus der

Mitte seiner noch grünenden Schwestern löse, um im Niedersinken zwischen stacheligem und übelduftendem Unkraut sich zu verbergen."

Sie lachte unsäglich bitter zu diesem Vergleich. Dann befand sie sich ausschließlich unter der Herrschaft ihres beweglichen Geistes. Kaltblütige Ueberlegung und Scharfsinn traten in ihre vollen Rechte ein. —

Noch einmal, zum letzten Mal, saß Oliva zu Tisch mit ihren Freunden. Lebte Wehmuth in ihr, so tönte aus ihrer Stimme doch nur einzig und allein die Ruhe eines unbefangenen, sich seines Zieles bewußten Gemüthes hervor. Denselben Eindruck erzeugte sie, als sie sich endlich erhob und zu dem Gange in die Stadt rüstete. Bis an's Thor gaben Martin Findegern und Houston ihr das Geleite. Deren Vorschlag, ihr in einer gewissen Entfernung zu folgen, lehnte sie entschieden ab. Ihre einzige Sorge war, bei der Rückkehr geräuschlos eingelassen zu werden. Sie sprach noch, als gewissermaßen als Antwort darauf von der Straße her Fegefeuer neben sie hinhuschte, ihr einige Worte zuraunte und dann durch die Pforte schlüpfte.

„Ich wußte, daß Nicodemo auf mich warten würde," sprach sie in die Pforte hinein, und eiligst schritt sie davon.

Die Ecke des Palissadenzauns lag eine Strecke hinter ihr, als Nicodemo von der anderen Seite der mäßig belebten Straße herüber neben sie hintrat. Statt des Grußes wechselten sie einen Händedruck, wobei Oliva vorsichtig fragte: „Sind wir sicher, daß uns Keiner beobachtet, wohl gar folgt?"

„Seit einer halben Stunde bewegten Fegefeuer und ich uns in verschiedenen Richtungen die Straße auf und ab," antwortete Nicodemo finster, „Menschen kamen, Menschen gingen, jedoch Keiner, der irgend welche Theilnahme für das hinter dem Zaun liegende Haus verrathen hätte. Ob das genügende Sicherheit bietet, mag Gott wissen."

„Es genügt," erwiederte Oliva, „sind wir zurück und die Papiere befinden sich in meiner Tasche, so hat's keine Gefahr mehr. Mag man uns nachspüren nach Belieben. Hoffentlich stoße ich bei Palmer auf keine Schwierigkeiten. Ist Alles zur Flucht vorbereitet? Ich gestehe, selbst mir beginnt der Boden unter den Füßen heiß zu werden."

„Nichts hindert uns, zu jeder Minute aufzubrechen. Wir brauchen uns nur unbemerkt an den Mississippi zu begeben."

Eine Weile gingen sie schweigend neben einander; dann hob Nicodemo wieder mit einem Ausdruck tiefer Besorgniß an: „Ich unternehme es nicht, eine Wandlung Deines Sinnes herbeizuführen; wohl aber steht es mir zu, auch widerspricht es nicht unserer Vereinbarung, Dich daran zu erinnern, daß seit Deinem ersten Besuch im Hause Palmer's sich Vieles geändert haben kann. Ahnt man, durch Verrath darauf hingewiesen, die Wahrheit, so magst Du seinen Garten ungeschädigt verlassen, jedoch schwerlich die Nachbarschaft der Stadt."

„Ich gehe meinen eigenen Weg, darin störe mich nicht," versetzte Oliva entschlossen, aber sanft, „wir stehen überall in Gottes Hand. Sollte ein böses Verhängniß mich vor der Zeit ereilen, so weißt Du, daß mein letzter Athemzug eine bis über das Grab hinausreichende Dankbarkeit für Deine Großmuth und Treue in sich barg."

Nicodemo neigte das Haupt. Kein Wort wechselten sie mehr. Stumm schritten sie durch die abendlich beleuchteten Straßen, stumm an der Palmer's Garten begrenzenden Mauer hin. Vor dem Gitterthor eingetroffen, zog Oliva mit fester Hand an dem Glockengriff; dann lauschten Beide gespannt. Erst als vom Hause her eilige Schritte vernehmbar wurden, schritt Nicodemo nach der anderen Seite der Straße hinüber, wo der Schatten zweier von einander getrennt stehenden Häuser ihn in sich auf-

nahm. Gleich darauf drang Oliva's Stimme zu ihm über, indem sie herrisch Einlaß begehrte. Ohne weitere Fragen öffnete der Diener die Pforte, und in der nächsten Minute verhallten für Nicodemo die Schritte Oliva's und ihres Begleiters zwischen den dichten Baumgruppen.

Schneller als bei ihrem ersten Besuch wurde Oliva dieses Mal vorgelassen und von Palmer in dem bekannten Zimmer empfangen. Nur ein Herr befand sich bei ihm. An dem darauf folgenden Gespräch betheiligte er sich nicht. Wohl aber nahm er wieder eine Stelle ein, von welcher aus er sie, ohne sich ihren Blicken auszusetzen, mit der Schärfe des Argwohns eines Feindes zu überwachen vermochte.

„Sie müssen sich in einem sicheren Schlupfwinkel verborgen gehalten haben," begann Palmer, nachdem er ihr gegenüber Platz genommen hatte, „ich begann schon zu fürchten, Sie möchten sich entfernt haben, ohne zuvor noch einmal hier vorzusprechen."

„Mit anderen Worten," erwiederte Oliva spöttisch, „den von Ihnen beauftragten Spähern gelang es trotz ihres unermüdlichen Eifers nicht, eine Fährte von mir zu entdecken. Solch' Verfahren beweist kein großes Vertrauen. O, sie hätten lange nach mir suchen können. Handelt es sich um Leben und Tod, so hat man gewiß Ursache, seine Spuren so zu verwischen, daß selbst Freunde sie nicht aufzufinden vermögen. Gelang mir das, so hätte das weit eher zu Ihrer Beruhigung dienen müssen. Im Uebrigen stelle ich Ihnen anheim, sofern irgend welcher Argwohn gegen mich Boden gewonnen haben sollte, unsere Beziehungen als abgebrochen zu betrachten. Ich bin nicht gewohnt, meine Dienste da aufzudrängen, wo ich kein vertrauensvolles Entgegenkommen finde."

Ruhig, sogar kalt, wie die Worte aus einem Buche ablesend, hatte Oliva gesprochen; und dennoch erzielte sie

eine Wirkung, die mit einem unheimlichen Zauber zu vergleichen gewesen wäre. Es offenbarte sich in der Art, in welcher Palmer, nachdem sie endigte, gewissermaßen scheu erwiederte: „Nein, Madam, unsere Vereinbarung bleibt bestehen. Den Vorwurf aber, welchen Sie gegen mich richteten, ist nur insoweit gerechtfertigt, als wir in unserem Verfahren Vorsicht walten lassen müssen.“ Oliva neigte das Haupt zum Zeichen des Verständnisses, und Palmer fuhr fort: „Wann brechen Sie nach dem Kriegsschauplatz auf?“

„Das weiß ich nicht. Vielleicht morgen oder übermorgen; auf alle Fälle innerhalb vier Tagen. Es hängt davon ab, wie bald sich die Gelegenheit bietet, unbemerkt zu entkommen.“

Mit heimlicher Bewunderung sah Palmer in das schöne Antlitz. Gewaltsam schien er den dasselbe auszeichnenden starren Ernst durchdringen zu wollen, und weiter fragte er mit einem Anflug von Theilnahme: „Sie wissen, daß bei einer etwaigen Verhaftung Ihr Leben auf dem Spiele steht?“

„Das Leben bietet keine so hohen Reize, daß ich mich verzweiflungsvoll an dasselbe anklammern möchte,“ erklärte Oliva eisig, „mit der Verhaftung aber eilt es nicht. Doch ich kam nicht, um meine Zeit mit Erörterungen über Gemüthsbewegungen zu verlieren. Sind die Briefschaften für Quinch und die anderen Bandenchefs bereit?“

„Seit beinah einer Woche. Ich erwartete Sie längst.“

„Ich kann nicht gehen, wann und wohin ich will. Nach den letzten mir zugegangenen Nachrichten komme ich immer noch früh genug. Mein Weg führt mitten zwischen den Unionstruppen hindurch. Ihn einigermaßen gesichert zurückzulegen, muß ich meine Zeit wählen.“

Palmer zog ein Packetchen hervor und überreichte es Oliva. Diese wog es flüchtig in der Hand. Nachdem sie

sich überzeugt hatte, daß es keine Aufschrift trug, barg sie es nachlässig auf ihrem Körper.

„Gefährliche Geheimnisse enthält es," bemerkte Palmer gleichsam warnend. „Ich erwähnte der Möglichkeit einer Habhaftwerdung. In einem solchen Falle hinge Alles davon ab, sich derselben rechtzeitig so zu entledigen, daß es nicht verloren ginge, oder es ganz zu vernichten."

Oliva lächelte spöttisch, und versetzte gelassen: „Sie sprechen, als ob ich ein Neuling in gewagten Unternehmungen wäre. Fehlt Ihnen das volle Vertrauen zu meinen Erfahrungen und gutem Willen, so ist es noch nicht zu spät, einen anderen Boten zu wählen, der sich mehr an Ihre Rathschläge bindet."

„Und ich bitte Sie dringend, Madam, meine ernste Theilnahme für Ihre Wohlfahrt nicht zu verkennen. Wie weit mein Vertrauen reicht, werden Sie erfahren, wenn Sie das Packetchen zu seiner Zeit öffnen und die einzelnen kurz gefaßten Empfehlungen prüfen. Dieselben sind nur Eingeweihten verständlich. Fußend auf Ihre Umsicht und Gewissenhaftigkeit, ist es Ihnen anheimgegeben, mehrere unvollständige Weisungen je nach den veränderten Verhältnissen und unvorhergesehenen Truppenverschiebungen auszufüllen."

Oliva senkte die Lider wie ermüdet über ihre Augen. Sie hatte die Empfindung, als ob der sie durchschauernde wilde Triumph sich in denselben hätte verrathen müssen.

„Es ist nicht mehr, als ich erwartete, um die mir übertragene Aufgabe in ihrem ganzen Umfange erfüllen zu können," antwortete sie eintönig. Sie sah wieder zu Palmer und dem anderen Herrn auf und zog einen länglich zusammengefalteten, sorgfältig verklebten Papierstreifen hervor. Denselben wie im Spiel vor sich schwingend, bemerkte sie abermals spöttisch: „Sie selbst wie die Personen, die in näheren Verkehr mit Ihnen treten, könnten immer=

hin etwas mehr Mißtrauen walten lassen. Als ich vorhin auf der Straße die Hand nach dem Glockenzug ausstreckte, tauchte plötzlich neben mir eine dicht verschleierte Person aus dem Schatten auf. Dieselbe schien daselbst schon eine Weile gewartet zu haben. Mit klangvoller Stimme fragte sie, ob ich zu Herrn Palmer wolle und mit ihm befreundet sei. Als ich Beides bejahte, schob sie diesen Zettel in meine Hand. Zugleich bat sie mich, Ihnen denselben zu übergeben. Sie meinte noch, es wäre ein Unglück, wenn er in unrechte Hände fiele. Das nennen Sie doch nicht etwa Vorsicht? Was wären die möglichen Folgen gewesen, wäre solch' kindliches Vertrauen jeder anderen Fremden geschenkt worden?"

Sie überreichte Palmer das Papier. Dieser las die auf ihn lautende Aufschrift und öffnete es, wie von bösen Ahnungen beschlichen, mit unsicheren Griffen. Nur wenige Zeilen enthielt es. Er hatte indessen unter den ihn scharf überwachenden Augen Oliva's und seines Freundes nicht sobald Kenntniß von denselben genommen, als er tödtlich erbleichte.

„Das ist unerhört," stieß er gleichsam hervor, und sich Oliva zukehrend, fragte er ungestüm: „Kennen Sie den Inhalt?"

„Wie sollte ich ihn erfahren haben?" fragte Oliva, die Brauen im Unwillen runzelnd, zurück, „auf dem Wege vom Thor bis hierher? Außerdem schien die Verklebung unverletzt geblieben zu sein."

„Es ist wahr — wo hatte ich meine Gedanken?" versetzte Palmer, noch immer gegen peinliches Erstaunen ankämpfend; „in diesem Falle trifft Ihr Vorwurf verabsäumter Vorsicht weder mich noch meine Freunde gerechtfertigt. Aber ich preise mit Ihnen den Zufall, daß nicht ein Anderer an Ihrer Stelle mit der Beförderung des Zettels beauftragt wurde. Doch hören Sie; mittelbar geht es auch Sie an," und er las:

„Herr Palmer! Die Briefschaften, welche dem schurkischen Adjutanten des noch schurkischeren Quinch abgenommen wurden, befinden sich in meinen Händen. Zu seiner Zeit werde ich den entsprechenden Gebrauch davon machen. Wollen Sie mein Verfahren beschleunigen und ein schweres Verhängniß auf sich herabbeschwören, so brauchen Sie oder Ihre Clansgenossen nur zu wagen, harmlose Menschen zu belästigen oder gar zu bedrohen. Vergessen Sie nicht: ob ich unsichtbar bleibe: Sie sammt Ihren Schergen befinden sich jederzeit in meiner Gewalt. Kampbell."

„Kampbell," wiederholte sein Freund bestürzt.

„Kampbell," sprach auch Oliva erstaunt, „wie kommt dieser berüchtigte Spion, der einzige Sterbliche, den ich scheue, hierher? Ueberall und nirgends ist er; und jetzt sogar hier in St. Louis. Doch ich errathe: hier wie überall besitzt er seine Werkzeuge, die blindlings nach seinen Befehlen handeln." Sie erhob sich. Einige Sekunden sann sie nach, und mit verkürztem Athem fuhr sie fort: „Weilt dieser hinterlistige und ebenso schlaue Spion wirklich hier am Ort, so werde ich meinen ganzen Scharfsinn aufbieten müssen, zu flüchten, bevor er auf meine Spuren geräth. Ein wohlwollendes Geschick fügte es, daß ich selber die Trägerin dieser geheimnißvollen Nachricht wurde."

Sie wollte sich verabschieden, als Palmer, der sich ebenfalls erhoben hatte, sie mit den Worten zurückhielt: „So wird eine andere Botschaft Ihnen nicht minder gelegen kommen, wohl gar von größerem Werth für Sie sein. Da oben soll sich nämlich ein milchbärtiger Vaquero zwischen den beiden gegnerischen Armeen umhertreiben, wahrscheinlich einer von Kampbell's Leuten, der ihm in die Hände arbeitet. Vor dem seien Sie auf der Hut."

„Erhielten Sie eine nähere Beschreibung von ihm?" fragte Oliva nachdenklich.

„Eine Beschreibung seiner Person nicht; dagegen be-

richtete Quinch selber, daß des Burschen Kühnheit ihn zu einem gefährlichen Spion mache, und er daher Alles aufbiete, seiner habhaft zu werden. So schoß er zum Beispiel fast unter seinen Augen inmitten der Truppe einem seiner zuverlässigsten Korporale eine Kugel durch den Kopf."

„Mitten in der Truppe und man fing ihn nicht?" fragte Oliva wie beiläufig.

„Auch mir ist das unverständlich," erklärte Palmer, „auf alle Fälle muß es ein gewandter Mensch sein, welchem zu begegnen ich Ihnen nicht wünsche."

„Begegnete ich ihm, was mir bei der Art meiner Thätigkeit kaum glaublich erscheint, so würde er schwerlich Ursache finden, sich an einer Frau zu vergreifen. Aber ich danke Ihnen für die Mittheilung, mag sie immerhin auf schwächere Gemüther berechnet sein. Leben Sie wohl. Gelingt es mir, die Stadt unentdeckt zu verlassen, so hören Sie zu seiner Zeit von mir oder doch wenigstens von meinem Thun."

„Dann reisen Sie mit Gott," versetzte Palmer, ihr die Hand reichend, „möge er Sie auf Ihrem gefahrvollen Wege beschirmen, Sie reich belohnen für die Dienste, welche Sie einer gerechten Sache leisten."

Oliva antwortete nicht mehr. Flüchtiges Neigen des Hauptes galt dem anderen Herrn als Abschiedsgruß. Dann eilte sie in die Vorhalle hinaus, wo der Diener sich zur Begleitung bereit gehalten hatte.

„Was meinen Sie jetzt zu der Person? Sind Sie immer noch nicht von Ihrem Mißtrauen zurückgekommen?" fragte Palmer, sichtbar noch unter dem vollen Eindruck des eben empfangenen Drohbriefes, den Gefährten.

Wie unter einer Last von erdrückender Schwere sich hervorarbeitend, athmete dieser auf. Erst nach einer Pause antwortete er zerstreut: „Die Seele eines Teufels wohnt

in dem Frauenzimmer, oder die eines Engels der Unschuld, welchen böse Erfahrungen in einen Dämon der Rache verwandelten."

„Ich erblicke in ihr eine verwilderte, von tollem Fanatismus erfüllte Person, deren Eitelkeit sie treibt, es den Männern zuvorzuthun," erklärte Palmer, während der Name Kampbell noch in seinen Ohren zitterte; „doch gleichviel, was zu Grunde liegt: Sie ist sicher. Ich traue ihr zu, daß in zügelloser Begeisterung sie das schrecklichste Martyrthum hohnlachend über sich ergehen lassen würde, ohne mit einer Silbe Verrath zu üben. Für ihre Zuverlässigkeit zeugt nebenbei der Eindruck, welchen die Kunde, daß jener berüchtigte Spion in der Nähe weile, auf sie ausübte."

„Wie sollen wir uns gegen den schützen?" fragte der Andere erbittert, „und ich bezweifle nicht, daß er es ist, durch welchen der Dampfer der Vernichtung preisgegeben und unser Freund ermordet wurde. Mein Gott, wenn die dort verborgenen Papiere ebenfalls in seine Hände gerathen wären! Hätte man nur eine Ahnung davon, wo er gesucht werden könnte."

„Auf keiner anderen Stelle, als in dem Hause des verrätherischen Sargfabrikanten," erklärte Palmer finster, „ich möchte mit meinem Leben dafür bürgen, daß Harriet dort hart an ihm vorüberschritt; ihre Schilderung lautete zu überzeugend. Und welchen anderen Zweck hätte der Drohbrief haben können, als etwaige Späher seinem Versteck fern zu halten?"

„Und doch dürfen wir diese Drohung nicht berücksichtigen."

„Nein, sicher nicht; aber unsere Vorsicht muß noch verschärft werden. Er ist zu gut bedient. Man möchte beinah glauben, daß einzelne seiner Helfershelfer in unserem Kreise zu suchen seien." Hier sah Palmer nach der Uhr.

„Zehn vorbei,“ sprach er sinnend, „unsere Leute haben zur Zeit ihre Posten wohl längst bezogen?“

„Zuverlässig. Der Palissadenzaun wird von allen Seiten so scharf bewacht, daß keine Eidechse unentdeckt auf die Straße hinausschlüpfen könnte. Von hier aus begebe ich mich dorthin, um mich von ihrer Wachsamkeit zu überzeugen,“ und weiter sprachen die beiden Verbündeten ihre Befürchtungen aus, welche sich an den Namen des geheimnißvollen Spions knüpften.

Oliva war unterdessen auf die Straße hinausgetreten. Den Rückweg einschlagend, trennte sie eine kurze Strecke von dem Ende der Parkmauer, als Nicodemo neben sie hintrat.

„Du bliebst länger, als ich erwartete,“ sprach er leise, indem sie eiligst weiterschritten; „ich begann für Dich zu fürchten.“

„Du gehst mit Deiner Sorge um mich zu weit,“ versetzte Oliva mit scharf hervorklingendem Hohn, „die Arznei, welche ich Palmer reichte, erwies sich über alle Maßen wirksam. Er selber hätte mein Leben vertheidigt.“

„Und welchen Erfolg erzieltest Du?“

„Den denkbar günstigsten. Quinch ist vollständig in unserer Gewalt. Wir brauchen kaum die Beihilfe regulärer Truppen. Den Wortlaut der mir anvertrauten Schriftstücke kenne ich zwar noch nicht, allein nach den Mittheilungen Palmer's zu schließen, sind wir in der Lage, ihm nach Willkür jede beliebige Bewegung vorschreiben, mithin ihn in jeden uns zusagenden Hinterhalt locken zu können.“

Erst nach einer Pause erwiederte Nicodemo unverkennbar bedrückt: „Ich halte uns für ernstlich gefährdet, so lange wir nicht die Fluthen des Mississippi unter uns fühlen.“

„Wo wären wir überhaupt sicher? Und dennoch; nach

den Tagen der Rast in dem gastlichen Hause abermals vor unsere Aufgabe gestellt, durchströmt es mich wie neues Leben. Zu meiner Befriedigung gereicht, unsere Freunde einigermaßen gegen die hinterlistigen Angriffe der Clansbrüder geschützt zu haben. Der Name Kampbell wirkte wie ein Wetterstrahl auf Palmer ein. Einmal von Kleinmuth befangen, verwandeln diese Art Menschen, die ihr Leben nie in die Schanze schlugen, sich in furchtsame Kinder."

Ihnen entgegenkommende Leute hinderten sie an der Fortsetzung des Gespräches, und einmal in Schweigen versunken, brachen sie es auf dem ganzen Wege nicht mehr.

Sie hatten den Palissadenzaun erreicht und schritten an demselben entlang, als sie eines Mannes ansichtig wurden, der ihnen von der anderen Ecke des Zaunes her entgegenkam. Nicht zu unterscheiden vermochten sie dagegen, daß er seine Bewegungen sorgfältig abmaß, um unterhalb einer Laterne mit ihnen zusammenzutreffen. Wer auch immer er war: der kurze Zeitraum des Vorüberschreitens genügte ihm, in Oliva dieselbe Person wiederzuerkennen, die einst im Hause Palmer's solch' hohes Aufsehen erregte. Im Uebrigen verrieth er durch nichts, daß er den beiden späten Wanderern viel Aufmerksamkeit schenkte. Erst als das Ende des Zauns vor ihm lag, spähte er noch einmal rückwärts. Die Pforte hatte sich in ihren Angeln gedreht, der Schlüssel im Schloß geknirscht. Nach Nicodemo und Oliva schaute er dagegen vergeblich aus. Es unterlag also keinem Zweifel, daß sie sich zu dem verdächtigen alten Sargfabrikanten begeben hatten. Nach dieser Entdeckung beschleunigte er seine Schritte. Was er seit Tagen ohne einen Schimmer von Erfolg erstrebte, das war ihm heut geglückt. Jene räthselhafte Fremde als Hausgenossin Martin Findegern's zu wissen, erschien ihm gleichbedeutend mit Verrath. Und

so beeilte er sich, die Kunde seiner Entdeckung dahin zu tragen, von wo aus dann die entsprechenden Gegenmaßregeln zu erwarten standen.

Als er im Hause Palmer's eintraf, hatten sich wieder mehrere Herren zu einer neuen nächtlichen Berathung daselbst zusammengefunden. Die Aufregung, in welche Alle durch den Drohbrief Kampbell's versetzt worden waren, steigerte sich zur wahren Bestürzung, sobald man die Gewißheit über irgend welche geheimnißvolle Beziehungen zwischen Oliva und Findegern, jenem unzweifelhaften Schützlinge Kampbell's, erhielt. In der ersten Kopflosigkeit kannte man daher allein das Trachten, der nunmehr mit verhängnißvollen Beweismitteln ausgerüsteten Fremden habhaft zu werden, wenn auch nur, um sich von deren Unschuld zu überzeugen. Nach allen Richtungen hin stoben die Gesinnungsgenossen auseinander, Jeder versehen mit einem besonderen Auftrage, darauf berechnet, ohne Aufsehen zu erregen, ein einmüthiges Zusammenwirken zu ermöglichen. —

Kaum eine Viertelstunde hatte Oliva mit Margaretha in deren Wohnung verbracht, als sie in der vollen Ausrüstung eines Vaquero's bei den Männern auf der anderen Seite des Hauses eintrat. Bei ihrem Anblick erhob sich Nicodemo und griff nach seinem Hut. Förmlich schüchtern blickten Martin Findegern und Krehle zu ihr auf. Unfaßlich erschien den beiden alten Junggesellen die abermalige Wandlung in deren Aeußerem. Nicht minder erstaunte Houston, dem ihre Verkleidung bisher fremd geblieben. Wie die äußere Hülle, war auch ihr Antlitz ein anderes geworden. Ohne irgend eine Regung zu verrathen, reichte sie Allen der Reihe nach die Hand zum Abschied. Houston war der Letzte. Ihn bat sie, ihr das Geleite bis an's Thor zu geben. Gefolgt von Nicodemo und Fegefeuer schritt sie an seiner Seite eine kurze Strecke voraus.

„Kapitain,“ redete sie ihn unterwegs gedämpft an, und etwas von der früheren Wärme klang aus ihrer Stimme hervor, „ich müßte mich sehr täuschen, wenn ein holdes Liebesglück Ihnen nicht lächelte. Eine köstliche Frühlingsblume, geschmückt mit den Farben der Unschuld, sprießt Ihnen entgegen. Ist es Ihnen vergönnt, sie für sich zu brechen, so halten Sie dieselbe heilig, wie Ihren Gott.“

Houston, überwältigt durch die verheißenden Worte, ergriff ihre Hand. Oliva entzog ihm dieselbe. „Hier ist die Pforte,“ warf sie rauh ein; „was ich Ihnen anvertraute, lassen Sie es vergraben sein in der tiefsten Tiefe Ihres Herzens. Vergessen Sie nicht: der Blüthenstaub bedarf nur eines Hauches, um unwiederbringlich in alle Winde zu verwehen. Vom Wiedersehen spreche ich nicht, weil ich nicht daran glaube.“

Houston öffnete die Pforte. An ihm vorüber schlich Fegefeuer auf die Straße hinaus und nach deren anderen Seite hinüber, wo er im Schatten verschwand. Gleich darauf schloß die Pforte sich hinter Nicodemo und Oliva. Auch sie begaben sich nach der anderen Seite hinüber, wo sie ihren Weg in der Richtung der Stadt verfolgten. Wie zuvor bei ihrer Heimkehr, begegneten sie im Bereich der Beleuchtung einer Laterne abermals einem Fremden. Derselbe schien sie nicht zu beachten. Doch wie Oliva in ihm denselben Herrn erkannte, mit welchem sie vor einer Stunde im Hause Palmer's zusammentraf, so war auch ihm trotz der Verkleidung Oliva's Persönlichkeit nicht verborgen geblieben.

„Es wird Zeit, daß wir von hier verschwinden,“ bemerkte Oliva spöttisch. Wenige Schritte gingen sie weiter, dann spähten sie nach dem Fremden zurück. Ein zweiter hatte sich ihm zugesellt. Mit ihm umkehrend, hielten sie sich bis zur nächsten zum Mississippi hinunterführenden

Straße in den Spuren der Flüchtlinge. Dort eilte der eine tiefer in die Stadt hinein, es dem Gefährten anheimgebend, die Verfolgung fortzusetzen.

Nachdem Oliva und Nicodemo die Werftstraße erreicht hatten, wo ihre Gestalten zwischen den lärmenden Fußgängern auf dem Bürgersteig mehr verschwanden, fühlten sie sich sicherer. Und doch wurden sie auch dort von scharfen Augen unablässig überwacht. Bald nach ihnen war der ihnen Nachspähende ebenfalls in die Werftstraße eingebogen, jedoch nach der Wasserseite hinübergeschlichen, wo er gleichen Schritt mit ihnen hielt. Als sie vor dem „Lustigen Rekruten" vorüberkamen, trat Alonso zu ihnen heran. Eifrig erklärend und belehrend begleitete er sie bis zur zweiten Querstraße. Dort blieb er zurück, während Nicodemo und Oliva schräge nach der Dampferreihe hinüberschritten. Sie erreichten dieselbe vor der Treppe, auf welcher Nicodemo und Alonso sich vor Tagen zur Fahrt stromabwärts einschifften. Auch heute lag das Boot wieder da, jedoch bemannt mit vier im Schatten verschwimmenden schwarzen Gestalten. Zu demselben hinabsteigend, stießen sie auf Fegefeuer, der auf der untersten Stufe kauerte.

„Du bleibst zurück," befahl Nicodemo ihm leise, „geh' nach Hause und halte gute Wache auf dem Hofe. Magst erzählen, daß wir ungestört entkommen seien."

Und ebenso leise antwortete Fegefeuer: „Der Onkel Tommy schickte mir Wort, ich sollte mich hier verborgen halten. Das große Boot und er selber drinnen folgt nach. Master Nicodemo möchte mir sagen, wohin er ginge, damit ich's ihm vermeldete."

„So sage ihm nur: Missourimündung auf dem linken Ufer; versteh' mich recht: Missourimündung, linkes Ufer," und die letzten Worte betonte er etwas schärfer.

„Hab's verstanden, Herr," raunte Fegefeuer ihm zu,

und während Nicodemo und Oliva in dem Boot Platz nahmen, kroch er zwischen zwei Stufen hindurch, auf deren anderer Seite er auf dem von Planken überdachten Balkenwerk eine Stelle zum behaglichen Ausstrecken fand.

Das Boot war unterdessen von der Treppe abgestoßen worden. Statt der Riemen die Arme gebrauchend, schoben die Ruderer es geräuschlos an dem nächsten Dampfer hin bis auf das freie Fahrwasser hinaus. Dort legten sie die Riemen ein, und mit der vollen Wucht ihrer Körper sich gegen dieselben lehnend, arbeiteten sie stromaufwärts.

Zu derselben Zeit erhob sich oben, nur zwei Schritte von der Treppe hinter einer Anhäufung von Kisten derselbe Mann, welcher den Flüchtlingen so lange nachgefolgt war. Eine Weile blieb er lauschend stehen, so lange, bis er sich überzeugt hatte, daß das Boot gegen die Strömung kämpfte.

„In der Missourimündung auf dem südlichen Ufer," wiederholte er, wie um sie seinem Gedächtniß fester einzuprägen, die erlauschten Worte vor sich hin, und eiligst entfernte er sich. Sein Weg führte über die Stelle hinweg, auf welcher Fegefeuer verborgen lag. —

Obwohl gegen die Strömung rudernd, brachten die vier Schwarzen das leicht gebaute Boot verhältnißmäßig schnell vorwärts. Um einem weniger schweren Fluthenandrange zu begegnen, steuerten sie nach dem linken Ufer hinüber, wo sie sich, durch eine weiter oberhalb liegende Biegung des Stromes bedingt, in ruhigerem Fahrwasser befanden. Bis dahin war, außer einzelnen, die Fahrt betreffenden Bemerkungen der Ruderer kaum ein Wort gefallen, Schweigend saßen Oliva und Nicodemo nebeneinander. Trotz des vorläufigen ungestörten Entkommens lastete es auf Beiden wie eine böse Ahnung. Die Begegnung mit den feindlichen Spähern hatte ihnen einen Theil ihrer Zuversicht geraubt. Erst als sie das jenseitige Ufer

erreichten, wo die Bewegung des Bootes beschleunigt werden konnte, St. Louis aber bald hinter ihnen zurückblieb, athmeten sie freier auf.

„Habt ihr nichts von unseren Sachen vergessen?" fragte Nicodemo den vor ihm sitzenden Schwarzen, der mit der Kraft eines Titanen die wirbelnden Fluthen peitschte.

„Nichts, Herr," antwortete dieser wohlgemuth.

„Nicht unsere Büchsen?"

„Alles wohl verstaut im Vordertheil. Außerdem Gewehre und Schießbedarf für uns. Tommy meinte, es seien böse Zeiten und es möchte sich Gelegenheit finden, ein paar Loth Blei einem verdammten Rebellen zwischen die Rippen zu jagen."

„Hoffentlich kommt es nicht dazu. Zu trauen ist den Zeiten freilich nicht: da gilt es, auf der Hut sein. Ich setze voraus, Tommy traf solche Vorkehrungen, daß wir im Falle der Noth auf ihn zählen können."

„Der schwarze Küster, bei dem ich 'ne Kleinigkeit lesen lernte, hätt's nicht feiner berechnen können. Er wäre gleich mit dem anderen Boot mitgekommen, aber die Angelegenheit mit diesem hier hätte zu große Eile, kalkulirte Tommy."

„Wo werden wir morgen am Tage Rast halten?"

„Ein ordentlich Stück Weges über die Hälfte der ganzen Fahrt hinaus."

„Wird Tommy zu uns stoßen?"

„Tommy ist erstaunlich schlau. Er meinte, nicht anders, als wenn er gerufen würde."

„Um so besser. Wir müssen den Schein bewahren, als ob die Böte nicht zusammen gehörten; der Teufel traue den Leuten, die auf diesem oder jenem Dampfer an uns vorüberkommen."

„Ich denke, wir haben nichts mehr zu befürchten,"

wendete Oliva sich nach einer längeren Pause des Schweigens in spanischer Sprache an Nicodemo.

„Wahrscheinlich nicht," antwortete dieser, „vollständig sicher sind wir erst dann, nachdem wir von einem Missouridampfer aufgenommen wurden."

„Das mag Tage dauern."

„Nachdem wir in der Missourimündung landeten, keine zwölf Stunden. Fast täglich werden Kommandos nach Kansas City befördert, wo es in nächster Zeit blutig hergehen soll."

Oliva antwortete nicht. Ihr Vertrauen in Nicodemo's Umsicht war zu fest begründet, als daß sie fernere Fragen an ihn hätte richten mögen. Stunden verstrichen darauf wieder in Schweigen. Sogar den sonst so redseligen Schwarzen verging bei der schweren Arbeit die Lust zu den ihnen sonst so geläufigen wunderlichen Scherzreden. Der beinahe volle Mond hatte sich den östlichen Waldungen längst entwunden. Die oberen Luftschichten erhellend, sandte er die Uferschatten über das Boot hinweg. Die Atmosphäre war kühl und erquickend. Geräuschlos wälzten die vereinigten Wassermassen des Missouri und des Mississippi sich dem Golf von Mexiko zu. Was sollten sie auf diesem langen Wege begrüßen? Zerschossene Städte und Merkmale mit fast übermenschlichen Anstrengungen geschaffener Erdarbeiten, unternommen, um beinah vergessene zugewucherte Seitenbette des Stromes wieder zu eröffnen und den schweren kriegsgerüsteten Dampfern zugänglich zu machen. Spaten und Axt hatten sich mit feuerspeienden Schlünden geeinigt, den Todesstoß vorzubereiten, welchen der Norden nach beinah vierjährigem Ringen endlich dem aufständischen Süden versetzen sollte.

Stunde um Stunde verrann. Unabänderlich verfolgte das Boot unter den unermüdlichen Armen der schwarzen Ruderer seine glatte, aber beschwerliche Bahn. Der Osten

röthete sich; lichter wurde es ringsum. Als die Sonne endlich den ersten Blick über die Uferwaldung hinweg auf den Mississippi warf, da war die Richtung, in welcher St. Louis sich erhob, nur noch an dem grauen Nebelstreifen erkennbar, der oberhalb der Stadt in der Atmosphäre lagerte. Und heller und goldiger spiegelte die höher strebende Sonne sich auf der breiten Wasserfläche. Wie erschien der gewaltige „Vater der Ströme" so vereinsamt, gleichsam ermüdet, im Vergleich mit früheren Tagen! Hin und wieder furchte wohl ein Dampfer mit fliegender Eile seine Bahn, allein das frische fröhliche Treiben eines nimmer rastenden Geschäftsverkehrs fehlte. Die vereinzelten prahmartigen Flachboote dagegen, die unter der Führung rauher Gesellen träge der Strömung folgten, die erzeugten kaum einen anderen Eindruck, als die Treibholzstämme, die mit ihnen desselben Weges zogen. —

Um die Mitte des Vormittags landete das Boot endlich auf einer Stelle des Westufers, wo die beinahe undurchdringliche Urwaldung bis hart an dessen äußersten Rand reichte. Kaum noch ein Drittel der Entfernung bis zur Missourimündung lag dort vor den Flüchtlingen; um die zu überwinden, bedurfte es zuvor einer längeren Rast. Bald darauf flackerte unter den Händen der Neger ein kleines Feuer empor. Geschäftig regten sich die Hände, um von den mitgenommenen Vorräthen ein Mahl zu bereiten.

Siebenzehntes Kapitel.

Die südliche Halbinsel, welche von dem Missouri und dem Mississippi in ihrer Vereinigung gebildet wird, besteht aus fettem Schwemmland, auf welchem, eine Strecke landwärts, spärlich zerstreut vereinzelte, meist uralte Farmen gleichsam versteckt liegen; ferner aus sumpfigen

Niederungen mit stagnirenden Pfützen und Teichen. Ueppige Waldung bedeckt die ganze Halbinsel, so weit nicht hier und da eine Fläche zu Saatfeldern gelichtet wurde. Dieselben erzählen unzweideutig von der unerschöpflichen Zeugungskraft des schwarzen Erdreichs. Zahlreiche Truthühner, Waschbären, Opossums und Hirsche belebten jenes abgelegene Revier noch zu Anfang der fünfziger Jahre. Heute mag es anders geworden sein, je nachdem Axt und Pflug eine größere Herrschaft über diesen Winkel, den sogenannten Missouribottom, erlangten. —

Der Abend hatte sich auf die, den Zusammenfluß der beiden Riesenströme charakterisirende wilde Landschaft gesenkt. Das Boot, welches Oliva und Nicodemo trug, war noch bei Sonnenschein in den Missouri eingelaufen. Eine mäßige Strecke legte es hart am südlichen Ufer zurück, bevor es, durch eine kleine, zum Versteck geeignete Einbuchtung bestimmt, anlegte und die von ihm herbeigetragene Gesellschaft, etwa zweihundert Schritte tiefer in den Wald hinein, auf geeigneter Stätte ihre Vorbereitungen zum Uebernachten traf.

Es dunkelte bereits, als ein mit sechs Ruderern bemanntes Boot mit unverkennbarer Vorsicht um den kapartigen Vorsprung herumbog, jedoch nur so weit, wie unumgänglich nothwendig, um den Missouri bis zu seiner nächsten Biegung hin zu überblicken. Dort blieb es liegen, bis man durch die herüberdringenden Beilschläge und vereinzelte lautere Stimmen darüber belehrt wurde, daß eine Anzahl Männer in der Nachbarschaft lagerte. Langsam ließ man das Boot wieder in den Mississippi zurücktreiben, wo es unterhalb des Ufers so weit abwärts glitt, bis es mit einem zweiten, ähnlich bemannten zusammentraf. Eine längere Berathung folgte zwischen den zwölf oder vierzehn Männern, welche sich auf die beiden Fahrzeuge vertheilten. Als endlich eine Einigung erzielt worden

war, ketteten sie die Boote an die nächsten bloßgespülten Baumwurzeln, und das Ufer ersteigend, drangen sie in den Wald ein. Wer sie in ihrem Thun beobachtet hätte, dem würde nicht entgangen sein, daß die sich geheimnißvoll regenden Männer bewaffnet waren, außerdem aber Jeder ein Bündel mit sich führte, welches zu umfangreich und dennoch zu leicht, um vielleicht Lebensmittel in demselben zu vermuthen. Dabei offenbarte sich in ihrem Wesen eine gewisse Feierlichkeit, gepaart mit finsterer Entschlossenheit, wie solche an den seines Amtes waltenden Scharfrichter erinnerte.

Nachdem sie den Wald betreten hatten, trennten sie sich in Gruppen zu drei und vier Mitgliedern von einander, wie um nach einer ihren Wünschen entsprechenden Lagerstätte zu suchen. Hin und wieder lockten sie sich durch wenig auffällige Zeichen zusammen, um nach kurzer Berathung sich abermals zu zerstreuen. Allmählig gelangten sie so weit, daß sie den röthlichen Schein des von Nicodemo und den zu ihm Gehörenden geschürten Feuers zwischen den Baumwipfeln hindurch unterschieden. Dann wurde es still, so still, als ob der noch als Urwildniß liegende Wald überhaupt kein Leben in sich geborgen habe. Nur die kleinen Geschöpfe, deren Wirken und Weben auf die Nacht entfällt, erfüllten die feuchte Atmosphäre unter den Bäumen mit ihren leise schnarrenden, summenden und krächzenden Akkorden. Zuweilen ertönte auch unterdrücktes Lachen von dem Feuer herüber, wo die ewig gutgelaunten Neger in sorglosem Geplauder sich die Zeit verkürzten.

Zu dieser Stunde war es, als ein größeres, stark bemanntes Boot, nachdem es von unten herauf an der Missourimündung vorbeigerudert worden war, sich von dem gegenüberliegenden Ufer des Mississippi trennte und, die Strömung ausnutzend, den Vorsprung des Missouri-

bottoms zu seinem Ziel wählte. Tommy führte in demselben den Oberbefehl, und kein Einziger befand sich unter seinen acht farbigen Männern, der seinem leisesten Wink nicht unverzüglich Folge geleistet hätte. Ohne jegliche Störung trafen sie im Missouri selbst gerade vor dem Kap ein. Dort säumten sie, bis sie das Boot unter überhängendem Gebüsch vollständig gesichert hatten, und zu ihren Waffen greifend, verschwanden sie alsbald mit katzenartigen Bewegungen in dem finsteren, dem Mondlicht verschlossenen Dickicht.

In dem geschützten Waldwinkel nahmen zu derselben Zeit Oliva, Nicodemo und die vier Neger vor dem lustig flackernden Feuer ihr Mahl ein. Auf den ausgebreiteten Decken, die später ihre Betten bilden sollten, rasteten sie. Seit einer Stunde und länger hatten sie Tommy's Ankunft entgegengesehen. Lag der Gedanke an eine Gefahr ihnen fern, so fanden sie doch keine Erklärung für das Ausbleiben des sonst stets gewissenhaften und pünktlichen alten Burschen. Am wenigsten konnten sie ahnen, daß Tommy bei seinem Landen vor der Treppe durch Fegefeuer unter der Betheuerung, daß die Flüchtlinge bei ihrem Aufbruch von einem Spion heimlich überwacht worden, dringend gewarnt, sich auf dem ganzen Wege von Verräthern beobachtet wähnte und daher seine Wachsamkeit verdoppelte. Sobald er aber weit vor sich in dem von ihm gewählten Fahrwasser der beiden geheimnißvollen Böte ansichtig wurde, wuchs sein Argwohn schnell zur Ueberzeugung, und die Bewegung des eigenen Fahrzeuges nach derjenigen der beiden anderen peinlich genau abmessend, mußte nothgedrungen eine größere Verspätung eintreten.

Bis zur Beendigung des Mahles wartete Nicodemo noch; dann beauftragte er seine Leute, das Boot zu besteigen und dasselbe so weit hinuntertreiben zu lassen, bis sie einen Blick um das Kap würden herumwerfen können.

Er hielt für möglich, daß bei Tommy Zweifel über die fernere Richtung der Fahrt walteten, er vielleicht ängstlich auf ein Zeichen von ihm harrte.

Bereitwillig leisteten die vier Schwarzen Folge. Nicodemo begleitete sie zum Fluß, um von dort aus selbst einen Blick über den Strom zu werfen und demnächst, von der Sicherheit der Umgebung sich überzeugend, auf einem Umwege nach dem Lager zurückzukehren.

Oliva war dem Feuer näher gerückt. Das ihr anvertraute Packet hatte sie geöffnet und den Umschlag vor sich in die Flammen geworfen. Der erste Blick auf die offenen Briefe belehrte sie, daß sie von Palmer nicht getäuscht worden. An verschiedene Bandenchefs, vornehmlich an Quinch, waren sie gerichtet. Sie enthielten klug berechnete Rathschläge betreffs der eigenen Märsche, wie Aufschlüsse über die Zusammenstellung der Nordarmee und deren Pläne, wie solche nur durch Verräther zu Palmer's Kenntniß gelangt sein konnten. Auch die versprochenen noch unvollständigen Schriftstücke, welche zu seiner Zeit auszufüllen ihrem Ermessen unterlag, fand sie vor. Bedächtig las sie Alles durch. Zuweilen belebte wohl heimlicher Triumph, dann wieder spöttisches Lächeln ihre Züge, sonst aber bewahrte sie nach wie vor ihren undurchdringlichen, gewissermaßen ausdruckslosen Ernst. Nachdem sie Kenntniß von dem Inhalte jedes einzelnen, kurzgefaßten Berichtes genommen hatte, schob sie Alles in ihre beinah bis zu den Knieen hinaufreichende Stiefelschäfte, und ein Reis ergreifend, schürte sie träumerisch in einem Hügelchen glühender Asche. So hatte sie, seitdem Nicodemo sich entfernte, beinah eine halbe Stunde verbracht, als sie plötzlich den Kopf herumwarf und argwöhnisch in den Wald hineinlauschte. Sie glaubte in größerer Entfernung das Brechen eines dürren Reises unter vorsichtig einherschleichenden Füßen vernommen zu

haben, und sich zu keiner Stunde und an keinem Ort sicher wähnend, zog sie sich leise aus der Nähe des Feuers zurück. War das Geräusch von Nicodemo ausgegangen, so mußte die Aufklärung bald folgen.

Und abermals unterschied sie eigenthümliches Knistern, als ob aus einer anderen Richtung sich Jemand behutsam durch das Buschwerk gedrängt habe. Wer auch immer nahte, ringsum geschützt durch dichtes Unterholz, hatte sie bis jetzt unmöglich entdeckt werden können. Kurze Zeit schwankte sie in ihrem Entschluß über die zunächst einzuschlagende Bewegung; dann streckte sie sich lang aus, und eine Schlange hätte sich nicht geräuschloser zwischen Halmen und Kraut hindurchgewunden, als sie unter einem breitverzweigten großblätterigen Strauch verschwand.

Wieder und immer wieder erneuerte sich das Rauschen und Knacken. Bald aus dieser, bald aus jener Richtung drang es herüber, bis sie endlich zwischen dem sie bergenden Laub hindurch eine Gestalt entdeckte, die, mit dem Mißtrauen eines Raubthieres jeden Busch, jeden Baumstamm als Deckung benutzend, dem Feuer näher schlich. Nachdem diese sich überzeugt hatte, daß dasselbe, obwohl vor Kurzem geschürt und von Decken und den nothdürftigsten Lagergeräthen umringt, verlassen worden war, trat sie bis auf zwei Schritte heran. Zugleich schwang sie den Arm nach oben, offenbar ein Zeichen für die weiter abwärts weilenden Genossen, worauf sie sich schnell in den Schatten eines Baumstammes zurückzog. Nur ganz kurze Zeit dauerte es, und zwei ähnliche Gestalten tauchten seitwärts von ihr auf, jedoch ebenfalls den Bereich der leuchtenden Flammen meidend.

Oliva rührte sich nicht. Mit angehaltenem Athem spähte sie aus ihrem Versteck zu den fremdartigen Erscheinungen hinüber, und jäher Schrecken bemächtigte sich ihrer. Obgleich sie Furcht nie kennen lernte, in den ver=

hängnißvollsten Lagen nie ihre Kaltblütigkeit verlor, so stockte doch der Pulsschlag ihres Blutes, als eine der Gestalten bei einer unvorhergesehenen Bewegung von dem Feuer so weit beleuchtet wurde, so daß sie dieselben in ihren Umrissen nothdürftig zu unterscheiden vermochte.

Wohl hatte sie von dem berüchtigten Clu-Clux-Clan, jenem finsteren Auswuchs eines an Wahnwitz grenzenden Fanatismus und dessen in Geheimniß gehülltem verbrecherischen Wirken gehört, jedoch Alles mindestens für Uebertreibung, wenn nicht für phantastische Erfindung gehalten. Doch was sie jetzt klar vor Augen sah, das überstieg alle ihre Vorstellungen in so hohem Grade, daß sie in wirren Fieberträumen zu leben meinte. Die Blicke starr auf die räthselhafte Erscheinung gerichtet, erkannte sie, daß dieselbe mit einem von den Schultern bis zu den Füßen niederreichenden schwarzen faltigen Talar bekleidet war. Ueber den Kopf hatte sie dagegen eine Kappe von demselben Stoff gestreift, deren Verlängerung ringsum bis auf die Schultern niederfiel und mit zwei Ausschnitten für die Augen versehen war. Die Verkleidung konnte also nur darauf berechnet sein, deren Träger nicht allein unkenntlich zu machen, sondern ihm auch einen gewissen Ausdruck starrer Unerbittlichkeit zu verleihen, wie er geeignet, lähmend auf Denjenigen einzuwirken, der in die Gewalt dieser verworfenen Gesellschaft gerieth. Sogar Oliva, die einem offenen Feinde gegenüber nie zagte, war derartigen Eindrücken des Entsetzens bis zu einem gewissen Grade unterworfen. Indem sie aber entdeckte, daß die beiden anderen Männer ähnliche Umhüllungen trugen, wußte sie, daß es um sie geschehen sei. Es schwanden die letzten Zweifel, daß Verrath gewaltet, die unheimlichen Feinde sich an ihre Fersen geheftet hatten, um erst dann aufzutreten, wenn sie keine Störung ihres finsteren Treibens zu befürchten brauchten.

Da knisterte es hinter ihr unter behutsam einherschreitenden Füßen. Ein Schatten glitt vor sie hin und eine vierte Gestalt trat zwischen sie und das Feuer, wodurch sie ein noch deutlicheres Bild von der seltsamen Verkleidung gewann.

Einer der bereits anwesenden Unholde schlich neben den eben Eingetroffenen hin.

„Sie sind an den Fluß gegangen,“ verstand sie die gedämpft gesprochenen Worte, „verbergen wir uns in der Nähe, so können sie uns nicht entgehen. Wir brauchen nicht einmal ihren Schlaf abzuwarten.“

„Wir sollten sie einfach über den Haufen schießen,“ hieß es zurück, „für ihr Ende hätten sie keine geeignetere Stätte auswählen können. Werden ihre Gebeine von dem Gethier benagt, haben sie's selbst verschuldet. Monate mögen vergehen, bevor ein Jäger seinen Weg hierher nimmt.“

„Lebendig müssen sie in unsere Hände fallen, um ein Geständniß von ihnen zu erpressen,“ lautete die Erwiederung, „auch ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß sie ihre Unschuld zu beweisen vermögen.“

„Unsinn. Dieser Bursche ist derselbe verwegene Vaquero, über welchen Quinch berichtete. Bedürfte es eines weiteren Beweises, so läge er schon allein darin, daß er im Hause des hinterlistigen Sargfabrikanten seinen Unterschlupf fand, der wieder erwiesenermaßen unter dem Schutze des berüchtigten Kampbell steht. Seiner und seines geheimnißvollen Begleiters Beziehungen zu den aus dem Süden entronnenen Sklaven gedenke ich nicht.“

„Gleichviel. Eine Uebereilung kann uns selbst verderblich werden. Und dann die Papiere. Wer anders als dieser Bursche könnte Aufschluß über deren Verbleib ertheilen? Er muß sie beschaffen, und wären wir gezwungen, ihm die Haut in Streifen vom Rücken herunter

zu peitschen. Und von einem solchen unreifen Jungen hat Palmer sich übertölpeln lassen? Es ist unglaublich."

Und vielleicht zum ersten Mal, seitdem Oliva gewissermaßen den Kriegspfad betrat, zitterte sie. Unter dem breitverzweigten Blätterdach lag sie zwar so verborgen, daß vor Anbruch des Tages kaum eine Entdeckung zu befürchten stand, trotzdem konnte ein unwillkürlich ausgestoßener Seufzer, die leiseste unbeabsichtigte Bewegung in jeder neuen Minute zum Verräther an ihr werden. Sie gedachte Nicodemo's, des treuen, opferwilligen Freundes, und ihr Herz krampfte sich zusammen in dem Bewußtsein, ihn mit in das Verderben hinabgerissen zu haben Ein Warnungsruf schwebte ihr auf den Lippen. Retten wollte sie ihn, ihm rathen, die Flucht zu ergreifen, so lange es noch Zeit sei. Doch wer sagte ihr, daß sie nicht gerade dadurch ihn dem Untergange weihe? Und sie kannte ihn genugsam, um zu wissen, daß ohne sie er nimmermehr das Weite suche, sein Leben zu ihrer Rettung einsetzen oder gemeinsam mit ihr fallen würde.

Noch starrte sie zwischen den Blättern hindurch verzweiflungsvoll auf die schattenähnlichen Gestalten, die im Begriff waren, sich in den Hinterhalt zu legen, als von dem Fluß das Geräusch kämpfender Männer herüberdrang. Oliva versagte der Athem. Sie errieth, daß auch dort Feinde herbeigeschlichen waren und sich Nicodemo's bemächtigt hatten, bevor er Zeit fand, zu den Waffen zu greifen. Wie Eis legte es sich um ihre Brust. Sie fluchte der Unvorsichtigkeit, die Neger nach der Flußmündung entsendet zu haben; aber laut aufjammern hätte sie mögen, als Nicodemo's Stimme mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Seelenangst herüberschallte, indem er sie mit den Worten warnte: „Fliehe, oder Du bist verloren —!" Er brach ab, wie von einem Todesstoß getroffen, vielleicht auch, um nicht zu verrathen, wo man sie zu suchen habe.

Um das Feuer herum herrschte jetzt Todtenstille. Die in der Nähe verborgenen Feinde rechneten ohne Zweifel darauf, daß der Angerufene auf der Flucht dort vorüberkommen würde. Minuten vergingen, für Oliva bange, endlose Minuten. Bebenden Herzens lauschte sie den Stimmen, die in kürzeren und längeren Pausen aus der Richtung des Stromes herüberdrangen. Vergeblich trachtete sie, die Nicodemo's zu unterscheiden. Endlich vernahm sie das Geräusch, unter welchem eine Anzahl Männer sich ihren Weg durch das Unterholz bahnte. Fast gleichzeitig wurden die in der Nachbarschaft lauernden Clansmitglieder wieder rege. Sie hörte wenigstens deren Bewegungen, wogegen sie selbst außerhalb ihres Gesichtskreises blieben. Erst als vier weitere vermummte Gestalten in den Schein des Feuers traten, näherten auch sie sich demselben. Anfänglich unterschied sie nur ein Gewirr schwarzer Talare. Sobald aber einer der früher Eingetroffenen das Feuer schürte und von dem zur Hand liegenden schnell zündenden dürren Reisig einen Vorrath auf den Gluthhaufen warf, erkannte sie Nicodemo. Mit auf dem Rücken zusammengeschnürten Händen stand er zwischen zweien der Schergen, die ihn an den Oberarmen gepackt hielten. Sein von den emporlodernden Flammen grell beleuchtetes Antlitz war todtenbleich. Aber als hätte das ganze in ihm wohnende Leben sich in den Augen zusammengedrängt gehabt, flogen seine Blicke rastlos nach allen Richtungen. Erst nachdem er die Gewißheit erlangt hatte, daß Oliva nicht anwesend, er also wähnen durfte, daß es ihr gelungen sei, noch im letzten entscheidenden Augenblick zu entschlüpfen, richtete er sich wieder trotzig empor. Bitterer Hohn trat auf seine Züge, als er überall undurchdringlich verschleierten Häuptern begegnete, mithin die Unmöglichkeit waltete, auch nur eine Physiognomie hinlänglich zu betrachten, um die Gelegenheit zu einem

späteren Wiedererkennen zu bieten. Doch was galt ihm das jetzt noch? Er befand sich in der Gewalt von Feinden, die schon allein um der eigenen Sicherheit willen keine Schonung kannten.

Aus dem Gespräch, welches die acht Clansgenossen nunmehr führten, ging hervor, daß Nicodemo in demselben Augenblick überfallen und gefesselt wurde, in welchem er, auf dem Ufer des Stromes liegend, den Kopf über dessen Rand hinausschob, um nach dem bereits seit einer halben Stunde abwesenden Boot auszulugen. Die ihnen unerklärliche Entfernung der vier Neger nannten sie einen glücklichen Umstand, durch welchen ihr Unternehmen überraschend erleichtert worden sei. Ingrimmig gedachten sie des hinterlistigen Vaquero's, jedoch immer noch hoffend, daß es den im Walde zerstreuten Genossen gelinge, sich seiner zu bemächtigen. Sie verhandelten noch darüber, als zwei davon mit der Nachricht eintrafen, nichts gehört oder gesehen zu haben, was als das Einherschleichen eines Menschen hätte gedeutet werden können.

„Und dennoch darf er nicht entkommen, und wären wir gezwungen, jeden einzelnen Strauch, jeden Baum auf eine Meile im Umkreise nach ihm abzusuchen," hieß es eigenthümlich hohl unter der Kappe eines Clansbruders hervor; „seine Flucht beweist unwiderleglich seine Schuld. So lange er unter den Lebenden weilt, wird er eine Drohung für uns bleiben. Mit seiner List eint sich eine Gewandtheit, die davon zeugt, daß er bisher unter einem gewiegten Lehrmeister arbeitete, und der ist kein Anderer, als Kampbell selber."

Auf den Rath des Vormannes wurde neues Holz oberhalb des Gluthhaufens aufgeschichtet, daß die Flammen bis zwischen die niedrig hängenden Zweige des die unheimliche Scene überdachenden Baumwipfels hineinschlugen. Es war, als hätte man durch die vermehrte flackernde

Beleuchtung dazu beitragen wollen, dem Gefangenen die Hoffnungslosigkeit seiner Lage vor Augen zu führen. Ein Verhöhnen aller menschlichen und göttlichen Gesetze lag in dem unverkennbaren Bestreben, durch barockes feierliches Verfahren ein zu begehendes Verbrechen mit einem Schein unerbittlicher Gerechtigkeit zu umgeben. So wartete man auch, bis der lodernde Scheiterhaufen neben der die schwarzen Gestalten mit röthlichen Reflexen überströmenden Beleuchtung, eine fast unerträgliche Hitze ausstrahlte. Dann wendete der Wortführer sich an Nicodemo, dem man unterdessen die Füße ebenfalls gefesselt und ihm eine solche Lage gegeben hatte, daß er sich mit dem Rücken an den zwischen dichtem Unterholz hervorragenden Baumstamm lehnte.

„Du befindest Dich hier vor Männern," begann er, „die berufen sind, nach strengen Gesetzen über Leben und Sterben zu entscheiden. Aber sie verurtheilen nicht nur, sondern sie verschaffen ihrem Wahrspruch auch sofortige Geltung. Du und Dein junger Genosse, ihr habt euch als Spione der Unionisten schwer an den Südstaaten vergangen. Spione stehen außerhalb des Gesetzes. Man schießt sie nieder, wo man ihnen begegnet, zertritt sie wie giftiges Gewürm, ohne deshalb eine Verantwortlichkeit auf sich zu laden. So ist es Sitte bei allen Nationen, die zum Schwert greifen, um ihre angestammten Rechte zu vertheidigen. Ich hoffe, Dich hiermit von dem Ernst Deiner Lage überzeugt zu haben. Darauf hin frage ich Dich jetzt: wo blieb der Bursche, der vorgestern Abend in einem von vier flüchtigen Sklaven geruderten Boot gemeinschaftlich mit Dir St. Louis verließ?"

Da sah Nicodemo höhnisch im Kreise. Einige Sekunden säumte er, bevor er kaltblütig antwortete: „Leute, die sich scheuen, ihr Angesicht zu zeigen, können nur Verbrecher sein. Ich aber denke zu hoch von mir, um Ver-

brechern, in deren Gewalt ein unglücklicher Zufall mich lieferte, Rede zu stehen. Beabsichtigt ihr, mit eurer lächerlichen Verkleidung Eindruck auf Jemand auszuüben, dann sucht euch furchtsame Kinder, nicht Männer, die gewohnt sind, dem Tode in's Antlitz zu schauen. Ihr spracht zu deutlich in meiner Gegenwart, als daß ich noch Zweifel über das mir bevorstehende Loos hegen könnte."

Wilde Flüche verhallten hier und da dumpf unter den Kappen, und der Vormann der heimtückischen Gesellschaft sprach weiter: „Du spielst mit Deinem Leben; mag es darum sein. Und so frage ich nochmals: wo weilt der Bursche? Wo finden wir ihn? Ich gebe Dir zu bedenken, daß immer noch eine Möglichkeit bleibt, Dich vor Strick und Baumast zu bewahren."

„Der Bursche wird klug genug gewesen sein, das Weite zu suchen," versetzte Nicodemo höhnisch. „Im Uebrigen lege ich auf die mir vorgespiegelte Möglichkeit keinen Werth."

„Vielleicht wirst Du dennoch gefügiger," hieß es erbittert zurück, und auf des Sprechenden Wink zog einer der Genossen eine Leine aus den Falten seines Talars hervor. Nachdem er mit boshaft berechneter Gemächlichkeit das eine Ende über den in der Höhe von acht Fuß oberhalb Nicodemo's Haupt hervorragenden Ast geworfen hatte, beeilten zwei Genossen sich, die auf dem anderen befindliche Schlinge zu öffnen und um Nicodemo's Nacken zu legen. Da störte eine unvorhergesehene Bewegung sie in ihrem Beginnen, und als Alle sich nach derselben umkehrten, fielen ihre Blicke auf Oliva, welche in die volle Beleuchtung des Feuers getreten war.

So lange hatte sie in ihrem Versteck alle Martern ertragen, die ihr aus dem Anblick Nicodemo's erwuchsen. Sobald man aber Anstalt traf, den treu verbundenen

Freund gewissermaßen hinzurichten, schwanden ihre Rücksichten mit sich selbst. Im jähen Aufbäumen der angeborenen Verwegenheit erstickte die letzte Probe der Frauennatur. Todesverachtung trat an Stelle des bisherigens Zagens, trotziger Hohn an die des Zweifelns und Schwankens. Doch bevor sie, die funkelnden Blicke im Kreise sendend und durch die Oeffnungen in den Kappen die dahinter liegenden Augen suchend, das erste Wort fand, die Clansgenossen aber in lähmendem Erstaunen sprachlos auf sie hinstarrten, ertönte Nicodemo's Stimme.

„Warum hast Du mir das gethan?“ rief er vorwurfsvoll aus; „war es nicht genug an dem einen Opfer? Mußten es deren zwei sein?“

„Entweder zwei oder keins,“ antwortete Oliva mit kalter Entschlossenheit, und nur in dem tiefen Klang ihrer Stimme verrieth sich die in ihr wogende heftige Erregung, „wer die Männer auch sein mögen, die nicht zaudern, ihre verbrecherischen Pläne hinter einer jämmerlichen Maskerade zu verheimlichen: ich bin bereit, Rechenschaft vor ihnen abzulegen, soweit sie auf Grund ihrer Uebermacht berechtigt, eine solche von mir zu erwarten,“ und wiederum ließ sie ihre Blicke verachtungsvoll von Gestalt zu Gestalt schweifen.

Da trat der Wortführer der finsteren Genossenschaft ihr näher. Eine Weile betrachtete er sie prüfend. Es war, als hätte er sich zuvor mit dem Gedanken vertraut machen müssen, daß die vor ihm Stehende in der That dieselbe Person, welche er einst im Hause Palmer's kennen lernte. Unerhört erschien ihm, daß in dem noch bartlosen schlanken Burschen, der sich damals in den Frauenkleidern mit derselben Leichtigkeit bewegte, wie jetzt in den seinem Geschlecht vermeintlich gebührenden, die Unerschrockenheit eines gereiften, erprobten Mannes wohne. Dann brach er

das wieder eingetretene Todesschweigen mit den Worten: „Elender, unmündiger Knabe, in Deiner eitlen Ueberhebung vergiß nicht, daß Du zu Männern sprichst, die nicht gewohnt sind, durch theatralisches Auftreten sich beirren zu lassen —"

„Wo liegt theatralisches Auftreten?" warf Oliva mit einem Trotz ein, welcher sich in dem Bewußtsein begründete, auf alle Fälle verloren zu sein; „ich frage nochmals: wo liegt es? Auf Seiten Derjenigen, die auf Schritt und Tritt vom Tode bedräut, in Begeisterung für eine gerechte Sache einem gefährlichen Gewerbe nachgehen, oder da, wo man, als gälte es, Kinder einzuschüchtern, zu lächerlichem Mummenschanz seine Zuflucht nimmt."

„Ein Mummenschanz, welcher Demjenigen verhängnißvoll wird, der ihn aus eigener Anschauung kennen lernt," sprach der Wortführer, und bevor er fortzufahren vermochte, schaltete Oliva wieder herausfordernd ein:

„Wie es nur die Art verruchter Räuber und Mörder sein kann."

Durch den Kreis der Clansbrüder lief ein Murmeln der Entrüstung. Stimmen wurden laut, die sich dafür entschieden, kurzen Prozeß mit den beiden Verräthern zu machen. Der Vormann hob dagegen die Hand beschwichtigend und fügte hinzu: „Ueberlaßt es mir allein, das Bürschchen zu überführen. Nachher mögt ihr eure Einwände erheben und vertreten." Und zu Oliva gewendet: „Du sprachst von einem gefährlichen Gewerbe, von dem eines Spions. Du wiesest Dich als solchen aus, als Du in Frauenkleidern Zutritt bei einem angesehenen Herrn in St. Louis suchtest, angeblich um ihm eine Gefälligkeit zu erweisen. Es gelang Dir auf Grund Deiner Schauspielerkünste und Deines glatten Gesichtes, sein Vertrauen zu erschleichen. Und nun gestehe, während Du die Blicke auf den um Deines Gefährten Hals gelegten Strick ge-

richtet hältst: wem dientest Du als Spion? Dem Süden oder dem Norden, oder um schnöden Gewinn beiden Theilen zugleich?"

„Ich könnte antworten, was ich wollte, und würde keinen Glauben finden," erklärte Oliva spöttisch; „es lohnt sich also nicht der Mühe, auf Eure Frage einzugehen. Beurtheilt mich nach meinen Handlungen, dann entscheidet selbst."

„Du bist ein gefährlicher Bursche, um so gefährlicher durch Deine Doppelgestalt," versetzte der Wortführer in Unheil verkündendem Schmeichelton, „und Deine Handlungen meinst Du? Wie nennst Du es, wenn ein verwahrloster Knabe Deines Schlages in der wohlüberlegten Absicht, nichtswürdigen Verrath zu begehen, unter Vorzeigung eines aufgefundenen Briefes einen durch die Würde hohen Alters ausgezeichneten Herrn gewissermaßen zwingt, ihm andere Briefschaften anzuvertrauen, die geeignet, ihn und Andere in der Oeffentlichkeit zu verdächtigen? Du zuckst die Achseln in Deiner Verstocktheit; ich dagegen nenne es eine todeswürdige Handlung. Gönnen wir Dir aber noch eine kurze Frist, so geschieht es, um Dir in Ansehung Deiner Jugend Gelegenheit zu bieten, Dich zu rechtfertigen. Ob es Dir gelingt, bezweifle ich. Dein Verrath ist erwiesen trotz Deines Leugnens."

„An wem übte ich Verrath?" fragte Oliva kaltblütig; „an euch etwa? Zähltet ihr zu den Unionisten, so würdet ihr schwerlich zu einer Vermummung eure Zuflucht genommen haben. Seid ihr dagegen Anhänger des Südens, dann ist euer Verfahren so sinnlos unwürdig, daß ich fast bereue, den Secessionisten jemals meine Dienste angeboten zu haben."

Und weiter lautete das Verhör: „Wenn Du wähnst, durch Deine vorlauten Bemerkungen Eindruck auf uns auszuüben, so überschätzest Du Dein Können. Spare daher

Deine spitzen Reden und höre: Zu derselben Zeit, in welcher Du Männern des Südens Dienste zu leisten versprachst, wohntest Du bei einem Manne, der wegen seiner fortgesetzten Wühlereien und des Schutzes, welchen er den Feinden der Konföderation gewährte, längst für den Strang reif war, dem er sicher nicht entgeht. Außerdem lebtest Du im täglichen Verkehr mit einem verwundeten Unionsoffizier, der sich durch seine Umtriebe gegen den Süden hervorthat. Wie willst Du das erklären?"

„Diene ich einer Partei mit vollem Herzen, so darf ich nicht davor zurückschrecken, unter die Gegenpartei mich zu mischen. Ein schwacher Kundschafter, der für sein Wirken nur sicheren Boden wählt."

„Eine scharfsinnige Antwort," höhnte der Vormann, und doppelt feindselig klang es unter der den Ton dämpfenden Kappe hervor, „sie paßt auf alle Fälle, läßt sich drehen und wenden nach Belieben. Beinahe zu scharfsinnig für ein unreifes Bürschchen, welchem die Schlinge um den Hals liegt."

„Jung mag ich sein, zeigt mir aber einen besseren Mann. Und liegt eine Schlinge um meinen Hals, so zieht sie immerhin zu. Seid indessen sicher, daß ein furchtbarer Rächer ersteht, der mein Leben und das meines Gefährten von euch fordert. Ich wiederhole: ein elender Kundschafter müßte ich sein, verstände ich nicht, für alle Fälle meine Gegenmaßregeln zu treffen. Auf Grund dessen werdet ihr noch einmal bereuen, Verräthern euer Ohr geliehen und auf leeren Schein hin euer Gewissen, wenn ihr überhaupt noch eins besitzt, mit einem Doppelmord beschwert zu haben."

Der Wortführer sann eine Weile nach. Durch die Augenlöcher der Kappe hindurch funkelten seine Blicke auf Oliva. Indem er die schlanke knabenhafte Erscheinung mit der kaltblütigen Ruhe verglich, welche sie sogar an-

gesichts eines unabwendbaren Endes nicht verließ, schien er in seinem Entschluß zu schwanken. Hätte er einem um sein Leben bettelnden Feigling gegenüber hohnlachend den Stab gebrochen, so suchte er jetzt nach weiteren Beweisen für die Schuld der Gefangenen, bevor er sein Endurtheil durch die Genossen bestätigen ließ. Endlich hob er wieder an: „Das Packet Briefe, welches Dir anvertraut wurde, gib es heraus, damit ich sehe, daß es nicht in andere Hände überging."

Oliva zuckte die Achseln geringschätzig. „Glaubt ihr, ich würde es bei mir behalten haben, um den ersten besten Unionisten, die mich durchsuchten, einen Beweis meiner Schuld zu liefern?"

„Ich wiederhole, gib es heraus, bevor wir zum Aeußersten schreiten."

„Ja, wenn es augenblicklich in meiner Macht stände," antwortete Oliva gelassen; „und ferner, wer seid ihr, daß ihr glaubt, auf Grund meines jugendlichen Aeußeren mich wie ein Kind behandeln zu dürfen? Wer bürgt außerdem dafür, daß ihr nicht verkappte Unionisten seid, die eine Handhabe sowohl gegen mich wie gegen meine Auftraggeber zu erbeuten wünschen?"

„Spare Dein Gerede, vermessenes Gewürm," herrschte der Vormann ihr nunmehr erbittert zu, „wenn wir Dich erst durchsuchen, werden wir ja sehen. Jetzt eine andere Frage, und auf die Gefahr des augenblicklichen Hängens hin rathe ich Dir, der Wahrheit gemäß Auskunft zu ertheilen. Du stehst in Verbindung mit Kampbell, dem berüchtigten Spion der Unionisten?"

Oliva lächelte spöttisch und erklärte mitleidig: „Wäre das der Fall, würde ich da einfältig genug sein, es einzuräumen? Doch beruhigt euch. Diesem Kampbell möchte ich noch weniger gern begegnen, als Leuten eures zweifelhaften Schlages."

„Mit Dir ist nichts aufzustellen," versetzte der Wortführer ingrimmig, „in Deinen Antworten offenbart sich eine Schlauheit, welche allein genügt, Dich zu einem doppelzüngigen Schurken zu stempeln. Es bleibt mir also nur übrig, Dich über das Dir bevorstehende Loos, welches Dir ohne Zweifel noch recht harmlos erscheint, aufzuklären. Bis zum Anbruch des Tages erhältst Du Zeit, Dir die Sache zu überlegen. Vielleicht bist Du bis dahin mehr geneigt, ein offenes Bekenntniß abzulegen. Wenn nicht, so bescheint die aufgehende Sonne Deine Leiche wie die Deines nicht minder verstockten Gefährten, die beide dort von dem Baumast niederhängen."

Auf ein Zeichen von ihm traten mehrere Vermummte heran, und ihre Hände auf Oliva legend, welche, das Nutzlose jeglichen Widerstandes einsehend, völlig regungslos verharrte, trafen sie Anstalt, sie ähnlich zu fesseln, wie Nicodemo.

Während dieses Verhörs, bei welchem die Aufmerksamkeit jedes Einzelnen auf's Aeußerste angespannt, die Sinne Aller aber mehr oder minder durch finstere Rachsucht, vielleicht auch Besorgniß um die eigene Sicherheit umfangen wurden, hatte man Nicodemo gänzlich außer Acht gelassen. Saß er doch da, wie dem Leben nicht mehr angehörend. Nur in seinen Augen, die wie gebannt an Oliva's Zügen hingen, webten abwechselnd banges Erstaunen und unsäglicher Jammer, um alsbald wieder durch das Aufleuchten tödtlichen Hasses und ohnmächtiger Wuth verdrängt zu werden. Verzweiflung ergriff ihn, so oft er gewahrte, daß Oliva seinen Blicken scheu auswich. Er ermaß den wilden Schmerz, der hinter dem ruhigen Antlitz tobte, den unbarmherzigen Vorwurf gegen sich selbst, sein Verderben, wenn auch nur mittelbar, verschuldet zu haben. Dabei ging ihm kein einziges Wort verloren. Trotzdem vermied er bedachtsam, in der Be-

sorgniß, Oliva's etwaige heimliche Pläne zu durchkreuzen, mit in die Erörterungen einzugreifen. Wenn er selbst aber in der hilflosen Lage einer Ueberwachung nicht mehr für werth gehalten wurde, so achtete man, durch das Verhör gefesselt, durch die Kappen dagegen im Wahrnehmungsvermögen beeinträchtigt, noch weniger auf die Umgebung des Lagers, in welcher es sich geheimnißvoll regte, als ob schattenhafte Geister zum nächtlichen Reigen sich zusammengelockt hätten.

Es geschah während des letzten Theils des zwischen dem Clansbruder und Oliva geführten Gesprächs, als Nicodemo plötzlich eigenthümlich starr blickte, sein fahles Antlitz wie unter einem heftigen Blutandrange sich tiefer bräunte. Niemand bemerkte es, Niemand sah, daß Zittern seine Gestalt durchlief. Hinter dem Baumstamm und unter dem dicht wuchernden Gesträuch und Kraut hervor, zugleich geschützt durch den Schatten des Stammes und Nicodemo's breite Schultern, hatte sich eine Faust zwischen ihn und den Baum gezwängt. Gleich darauf fühlte er eine Messerklinge leise über seine Hände hingleiten und mit vorsichtigem Schnitt den sie zusammenschnürenden Strick lösen. Mit derselben Vorsicht wurde zum Schluß der Griff des Messers in seine Faust geschoben.

Von neuen Hoffnungen durchströmt und doch fieberhaft angstvoll lauschte er unter äußerster Anspannung seiner Sinne hinter sich. In jedem neuen Augenblick fürchtete er, ein unbeabsichtigt erzeugtes Geräusch zu hören, durch welches die Aufmerksamkeit der Clansgenossen auf ihn hingelenkt worden wäre. Doch nichts unterschied er. Kein Blatt, kein Halm schien sich hinter ihm zu regen, während Tommy, gewandter als Jene, und geübter im nächtlichen Kreuzen dicht verschlungener Wälder, langsam einherkriechend sich zurückzog und erst in sicherer Entfernung wieder aufrichtete. Nicodemo verharrte unter-

dessen, als hätte überhaupt keine Störung für ihn stattgefunden, nach wie vor in seiner gezwungenen Lage. Nur seine Finger regten sich, indem sie die Banden von den Gelenken streiften und demnächst die Faust das Heft des Messers fester packte. Dann war seine geistige Thätigkeit ausschließlich darauf gerichtet, den von Tommy und seinen Gefährten vorbereiteten Zeitpunkt zu erspähen, in welchem es ihm und Oliva ermöglicht sein würde, in den Wald hinein zu flüchten.

Und abermals sank sein Herz, als er gewahrte, daß man, Oliva mit rauhem Griff packend, Anstalt traf, ihre Hände zu fesseln. Der Ruf, zu entfliehen, bevor sie an dem freien Gebrauch ihrer Glieder gehindert wurde, schwebte ihm auf den Lippen, zugleich schickte er sich an, emporzuspringen, als vom Fluß her ein Mann vollen Laufes herbeistürmte und dadurch dem Beginnen der sich mit Oliva beschäftigenden Genossen Einhalt that. Ebenfalls vermummt, rief er dringlich aus: „Das Boot kehrt zurück! Die Schurken rudern aus Leibeskräften!"

„So mögen Einige hingehen und ihnen ein halbes Dutzend Kugeln zusenden, da wird ihnen die Lust zum Landen vergehen," befahl der Wortführer, und er kehrte sich den beiden Schergen wieder zu, die eben im Begriff waren, eine Schlinge um Oliva's Handgelenke zu legen. Doch bevor man den ersten Knoten schürzte, knallte aus dem Dickicht ein Schuß herüber, und mit durchschossenem Kopf zurücktaumelnd, stürzte der Wortführer über das lodernde Feuer hin. Bei diesem ungeahnten Angriff standen die Clansgenossen wie zu Stein erstarrt. Ihr Entsetzen erhöhte, daß die eben noch hoch emporschlagenden Flammen durch den leblosen Körper erdrückt wurden und die bisher herrschende Helligkeit sich jäh in Dunkelheit verwandelte. Sie besaßen nicht einmal die Geistesgegenwart, dem Erschossenen beizuspringen, und ihn von dem

Gluthhaufen herunterzuziehen oder zu ihren Waffen zu greifen. Der Schuß war indessen kaum gefallen, als Nicodemo den seine Füße haltenden Strick mit sicherem Griff durchschnitt und auf dieselben emporschnellte. Mit dem Ruf: „Fort!“ sprang er, das Messer schwingend, mit solcher Gewalt auf die vor Oliva stehenden Männer ein, daß sie bestürzt zur Seite stolperten und dadurch ihre Gefangene ganz frei gaben. Gleich darauf waren Beide im Dickicht verschwunden, ohne daß auch nur Einer versucht hätte, sie zurückzuhalten oder ihnen eine Pistolenkugel nachzusenden. Erst als ein zweiter Schuß aus dem Walde herüberdröhnte und ein anderer Klansbruder mit wüthendem Aufschrei den zerschmetterten Arm kraftlos niedersinken ließ, löste sich die Erstarrung, welche sich Aller bemächtigt hatte. Die Gefahr der sie beleuchtenden Flammen erkennend, die an dem Todten vorbei neue Lebenskraft gewannen, prallten sie auseinander. Nur Einer besaß die Ueberlegung, den erschossenen Gefährten an den Füßen zu packen und von dem Feuer herunterzuschleppen. An einen Gegenangriff in dem finsteren Walde dachte Keiner mehr. In dem Bewußtsein, von Feinden umringt zu sein, die daran gewöhnt, im nächtlichen Kampfe alle Vortheile auszunutzen, welche der Wald ihnen bot, dachten sie nur noch an Flucht und Rettung. Ihre Kopflosigkeit wurde aber dadurch noch gesteigert, daß Tommy's gellende Stimme erschallte, indem er nach einem wahrhaft höllischen Lachen ihnen zurief: „Zwei liegen da! Wer will der Dritte, Vierte und Fünfte sein? Fort mit euch verdammten Mordhunden, wenn noch Einer den Missouri-Bottom lebendig verlassen will! Fort in eure Boote, ihr schuftigen Kehlabschneider! Ein Nigger ist's, der's den wüsten Gentlemen befiehlt! Fünf Minuten und 'ne halbe Zeit geben wir euch! Wer dann noch zur Hand ist, wird an euren eigenen Stricken aufgehangen! Den Todten mögt

ihr mit fort nehmen. Fahrt ihn bei hellem Tage durch die Straßen von St. Louis, damit die Leute die erstaunlichen Schurken erkennen, die Nachts auf Raub und Mord ausgehen —"

Seinem wilden Eifer wehrte Nicodemo, der eben zu ihm herantrat. Ernst rieth er, Anderes zu bedenken, anstatt die eingeschüchterten Feinde zu einem Verzweiflungskampf zu reizen. Dann alle Farbigen zusammenrufend, unterrichtete er sie über ihr Verhalten, bis die erbitterten Clansmitglieder sich zur Fahrt stromabwärts eingeschifft haben würden.

Von allen Seiten argwöhnisch überwacht und den Erschossenen zwischen sich tragend, bahnten diese sich ihren Weg durch das Dickicht nach dem Mississippi hinüber. Dort stiegen sie zu ihren Booten hinab. Kein Wort wurde dabei laut. Erdrückend lastete auf ihnen das Bewußtsein, sogar die Todesursache des in der Stadt so bekannten Genossen verheimlichen zu müssen. Sie mochten die Stunde verwünschen, in welcher sie sich durch unbezähmbaren Fanatismus zu einem Unternehmen hatten verleiten lassen, über dessen mögliche Tragweite sie in so hohem Grade sich verrechneten.

Sie hatten die Boote vom Ufer abgestoßen, als abermals das Hohnlachen des triumphirenden Tommy an ihre Ohren schlug.

„Glückliche Reise!" schrie er ihnen nach, und in seinem Gellen offenbarte sich der tiefgewurzelte Haß gegen alle Vertheidiger der Sklaverei, in welcher er den schönsten Theil seines Lebens hindurch alle Unbilden tyrannischer Herren und Aufseher über sich ergehen lassen mußte. „Glückliche Reise! Wenn ihr nach St. Louis kommt, meldet's auf dem Gericht! Vielleicht hängen sie uns wegen Todtschlag!" Und wiederum lachte er den Scheidenden boshaft nach, und seine farbigen Freunde stimmten mit ein, daß es klang,

als ob ein Schwarm Höllengeister den Wald belebt habe. —

Oliva und Nicodemo hatten bis dahin kaum ein Wort gewechselt, höchstens eine kurze Bemerkung rücksichtlich der Beobachtung der abziehenden Feinde. Nur flüchtig ruhten ihre Hände ineinander. Es war der einzige Ausdruck ihrer Empfindungen, nachdem sie kurz zuvor mit dem Leben abgeschlossen hatten und einem grauenhaften Ende entgegensahen. Des Ereignisses selbst gedachten sie nicht in Worten. Nicodemo wußte, daß Oliva unzugänglich für irgend welche auf ihre Wohlfahrt berechnete Rathschläge war. In ihr bebte dagegen der peinliche Gedanke, den von ihr unzertrennlichen Freund abermals in eine Lage gebracht zu haben, in welcher er doppelt litt.

Den Rest der Nacht hindurch blieb man noch zusammen, verlegte aber das Lager auf das Ufer des Stromes. Folgenden Morgens, die Sonne war eben aufgegangen und das Frühmahl hatte man gerade beendigt, bog ein Dampfer in die Missourimündung ein. Nicodemo und Oliva bestiegen das leichte Boot, und unter den weitausgreifenden Armen der schwarzen Ruderer schoß es auf den Strom hinaus. Auf ihren Anruf brachte man die Maschinen zum Stehen. Einige Fragen wurden gewechselt, und nach einem freundschaftlichen Abschied von Tommy und seinen Gefährten begaben sie sich an Bord. Gleich darauf trennte ein schnell wachsender Zwischenraum Dampfer und Boot.

Mit sich führte Tommy ein von Nicodemo mit Bleistift geschriebenes Blatt aus seinem Taschenbuch, welches dazu dienen sollte, ihn bei Martin Findegern, Krehle und Margaretha einzuführen. Weitere Aufschlüsse blieben seinen mündlichen Mittheilungen vorbehalten.

Auf dem Dampfer erregten die beiden westlichen Gestalten kaum Aufsehen. In dem bräunlichen schlanken

Burschen mit dem langen schlichten Haar glaubte man die Merkmale der Verwandtschaft mit der indianischen Rasse zu erkennen. In dieser Vermuthung bestärkte der in seltsamem Widerspruch mit seiner Jugend stehende undurchdringliche Ernst, wie die Einsilbigkeit sogar im Verkehr mit seinem älteren, nicht minder düster schauenden, wortkargen Gefährten.

(Fortsetzung folgt.)

Lebendig todt.

Novelle

von

Frieda Linde.

(Nachdruck verboten.)

Schon wieder einer!" rief Else v. Randau und warf den Brief, welchen sie soeben gelesen, auf den Tisch vor sich hin, sprang von ihrem Sitze auf und schritt in heftigster Erregung im Zimmer auf und nieder.

„Was denn, mein Schatz?" fragte, ruhig von seiner Zeitung aufblickend, ihr Bräutigam; und seine Augen folgten — sichtlich mit mehr Wohlgefallen als Mitgefühl oder Bedauern — dem schönen Mädchen, das in der Gluth ihrer Entrüstung und der temperamentvollen Grazie ihrer Bewegungen allerdings ein reizendes Bild darbot. Den zukünftigen Ehemann hätte aber doch einige Besorgniß für die ungetrübte Heiterkeit seines dereinstigen Ehehimmels beschleichen dürfen beim Anblick dieses leidenschaftlich erregten Weibes, das nun den Brief wieder ergriffen und in tausend Stücke zerrissen hatte.

„Ah so!" fuhr Hugo in heiterer Gelassenheit fort, „wohl wieder einer jener anonymen Schmähbriefe auf mich?" Er lachte. „Mein liebes Kind, wenn Du keine Freundin pikanter Lektüre bist, so kann ich Dir nur rathen, derartige literarische Erzeugnisse in Zukunft immer ungelesen so energisch zu recensiren!"

Er stand auf und fing an, die Papierschnitzel vom Boden aufzulesen.

„Ich begreife nicht, Hugo, wie Du diesen Abscheulichkeiten gegenüber eine solche Ruhe und Gleichgiltigkeit bewahren kannst!"

„Aber, liebe Else, habe ich Dir denn nicht schon oft gesagt, daß ein jeder Mann, welchem Glück und Erfolg in ungewöhnlichem Maße zu Theil geworden, sich auch ein ungewöhnliches Maß von Neid und Haß gefallen lassen muß? Seit meine Wahl in den Reichstag gesichert scheint, haben meine Gegner die Schleusen der Verleumdung und Schmähung voll geöffnet."

Er stand auf, legte den Arm um sie und fuhr, ihr innig in die flammenden Augen blickend, in ernsterem Tone fort: „Auch Dich, mein Glück, gönnt man mir nicht. Mag es ein unglücklicher Nebenbuhler, mag es der Parteihaß sein: man sucht, durch die schmählichsten Verdächtigungen Dich mir zu entfremden, zu entreißen!" Mit einem Kusse entließ er sie jetzt aus den Armen, um, nun seinerseits im Zimmer auf und ab schreitend, fortzufahren: „Der Rückgang meiner Verlobung mit der Tochter des größten und einflußreichsten Grundbesitzers der Provinz wäre Triumph für meine Feinde, wäre Niederlage für mich! Sobald die Wahlen vorüber sind, wird gewiß auch all' das Geschreibe aufhören. Darum, mein Kind, laß ruhig diese Leute lügen und schmähen so viel sie mögen — was kümmert das uns?" Wieder schloß er sie zärtlich in seine Arme, und sagte — das gesenkte Gesichtchen zu sich emporrichtend — mit nun plötzlich weich gewordener Stimme ein wenig vorwurfsvoll: „Thränen, Else?"

Sie warf stürmisch die Arme um seinen Hals. „Ach Hugo, Liebster! Es kümmert mich ja auch nicht, wenn Du bei mir bist, wenn ich in Dein liebes, treues Gesicht

sehe! Aber wenn Du fort bist — und Du bist jetzt so viel fort — dann — dann —"

Er ließ sie plötzlich los und trat ein paar Schritte von ihr zurück. Erstaunen, Enttäuschung, ja Entrüstung in dem erblaßten Gesicht! Es lag in seinem ganzen Wesen eine vornehme Kälte, die ihr in's Herz schnitt, als er nun leise sagte: „Zweifel, Else?"

In diesem Augenblick trat Else's Mutter in das Zimmer.

„Kinder, es ist bald Zeit, aufzubrechen, und Du, Else, hast noch nicht einmal Toilette gemacht. Aber, was habt ihr denn? Else in Thränen, und Du, Hugo, so sonderbar?"

„O, nichts von Bedeutung!" versetzte dieser rasch und trat an's Fenster.

Und: „Nichts von Bedeutung!" sagte Else mechanisch ihm nach, und setzte sich auf den nächsten Stuhl.

„Nun, dann schnell, Kind, der Christian wird bald vorfahren!"

„Ach Mutter, laß mich zu Hause! Ich kann jetzt nicht unter fremde Menschen gehen."

„Aber höre! Das geht denn doch über den Spaß! Deiner besten Freundin Verlobungsfeier, die obendrein nur im engsten Kreise gehalten werden soll, das nennst Du: unter fremde Menschen gehen? — Daß wir den Bräutigam ganz kurz erst, seine gestern angekommenen Eltern aber noch gar nicht kennen, ist doch im Gegentheil nur ein Grund mehr, bei dem heutigen Feste nicht zu fehlen. Jedenfalls mußt Du einsehen, Kind, daß an ein Zuhausebleiben Deinerseits gar nicht zu denken ist!"

„Ja, ja, das sehe ich ein," sagte Else und erhob sich seufzend, um sich umzukleiden.

Eitelkeit gehörte nicht zu ihren Fehlern; und so kam sie denn sehr bald wieder, zur Abfahrt gerüstet, zum Vor-

schein. Aber Christian war bereits vorgefahren, die Eltern warteten, kein Augenblick des Alleinseins war dem jungen Paare mehr vergönnt, um die sie beherrschende Verstimmung zu lösen.

— — — — — — — — — — — —

Die kurze Fahrt bis zum Nachbargute der Levetzows, mit welchen die Randaus von Alters her befreundet waren, wurde in erwartungsvollem Stillschweigen zurückgelegt. Um so geräuschvoller waren dort die allseitigen Begrüßungen und Beglückwünschungen.

Anna v. Levetzow's Bräutigam, ein süddeutscher Edelmann, den sie auf der Sommerreise vor Kurzem erst kennen gelernt hatte, und dessen Eltern waren in diesem alten Freundeskreise ein ganz neues, fremdes Element, aber ein höchst angenehmes, liebenswürdig anregendes, das ließ sich schon nach den ersten Minuten des Beisammenseins herausfühlen. Namentlich die Mutter des Verlobten, die Gräfin Kirstein, war eine merkwürdig anziehende Erscheinung. Ihre hohe, stattliche Gestalt, ihr schneeweißes Haar, das in wirkungsvollem Kontraste zu der blühenden Gesichtsfarbe und den tiefschwarzen Augen stand, zogen sofort die Blicke auf sich; und sie fesselte je länger je mehr durch die jugendliche und doch im edelsten Maß gehaltene Lebhaftigkeit ihres Mienen- und Geberdenspieles. Das ganze Wesen dieser Frau strömte eine so große Freundlichkeit, Heiterkeit und Güte aus, daß einem Jeden in ihrer Nähe wohl werden mußte.

So war denn bald an dieser Tafelrunde nicht nur eine freudig-festliche, sondern auch eine so behaglich-trauliche Stimmung eingekehrt, als wären diese Menschen, welche das Geschick am heutigen Tage zum ersten Mal zusammenführte, schon alte gute Freunde.

Endlich wurde die Tafel aufgehoben. Man begab sich zum Kaffee in den Salon, und es trat in der Unterhal-

tung eine kleine Ebbe ein. Der Hausherr nahm eine Zeitung vom Tische auf, und — in Erinnerung an seine Morgenlektüre — entfuhr ihm die für den Augenblick am wenigsten passende Bemerkung: „Da haben sie in Südfrankreich wieder einmal eine junge Frau scheintodt begraben! So etwas wäre bei uns in Deutschland unmöglich!“

„Glauben Sie das?“ erklang hierauf der Gräfin Kirstein plötzlich sehr ernst gewordene Stimme. „Ich sage Ihnen, daß ich einst selbst lebendig begraben worden wäre, hätte nicht eine gütige Schicksalsfügung im letzten Augenblick das Gräßliche verhindert!“

Ein Ruf des Staunens ging durch die Gesellschaft. Jeder trat unwillkürlich einen Schritt näher an die merkwürdige Frau heran; aber Keiner wagte die so lebhaft sich aufdrängende Frage nach der näheren Geschichte dieses furchtbaren Ereignisses, das in der Erinnerung noch eine erschütternde Wirkung auf die Gräfin auszuüben schien.

Nach wenig Augenblicken aber schaute sie wieder mit ihrer gewohnten lebensvollen Heiterkeit um sich, und — die theilnahmsvollste Neugierde in allen Mienen lesend — sagte sie, dem zartfühlend zurückgehaltenen Wunsche der sie Umdrängenden zuvorkommend: „Nun soll ich wohl erzählen?“

„Thu's nicht, Irmgard!“ bat ihr Gemahl. „Du kannst immer die ganze Nacht nicht schlafen, wenn Du Dich zu lebhaft in diese Erinnerungen versenkst!“

„Das thut nichts, Max! Und heute, an diesem glücklichen, bedeutungsvollen Tage, sind diese Erinnerungen ohnehin schon so lebendig in mir geworden, auch ohne jene Zeitungsnachricht, daß es mich nun förmlich drängt, euch lieben Menschen zu erzählen von der Vergangenheit, die mich die schöne Gegenwart mit tausendfachem Glück- und Dankgefühl genießen läßt! — Ja, laß mich nur

erzählen — unsern beiden lieben Brautpaaren zu ganz besonderem Nutz und Frommen! Denn in unserer Brautzeit“ — sie reichte dem neben ihr stehenden Gemahl die Hand — „vor fast dreißig Jahren hat sich die Geschichte ereignet, die ihr nun hören sollt!“

Die Gesellschaft ließ sich erwartungsvoll im Halbkreis um die Gräfin nieder. Ein Jeder wollte die Erzählerin im Auge haben, die mit der ihr eigenen fesselnden Ausdrucksfähigkeit in Ton, Miene und Geberde, ihrer Erzählung eine Unmittelbarkeit und Lebendigkeit verlieh, welche ihre Zuhörer Alles förmlich miterleben ließ, was sie nun gleichsam in der Erinnerung selbst noch einmal zu erleben schien.

„Ich war noch ein sehr junges, dummes Ding,“ begann die Gräfin, „als dieser Mann mir seine Liebe schenkte. Wir waren Nachbarskinder. Aber nicht die unter solchen Verhältnissen übliche, ‚unmerklich aufgekeimte‘, wohltemperirte Neigung war es, die uns verband. Wohl hatte ich mich als Kind in knabenhafter Wildheit in Gesellschaft meiner Brüder oft mit Max herumgetummelt. Dann aber hatten wir uns in langen Jahren, die ich in der Schulstube bei meiner Gouvernante, er in der Kadettenschule in der Residenz verbrachte, kaum mehr gesehen. Es war uns aus der Zeit der Kinderspiele nicht mehr und nicht weniger Erinnerung an einander geblieben, als an unsere anderen Spielkameraden auch.

Als wir uns nun im gesellschaftlichen Leben zum ersten Male gegenübertraten, da war urplötzlich wie ein unentrinnbares Schicksal die Liebe über uns hereingebrochen.

Mir war von diesem Augenblicke an die ganze übrige Welt versunken. Für mich existirte nichts Anderes mehr, als er.

Das Geständniß seiner Liebe steigerte nur noch die Leidenschaftlichkeit und Ausschließlichkeit meiner Empfin-

dung. Jedes andere Lebensgefühl war bei mir untergegangen in dem einen: ihn zu lieben und von ihm geliebt zu werden. Ich lebte nur noch für ihn, in ihm, durch ihn!

Alle Umstände begünstigten unsere Neigung. Unserer Verbindung stand nichts mehr im Wege, als die Bedenken, welche unsere beiderseitige große Jugend erregen mußte. Aber auch diese wurden niedergeschlagen. Namentlich der Vater meines Bräutigams unterstützte die Wünsche seines Sohnes bei meinen Eltern so lebhaft, daß diese — wiewohl nicht ohne Widerstreben — doch ihre Einwilligung dazu gaben, daß unserer Verlobung bald die Hochzeit folgen durfte.

Wir standen am Vorabend des großen Tages. Eine zahlreiche, fröhliche Gesellschaft war versammelt, um unsern Polterabend zu feiern. In guten und in schlechten Versen waren wir angedichtet, in dramatischen und musikalischen Scherzen stundenlang gefeiert worden, und die Gesellschaft erholte sich von den ausgestandenen Genüssen beim Champagner, als plötzlich Maxens Vater sich von seinem Sitze erhob, ein paar wankende Schritte that und nach einem dumpfen Aufstöhnen leblos zusammenbrach.

Ein Herzschlag hatte seinem Leben ein Ende gemacht."

Die Gräfin verstummte auf einige Minuten; dann fuhr sie in ihrer Erzählung fort:

„Der Tod seines Vaters machte Max zum Majoratsherrn und nöthigte ihn, seine militärische Laufbahn aufzugeben, um sich den auf ihn übergegangenen politischen Pflichten und der obersten Verwaltung der Familiengüter zu widmen. Es zeigte sich, daß der so plötzlich Verstorbene, welcher ja noch im besten Mannesalter gestanden und sich einer blühenden Gesundheit erfreut hatte, keinerlei testamentarische Verfügungen getroffen hatte. Das vermehrte noch die Arbeitslast, welche meinem armen Max durch diesen plötzlichen Schicksalsschlag auferlegt worden

war. Er war ja überhaupt von diesem Todesfalle viel schwerer und schmerzlicher getroffen, als ich. Aber gerade weil bei mir nicht, wie bei ihm, ein großer Schmerz jedes andere Gefühl in den Hintergrund drängte, trug ich schwerer daran, daß an die Stelle der völligen Vereinigung nun eine relative Trennung für uns getreten war. Denn Max war durch seine neuen ungewohnten Pflichten so ganz in Anspruch genommen, daß er nun manchen Tag nicht einmal Zeit fand auch nur zum flüchtigsten Besuche bei seiner Braut.

Seine Tage waren so durch Arbeit ausgefüllt — die meinigen waren ihres Inhalts beraubt!

Ich litt hierunter um so mehr, als meine Nerven durch das schreckliche Ereigniß derart erschüttert waren, daß seitdem eine krankhafte Angst sich meiner bemächtigt hatte, es werde Max irgend ein Unglück zustoßen.

Diese Angst, die nur in seiner Gegenwart von mir zu weichen pflegte, die mich sogar im Traum verfolgte, mich namenlos quälte, mochte ich jedoch Niemanden eingestehen, weil sie mir selbst als ein durch eigene Willenskraft zu überwindender krankhafter und kindischer Zustand erschien. So trug ich sie denn schon wochenlang unausgesprochen in mir herum, als eine neue Quelle des Leidens sich für mich aufthat, und zwar durch den Empfang eines anonymen Briefes."

Bei diesen Worten der Gräfin begegneten sich unwillkürlich Else's und Hugo's Blicke, unter tiefem Erröthen ihrerseits und einem bitteren Lächeln seinerseits; aber nur um sich rasch und verlegen wieder von einander abzuwenden.

„Dieser Brief beschuldigte Max, daß er ein heimliches Liebesverhältniß unterhalte mit einer jungen, schönen Dame, deren Erscheinung auf's Genaueste geschildert wurde.

Ich war so weit entfernt, auch nur den geringsten

Zweifel an Maxens Treue aus diesem Briefe zu schöpfen, daß ich denselben, da er in Styl, Schrift und Orthographie manches Belustigende bot, unter Lachen und Scherzen meinem Bräutigam zeigte.

Wie so ganz anders wurde mir aber zu Muthe, als ich — während er den Unglücksbrief durchflog — sichtlichen Verdruß, ja sogar eine gewisse Verlegenheit an ihm wahrnehmen mußte. Nun erst krampfte mir der erste Zweifel das Herz zusammen.

Er mochte es bemerken, denn mit Ernst und Nachdruck sprach er zu mir: „Ich darf und ich muß von meiner Braut unbedingtes Vertrauen verlangen allen und jeden Verdächtigungen gegenüber, und wenn auch die ganze Welt wider mich zeugte!"

Es lag ein so edler Zorn in seinem ganzen Wesen daß meine momentanen Zweifel schwanden wie Nebel vor der Sonne, und ich ihm aus reuevollem Herzen das feierliche Versprechen gab, unbedingtes Vertrauen zu ihm zu haben, wenn auch die ganze Welt wider ihn zeugte. Aber wie die Nebel wieder aufsteigen, sobald die Sonne geschwunden ist, so stiegen auch die Zweifel wieder in mir auf, als Max von mir gegangen war; anfangs nur leise, mir selber kaum bewußt, dann immer aufdringlicher und quälender.

Die Briefe wiederholten sich, immer mit der gleichen Kühnheit die gleiche Beschuldigung aussprechend, die junge Dame mir so genau schildernd, daß mich ihr Bild im Wachen und im Traum verfolgte. Als Ort der heimlichen Zusammenkunft wurde mir jetzt das sehr entlegene Forsthaus auf Maxens Besitzungen genannt, ja sogar gewisse Stunden, in welchen ich mich selbst an Ort und Stelle von der Wahrheit der gemachten Mittheilungen überzeugen könne.

Von diesen späteren Briefen sagte ich Max nichts mehr. Hatte ich ihm doch unbedingtes Vertrauen ver-

sprochen, hatte ich doch gesehen, welch' zornige Entrüstung schon durch jenen ersten Brief in ihm erregt worden war. Wie sollte ich ihm durch öftere Wiederholung solcher Aufregungen das Leben noch schwerer machen, nachdem schon so viel Schweres über ihn gekommen war seit jenem verhängnißvollen Abend, der auch in mein Leben den ersten Schatten, das erste Sorgen und Bangen gebracht hatte!

Aber was war jene erste kindische Angst um Maxens Sicherheit gewesen gegen diese neue Herzensangst, die jetzt mich quälte, und die ich ja doch erst recht sorgfältig in mir verschließen mußte!

Ich mochte ja mir selber kaum die Zweifel eingestehen, die mir wie ein wortbrüchiger Frevel, wie ein Verrath an dem Geliebten erschienen, gegen welche ich ankämpfte mit aller Kraft meines Wollens, und die ich doch nicht zu bannen vermochte.

In den kurzen Augenblicken von Maxens Gegenwart, da ging mir freilich immer wieder die Sonne auf. Und so wurde ich denn hin und her geworfen zwischen Zweifel und Vertrauen, und litt unsäglich.

Ich verlor meine Farbe; ich magerte ab. Der Arzt verordnete viel Bewegung in frischer Luft.

So ging ich denn eines schönen Morgens weit und immer weiter, über unseren Park hinaus, in den Kirstein'schen Wald hinein, nur von Leo, meinem treuen Neufundländer, begleitet. Max hatte für heute seinen Besuch abgesagt, weil er in dringenden Angelegenheiten den ganzen Tag in der Stadt zu thun habe.

Ein Gefühl unendlicher Vereinsamung kam über mich. Der lachend blaue Frühlingshimmel that mir förmlich weh; das Erwachen der Natur ringsum, das mich sonst so entzückt hatte, stimmte mich jetzt nur noch trauriger. Hastig und immer hastiger schritt ich vorwärts, ganz in meine düsteren Gedanken versunken.

Da lichtete sich plötzlich der Wald; es schimmerte hell und glänzend durch die Bäume. Das war ja der See, unser lieber schöner See, auf dem wir manches Mal herumgerudert waren in der glücklichen Zeit, da Max den ganzen Tag noch mir gehört hatte und wir zu Pferde und zu Fuß die ganze Umgegend miteinander zu durchstreifen pflegten. Und das Haus da drüben — ich erschrak bis in die Seele hinein — das war ja das Forsthaus, welches jene fürchterlichen Briefe mir immer und immer wieder nannten!

Mein erstes Gefühl war, daß ich sofort umkehren müsse. Konnte ich auch meinen Gedanken nicht gebieten, konnte ich auch trotz des ehrlichsten Wollens mein Versprechen unbedingten Vertrauens im tiefsten Herzen nicht halten, so wollte ich doch wenigstens nicht mit der That wortbrüchig werden. Spioniren? Die heiße Schamröthe stieg mir bei dem bloßen Gedanken auf. Nein — das nimmermehr!

Der Zufall hatte mich bei meiner ziellosen Wanderung hierher geführt. Warum packte mich denn beim Anblick dieses Hauses dort eine dunkle Angst? Nein, feige entfliehen wollte ich auch nicht.

Außerdem war ich ziemlich müde geworden von dem ungewöhnlich langen Spaziergang. Dort lag der Kahn am Pfahle; dort konnte ich mich ein wenig ausruhen, bevor ich den weiten Heimweg antrat.

„Komm, Leo," sagte ich zu meinem Begleiter, „heute wird nicht gerudert, heute wird nur gerastet." Und wir machten es uns Beide bequem in dem kleinen Kahne, der im Schatten einer mächtigen überhängenden Weide verborgen lag, aber durch die Bäume hindurch die beste Aussicht auf das Forsthaus und den dahinführenden Fußpfad gewährte. Ich wendete mich davon ab und schloß die Augen, mich dem wohlthuenden Gefühl der Müdigkeit und der Ruhe hingebend.

So lag ich wohl zehn Minuten lang im Kahne, meinen Kopf an Leo's weiches Fell gelehnt. Da fühlte ich, wie das Thier unruhig wurde. „Still, Leo," raunte ich ihm zu. Ich wollte nicht bemerkt werden; und nun hörte auch ich einen Schritt herankommen — einen Schritt, bei welchem mein Herz ungestüm zu pochen begann. War das nicht Maxens Schritt? Aber Max war ja heute den ganzen Tag in der Stadt! Es mußte ein Fremder sein, denn so jugendlich elastisch kam der alte Förster nicht mehr daher. Schon tauchte der Wanderer zwischen den Bäumen auf. Es war wirklich Max!

Mir stand das Herz still.

Noch hatte ich mich von meinem Schrecken nicht erholt, da hörte ich einen Jubelruf vom Forsthaus her, und als ich mich umwendete, sah ich vom Hause her die junge schöne Dame aus den anonymen Briefen Max entgegenlaufen.

Letzterer beschleunigte seinen Schritt und schloß sie zärtlich in seine Arme.

Es wurde Nacht vor meinen Augen — Nacht in meiner Seele. Meine Welt lag in Trümmern, mein Leben war vernichtet. Das Dasein war für mich von nun an nur noch eine Last, eine Qual, die ich nicht ertragen konnte.

Ach, und die Höllenpein des Hasses und der Eifersucht auf jenes Wesen in seinen Armen! Nur schon um dieser zu entfliehen, mußte ich fort aus dieser Welt, aus diesem Leben.

Vergessen — vergehen! — —

Ich hörte noch ein lautes Aufheulen Leo's — das Brausen der über mir zusammenschlagenden Fluth — dann umfing mich Nacht und Bewußtlosigkeit. —

Als mir das Bewußtsein und die Erinnerung an das Geschehene zurückkam, fragte ich mich zuerst: „Bin ich denn nun todt?"

Ich fühlte mich so seltsam körperlos. Doch nein! Todt konnte ich nicht sein. Ich hörte ja jetzt, wie aus einem Nebenzimmer kommend, menschliche Stimmen: weinende, klagende und dazwischen wieder beschwichtigende, tröstende Stimmen. Und nun ging eine Thüre auf mit jenem wohlbekannten Knarren, das jener Thüre eigen war, die von meinem Wohnzimmer in mein Schlafzimmer führte. Ich lag also wohl in diesem auf dem Bette? Warum konnte ich nur immer noch nicht die Augen öffnen, kein Glied regen?

Das Weinen kam näher, ganz nahe an mich heran. Es drang mir tief in's Herz — es war das Weinen meiner Mutter.

Und nun mischte sich darein ein Schluchzen, das fast noch herzzerreißender anzuhören war — das Schluchzen eines Mannes, meines Vaters.

Welch' furchtbare Anklage lag für mich in diesen Klagelauten! Mit welch' bitterer Reue erschütterten sie die Tiefen meiner Seele! Ach, und wie dankte ich dem Himmel dafür, daß ich noch lebte, daß es mir vergönnt war, meine Schuld wieder gut zu machen mit tausendfacher Liebe!

„Vater! Mutter! Euer Kind ist ja nicht todt!" wollte ich rufen.

Vergebens.

Warum brachte ich denn nur die Worte nicht über die Lippen? Warum konnte ich denn die Augen nicht öffnen, mich ihnen, den Geliebten, nicht an's Herz werfen, wie es mich so sehr verlangte? Ich machte verzweifelte Anstrengungen, auch nur einen Laut auszustoßen, nur durch eine Bewegung den Eltern ein Lebenszeichen zu geben, das ihre Klagen in Jubel verwandeln mußte.

Vergebens.

Ich hatte recht gründlich Zeit für meine Reue. Ich nahm es hin als eine wohlverdiente Buße, daß ich so

lange Zeugin des grenzenlosen Schmerzes sein mußte, den ich meinen Eltern angethan.

Nun entfernten sich die Stimmen meiner Eltern, die Theuren gingen fort, und immer noch konnte ich es ihnen nicht zurufen, daß ich lebte und leben wolle für sie, wenn auch alles andere Lebensglück für mich dahin sei.

Sie gingen fort und ließen mich allein. Bald aber ging die Thüre wieder auf; geschäftige leise Tritte gingen hin und her. Ein Flüsterton von Frauenstimmen drang an mein Ohr. Obwohl vom Weinen ganz erstickt, erkannte ich doch die Stimme meines Kammermädchens. Die andere aber war mir fremd.

Und diese fremde Stimme sagte nun dicht neben mir: „So jung, so schön — so reich und so glücklich! Das hätte sie sich auch nicht träumen lassen, daß sie ihren Brautstaat nur im Sarge tragen würde! Es wird ein schweres Stück Arbeit geben. Die Todtenstarre ist schon eingetreten.“

Bei dem Worte „Todtenstarre“ ging mir plötzlich die fürchterliche Wahrheit auf: ich lag im Starrkrampf! Ich war scheintodt!

Welche furchtbare Strafe für meine unüberlegte That! Ich hatte ja das Leben hingeworfen wie ein werthloses Gut, weil mir das eine Herzensglück vernichtet war, ich hatte in dem Egoismus meines Schmerzes nicht einen Gedanken mehr gehabt für die anderen Herzen, die ich durch meinen freiwilligen Tod tödtlich verwunden mußte, keinen Gedanken mehr für Alles, was Lebens- und Liebenswerthes mir noch geblieben war auf der Welt. Ich hatte es ja so gewollt.

Die Reue kam zu spät.

Nach der ersten entsetzensvollen Stunde, darin ich mich dem Wahnsinn nahe fühlte, kam es wie Stumpfsinn über mich. Mit einer mir selbst grausigen Gleichgiltigkeit und

mit einem in's Fabelhafte gesteigerten Gehörsvermögen verfolgte ich ganz unwillkürlich die Vorgänge um mich her. Ich hörte, wie mein Wohnzimmer nebenan völlig ausgeräumt, wie dann schwere Pflanzenkübel hineingerollt wurden; ich hörte die leisen Anordnungen unseres Gärtners.

Zuletzt wurde etwas Schweres langsam hereingetragen, mit dumpfem Dröhnen zu Boden gesetzt: ich wußte auch, was das war.

„Sie haben es eilig," sagte ich mir mit einer gewissen Bitterkeit.

Oder war ich so lange bewußtlos gewesen? War ich schon lange „todt"?

Ach, wäre ich doch nicht wieder zum Bewußtsein erwacht, zu einem solchen Bewußtsein, einem solchen Schicksal! Ach, wäre ich doch nur wirklich todt!

Aber die Todessehnsucht wurde verdrängt von einer wilden Auflehnung gegen dieses Schicksal, als ich nun fühlte, wie man mich hinübertrug — hinein in den Sarg legte.

Wie lange ich dort allein und verlassen gelegen hatte, wußte ich nicht, als plötzlich entferntes Hundegeheul an mein Ohr drang. Ich wußte, es war der gute Leo, den man an die Kette gelegt hatte, damit er nicht zu mir hereindringe.

„Ich werde das Thier noch niederschießen, wenn es nicht schweigt!" hörte ich meines Vaters auf's Aeußerste gereizte Stimme auf dem Gange, und darauf die sanfte Stimme meiner Mutter: „Laß ihn doch lieber los! Er will ja nur zu Irmgard!"

Und dann stürmte der Hund schon daher und schleppte die halbe Kette nach. Das treue Thier hatte die Kette zerrissen, um zu mir zu kommen. Und man wehrte ihm jetzt nicht mehr.

Mit den Eltern waren jetzt auch meine Brüder herein-

gekommen; der eine von der Universität, der andere von der Kriegsschule abberufen, um der Schwester das letzte Lebewohl zu sagen. Und zum ersten Male drang nun ein leiser, leiser Hoffnungsstrahl durch die Nacht meiner Leiden, daß vielleicht doch noch irgend etwas geschehen könne, das mich erretten, das mich dem Leben wiedergeben würde.

Bisher hatte ich an Max kaum gedacht. Es war, als wäre die eine Empfindung jetzt in mir erstorben, die vorher alles andere Denken und Empfinden in mir ertödtet hatte.

Nun aber hörte ich es von Mund zu Munde flüstern: „Max!" Hörte, wie die Eltern und Geschwister sich entfernten, bis auf Einen, der nun allein an meinem Sarge niederkniete.

Ueber mich kam ein Grauen, als ob jetzt erst mein Verhängniß sich erfüllen sollte.

Kein Weinen, kein Schluchzen hörte ich von ihm. Nur ein krampfhaft gepreßtes, beschleunigtes Athmen kam dicht, dicht an mich heran. Dann nach langer Zeit ein Stöhnen, als ob aus seiner Brust die ganze Last der Leiden sich losringen wolle, die ich in der meinigen festgebannt trug.

Und endlich: „Irmgard, vergib, Irmgard, höre mich! — Ach, hören kannst Du mich ja nicht mehr; aber sagen muß ich es hier, hier an Deiner Leiche, was ich hinausschreien möchte in meinem Schmerz, was ich verschließen muß in meiner tiefsten Brust: ich, ich habe Dich gemordet! Alle meinen, ein Unglücksfall sei geschehen, aber ich weiß es besser, und muß schweigen!

Habe ich nicht schon genug Unglück über Alle gebracht? Darf ich sie aus ihrem Wahne reißen, der ihnen die Wahrheit mitleidig verhüllt? Nein, allein muß ich sie durch's Leben tragen. Ich habe nicht gesprochen, als ich

hätte reden sollen, nun muß ich schweigen über das tiefste Elend meines Lebens. Nur hier, nur Dir, Du Liebste, muß ich's sagen. Daß ich mein Wort halten, daß ich der unglücklichen Schwester zu ihrem Recht verhelfen wollte, die bei mir Schutz und Hilfe gesucht: war das ein Verbrechen, dafür Du mich so strafen darfst, grausamer Gott? — — Ach, könntest Du mich hören, Irmgard! — — Zu spät — zu spät! Irmgard, vergib! Irmgard, behalt' mich lieb, bis ich zu Dir komme!"

So ungefähr lautete das Bekenntniß, das in abgebrochenen, fieberhaft überstürzten Worten an mein Ohr, in meine Seele drang wie Himmelsfrieden und Erdenglück.

Er war nicht falsch! Sie war seine Schwester! Er war das herrlichste Herz, und dieses Herz gehörte mir. Sie war nur seine Schwester; ich — ich war sein Liebstes!

Die Freude mußte, mußte ja den Bann nun brechen, der jetzt allein mich noch von dem Geliebten trennte!

Doch nein, er blieb, der grauenhafte Bann! Auch meines Liebsten Küsse konnten mich nicht zum Leben wiedererwecken. Ich fühlte sie nicht einmal.

Ich war und blieb so seltsam körperlos, so festgehalten zwischen Tod und Leben, daß ich auf einen Augenblick der Hoffnung mich hingab, dies Alles sei ja nur ein Traum, so wunderbare, unbegreifliche Zwischenzustände seien in Wirklichkeit ja gar nicht möglich!

Max war da! Er liebte und er küßte mich, und ich fühlte nichts davon. Ich blieb liegen in meinem Sarge — eine Leiche!

Ich hörte Max nun weinen wie ein Kind. Und wie ein Kind sprach er dazwischen mit Leo: „Du willst mich trösten? Du gutes Thier! Ach, Leo, wir haben sie nicht retten können, wir kamen zu spät, Leo, zu spät!"

Und wieder weinte er zum Herzbrechen.

„Du Glücklicher,“ dachte ich bei mir, „Du hast doch noch Thränen!“ Denn nun wußte ich, daß es kein böser Traum sei, der mich bannte. Wenn auch seine Küsse es nicht gekonnt, seine Thränen hätten mich aus jedem Traum erweckt.

Wenn ich jetzt, wenn ich um seinetwillen die gräßliche Scheidewand nicht durchbrechen konnte, die mich von ihm trennte, die sein Glück vernichtete, sein Herz zerriß — dann war keine Hoffnung mehr!

Mit aller Kraft der Verzweiflung rüttelte meine Seele an ihrem Gefängniß.

Vergebens.

Hier war, was ich verloren geglaubt hatte: Glück, Leben, Liebe! Und ich — war todt!

Lange Jahre eines glücklichen, friedlichen Zusammenlebens hätten mir meines Liebsten Herz nicht so offenbaren können, wie diese grausamste Stunde es gethan!

Und ich — war todt!

„O mein Gott! Nur einen Tag, nur eine Stunde, nur einen Augenblick gib mir mein Leben, gib mir mich selbst zurück! Nur einen, einen einzigen Augenblick laß mich mein Glück besitzen, dann magst Du mich mit tausend Qualen zu Tode martern, und ich werde Dir danken! — O großer Gott! Nur so nicht — so darfst Du mich nicht von ihm reißen!

Nur trösten laß mich ihn, nur sagen laß mich ihm, daß ich ihn höre, daß ich ihn liebe, daß ich einsam geblieben wäre durch alle Ewigkeiten hindurch ohne seine Liebe! — — Nur Abschied, Abschied laß mich von ihm nehmen!“ —

Nein. Es sollte nicht sein! — —

Ein neuer, schrecklicher Gedanke durchzuckte mich. Vielleicht war ich gar nicht blos scheintodt, nein: wirklich todt? War sie nur auf die Erde zurückgeschickt, meine

Seele? Aus jener anderen Region, in die sie ungerufen sich hatte eindrängen wollen? Vielleicht mußte sie nun in alle Ewigkeit herumirren, diese Seele, vielleicht gab es nun in der ganzen Schöpfung nirgends Raum und Heimath mehr für sie? —

Meine Gedanken verwirrten, mein Geist umnachtete sich. Ich fühlte, wie der Wahnsinn mich beschlich, fühlte, daß ich mich selber nimmer davor retten könne.

Da — in dieser äußersten Seelennoth — gab ich meinen Geist in die Obhut seines Schöpfers zurück. Ich gab mich auf — ich gab mich hin. Und langsam, allmählig kam nun Ergebung über mich, kam Frieden in meine Seele, Licht in meine Nacht.

Es stieg eine überwältigende Ruhe und Klarheit in mir auf, die mich emporhob über alles Leid und über alles Glück der Welt. Ja — auch über alles Glück der Welt.

Das höchste Erdenglück: die Liebe — was war sie doch für ein armes, blindes, ohnmächtiges, von den irdischen Erkenntnißschranken abhängiges Ding. Wohin hatte diese Liebe mich Unselige gebracht? Dahin, daß ich mich tödtete, daß ich das Lebensglück meines Geliebten mordete — ich, die ich für sein Glück jedes, jedes Opfer gebracht hätte!

Und er? Was hatte er mit all' seiner Liebe für mich thun können auf der Welt? Wie viel Leid hatte ich um ihn erlitten schon in all' den langen, bangen Wochen vor jenem Schicksalstage. Ja, welch' ein armes, blindes, ohnmächtiges, von den irdischen Erkenntnißschranken abhängiges Geschöpf war doch auch selbst er, mein Abgott, mein Max!

Er, der sein Leben für mich gegeben hätte: der würde nun mich, sein ganzes Glück, begraben — lebendig begraben, vom Schein des Todes getäuscht, der mich umfangen hielt.

Wie arm, wie blind, wie ohnmächtig ist alle Menschenliebe — und doch: wie süß!

Nun — da ich es ganz verloren gegeben — konnte ich auch, durch alle Bitterkeit des Trennungsschmerzes hindurch, mich meines höchsten Erdenglückes wieder freuen, nun erst drang ich zu der Empfindung durch, daß unsere Liebe kein Tod, kein Raum, keine Zeit uns rauben könne, und daß ein solches Glück nicht an den Besitz gebunden sei.

Doch ach! Nicht lange blieb ich auf solch' seliger Höhe der Empfindung, denn nun kam Maxens Mutter. Sie weinte mit ihm; sie tröstete ihn.

Wie ich sie beneidete! Ich wußte es: sie war ihm nun von allen Menschen und für alle Zeit seines Lebens die Nächste, die Liebste.

„Komm' mit mir," bat sie ihn endlich.

„Laß mich hier!"

„O Max, Du kannst doch nicht die ganze Nacht hier wachen wollen!"

„Ja, das will ich!"

„Du reibst Dich auf! Max, denke auch an mich! Ich habe ja auch mein Lebensglück begraben müssen! O Max! Du mein Einziger, erhalte Deiner armen Mutter ihren Sohn!"

Da ließ er sich von ihr hinwegführen. Er ging mit ihr, und mich ließ er allein.

Wie hatte ich diese Frau bisher so lieb gehabt, wie von Herzensgrund hatte ich an ihrem Schmerze Antheil genommen seit dem plötzlichen Verluste ihres Gatten. Und jetzt? Brennender Neid stieg in mir auf. Sie hatte nun das erste Anrecht an meinen Max, sie durfte ihn mit ihrer Liebe trösten und umgeben. Ihr würde er — das wußte ich — fortan sein Leben widmen. Er gehörte nun ihr.

Ich hatte vor diesem Augenblicke nicht gewußt, was Neid sei. Jetzt überwältigte er mir die ganze Seele.

Neid, Groll, Bitterkeit! O, das war noch fürchterlicher als der Wahnsinn, der mir gedroht.

„Nur diesen häßlichen Dämonen laß mich nicht verfallen, Vater der Liebe! Hilf mir die Menschen wieder lieb haben, ihnen all' das Glück gönnen, das mir versagt ist."

Und er half mir wieder, und ich rang mich wieder durch. Aber was ich gelitten in der Einsamkeit der nun folgenden Nacht — darüber laßt mich schweigen.

Am folgenden Tage war vom frühen Morgen an Allen, die meine Leiche zu sehen wünschten, der Zutritt zu meinem Sarge gestattet.

Es kamen aus der weitesten Umgegend die Freunde und Bekannten, die Bedienten, die Dorfleute.

Das war — so verwunderlich es klingen mag — für mich eine Art von Wohlthat. Es war doch wenigstens Zerstreuung, fast möchte ich sagen: Unterhaltung.

Die Gegenwart dieser mir mehr oder minder gleichgiltigen Menschen wirkte beruhigend auf mein überreiztes Gemüth. In den halblaut geführten Gesprächen wurde ich Zeugin manch' sentimentaler, affektirter Ueberschwänglichkeiten, aber auch viel herzlicher, echter Theilnahme und Trauer, namentlich bei unseren Dienstboten. Sie hatten mich Alle gern gehabt.

Auf gemeinschaftliche Kosten hatten sie aus der Stadt einen großen Kranz aus Draht und Glasperlen kommen lassen; Alle, bis auf den letzten Hüterbuben herunter, hatten dazu ihr Scherflein beigetragen.

Jeder Laut und jedes Wort, das ich in jener Zeit gehört, hat sich meinem Gedächtnisse unauslöschlich eingeprägt.

„Man kann sich gar nicht satt sehen," schluchzte da

die Crescenz, unsere Köchin, „so jung, so schön, und hat so umkommen müssen!"

„Ach ja," weinte die Nandl, das Hausmädchen, „'was Apartes hat sie halt immer g'habt und ist nie ganz so gewesen, wie die anderen jungen Fräulein!"

„Aber doch so gut und freundlich, wie die Wenigsten," sagte darauf die Crescenz in stark mißbilligendem Tone, und schneuzte sich gewaltig.

„Ach ja, so freundlich und so lieb!" schluchzte nun die Nandl doppelt laut, mit einem gewissen Pflichteifer, um die respektwidrige Kritik wieder gut zu machen, die ihr über ihre todte junge Herrin entschlüpft war. „Sie schaut gar nicht aus, als wenn sie ertrunken wär'. Die sollen doch allemal so bläulich und aufgedunsen ausschaun," fuhr die Nandl in ihren Betrachtungen fort.

„Das ist bei den vornehmen Leuten ganz anders," wurde sie darauf von der Crescenz in überlegen zurechtweisendem Tone belehrt.

„Weißt Du noch," flüsterte die Nandl nun ganz leise und furchtsam, „auf dem vorigen Jahrmarkt im Wachsfigurenkabinet die wunderschöne Figur, die unserem Fräulein so arg gleich gesehen hat? So eine egyptische Königin soll das gewesen sein, die sich von einer giftigen Schlange hat todtbeißen lassen!"

„Ja, und ich habe Dir's damals schon verwiesen, unser gnädiges Fräulein mit so einer gottlosen, heidnischen Person zu vergleichen, die sich selber umgebracht hat!"

„Aber sie soll es ja blos gethan haben, weil ihr Liebhaber —"

„Jesus Maria! wer wird denn hier von Liebhabern reden! Schämst Du Dich denn nicht? Bet' lieber ein Vaterunser, statt daß Du solche Reden führst!"

„O heilige Mutter Gottes, bitt' für uns arme Sünder!" murmelte die Nandl nun ganz zerknirscht im Hinausgehen. —

Von meinen vielen Besuchern hatte ich auch zu wiederholten Malen gehört, daß am nächsten Morgen mein Begräbniß stattfinden werde. —

Der letzte Tag war vorüber — die letzte Nacht brach an!

Was ich in jener letzten Nacht Alles noch durchlebt, von der tiefsten Verzweiflung, der wildesten Auflehnung gegen mein Schicksal, bis zu den höchsten Höhen eines überirdischen Friedens und Glückes — das vermöchte ich nie zu schildern! —

Die Stunde des Begräbnisses war gekommen. An meinem offenen Sarge hatte unser guter alter Herr Kaplan, selbst oft von seinem Schmerze übermannt, einige Trostesworte an meine Angehörigen gerichtet.

Ich weiß nicht warum — aber gerade diese Trostesworte hatten noch einmal einen letzten Sturm der Empörung in mir heraufbeschworen.

„Fort mit dem Priester!“ schrie Alles in mir. „Einen Arzt holt doch lieber, ihr Blinden! Nur ein Aderlaß, nur ein Ritz mit einer Stecknadel — und ich wäre vielleicht gerettet!“

So tobte es in mir, als draußen auf dem Gange ein Gesang angestimmt wurde — einer jener uralten, himmlisch schönen Gesänge unserer Kirche. Vor diesen Tönen schwieg und legte sich der Aufruhr meines Innern. Eine unendliche Wehmuth zog ein in mein schmerzzerrissenes, kampfmüdes Herz, und meine Seele weinte die Thränen, die meinen Augen zu weinen versagt war.

Unter diesen Tönen hatten sie Abschied von mir genommen — Alle, Alle, zuletzt auch Max — und waren hinausgegangen — hatten mich meinem Schicksal überlassen! —

Die Thüre öffnete sich wieder. Herein kamen andere, fremde Tritte; die nun geschäftig hin und her gingen.

Gleichzeitig hörte ich aber auch ein leises, drohendes Knurren.

„Leo, Treuester! Du bist bei mir geblieben, da Alle, Alle mich verlassen haben! Dir ist's nicht recht, was sie thun. Vielleicht ahnst Du, was kein Verstand der Verständigen sieht! Vielleicht, wenn Du reden könntest! Aber Du kannst mir ja auch nicht helfen, Du treues Hundeherz! Doch hab' Dank, hab' Dank für Deine Liebe!"

Jetzt räumten sie die Pflanzenkübel weg, die um meinen Sarg gestanden; jetzt nahmen sie — ich hörte es am Rauschen der Blätter und der Bänder — die Kränze fort, die meinen Sarg geschmückt hatten; jetzt kam das Ende: der Sarg sollte geschlossen werden.

Da! ein wüthendes Aufheulen Leo's, ein dumpfer Schlag und gleichzeitig ein heftiger Schmerz in meiner Schläfe! Ein gräßlicher Schrei, von mir, von mir ausgestoßen! und dann tiefe Bewußtlosigkeit." —

Die Gräfin schwieg erschöpft und legte die Hand über die Augen.

Nach einer Weile lautlosen Stillschweigens ergriff ihr Gemahl das Wort: „Wir hatten in einem anstoßenden Gemach gewartet, daß der Sarg geschlossen werde, um ihn dann in die Schloßkapelle zu geleiten, wo die Todtenmesse gelesen und darnach die Beisetzung in der Familiengruft erfolgen sollte, als wir plötzlich Leo's Geheul, den dumpfen Schlag, den markerschütternden Schrei hörten, der nur von Irmgard herrühren konnte.

Wir stürzen hinein und finden sie blutüberströmt und bewußtlos, aber athmend, lebend im Sarge liegen.

Den Hund, der die letzten zwei Tage und Nächte kaum mehr von ihrem Sarg gewichen war, hatte Niemand mehr beachtet; auch die beiden Männer nicht. Bei ihrem traurigen Geschäfte hatten sie sein leises Knurren überhört.

Wie sie nun mit dem Sargdeckel an die vermeintliche

Leiche herantreten, springt Leo dem Mann, der das Kopfende trägt, mit wüthendem Aufheulen an die Brust. In seinem Schrecken läßt dieser den schweren Eichenholzdeckel fallen, dessen Kante trifft Irmgard's Kopf und schlägt ihr fast die Schläfe ein, aber — sie ist gerettet!

Als wir sie in ihr Bett hinübergetragen und ihr Kranz und Schleier abgenommen hatten, sahen wir die tiefe Wunde."

Die Gräfin strich das weit in die Stirn herabgekämmte Haar zurück und zeigte eine tiefe Narbe. Dann löste sie ein Medaillon von ihrem Halse, auf dessen Rückseite, in Perlen gefaßt und meisterhaft in Miniatur gemalt, ein schöner, intelligenter Hundekopf zu sehen war.

„Das ist Leo," sagte sie — nun zum ersten Mal in Thränen. „Wir haben ihn nicht lange mehr behalten dürfen. Zwei Jahre, nachdem er mich gerettet, ist er krank und bissig geworden, und wir mußten ihn — erschießen lassen!" —

„Aber nachdem Leo sie gerettet hatte," nahm nun der Graf wieder das Wort, während das Medaillon von Hand zu Hand ging, „war Irmgard uns noch nicht zurückgegeben. Wochenlang mußten wir noch in der Angst leben, daß Wahnsinn oder Tod sie uns nun wirklich entreißen werde. Aus ihrer Ohnmacht erwachte sie in Fieberphantasien. Unser Anblick, unsere Stimmen steigerten ihr Delirium zur Tobsucht. ‚Schweigt, schweigt!' raste sie. ‚Ihr seid ja Alle todt! Ich bin allein lebendig geblieben unter lauter Leichen!' Bei jeder Berührung schrie sie auf: ‚Würmer! — die Würmer!' Sie schlug sich die Hände wund, schlug ihren Kopf gegen Wand und Bettstatt, um den Sargdeckel zu durchbrechen, den sie auf sich lasten fühlte.

Auf Anordnung des Arztes, den wir aus der Hauptstadt berufen hatten, mußten wir die Pflege zwei ge-

schulten Wärterinnen völlig überlassen. Wochenlang — bis die schlimmste Gefahr vorüber war — durften wir nur verstohlen aus dem Nebenzimmer sie sehen, wenn auf einen Anfall des Deliriums eine kurze Ruhepause völliger Erschöpfung bei ihr eingetreten war.

Es war eine entsetzensvolle Zeit für uns Alle. Ich aber hatte zu allem Andern auch noch die Aufgabe, meine arme unschuldige Schwester zu beruhigen und zu trösten, deren verhängnißvolles Auftauchen die Katastrophe herbeigeführt hatte, und die sich nun in Selbstanklagen und in ihrem Schmerz um mich förmlich verzehrte.

Obgleich sie von jenen verrätherischen anonymen Briefen nie etwas erfahren hatte, ahnte sie doch den wahren Zusammenhang der Thatsachen, während es sonst gar Niemandem jemals eingefallen ist, daran zu zweifeln, daß Irmgard nur durch einen Unglücksfall in's Wasser gestürzt sei.

So war dies fremde Mädchen, das ein merkwürdiges Geschick vor wenig Wochen erst mir in den Weg geführt hatte, die einzige Vertraute meiner fürchterlichsten und geheimsten Seelenqualen geworden.

Sie war meine ältere Schwester aus einer heimlichen ersten Ehe meines Vaters mit einer italienischen Sängerin, von welcher niemals eine Kunde an die Oeffentlichkeit gedrungen, und von der auch wir Kinder seiner zweiten Ehe bis dahin nichts erfahren hatten.

Ihr könnt euch daher mein Erstaunen denken, als ich — wenige Tage nach meines Vaters Begräbniß — aus dem unserem Gute zunächst liegenden Städtchen einen Brief erhielt, worin eine Dame, Namens Lucia Bordoni, sich ohne Weiteres meine Stiefschwester nannte, und um eine Unterredung im Gasthofe des Städtchens bat. Ich befand mich in nicht geringer Verlegenheit. War die Schreiberin des Briefes eine Abenteurerin, so war die Verweigerung

der erbetenen Unterredung eine Unklugheit, die vielleicht einen peinlichen Familienskandal herbeiführen konnte; war sie aber wirklich die Tochter meines Vaters, so war diese Verweigerung ein Unrecht.

Ich durchsuchte den ganzen schriftlichen Nachlaß meines Vaters nach einer Bestätigung für die Behauptung jener Unbekannten — jedoch vergeblich.

Vor allen Dingen schien es mir geboten, bevor ich andere Schritte zur Ermittelung der Wahrheit that, mir eine Ueberzeugung über den Charakter der Briefschreiberin zu bilden; eine solche war jedoch nicht anders als in persönlicher Unterredung zu gewinnen.

Aber mein Zusammentreffen mit einer jungen Dame in dem Gasthofe des kleinen Städtchens, wo jedes Kind mich kannte, würde sowohl mich, als auch die betreffende Dame bloßgestellt haben, und die Kunde davon würde über die Grenzen des Klatschnestes hinaus sich sofort in der ganzen Umgegend verbreitet haben.

Was thun? Einem Anderen wäre vielleicht etwas Besseres eingefallen; aber mir — von meinem Schmerze und von meinen neuen Pflichten halb betäubt, wie ich damals noch war — mir fiel eben kein besserer Ausweg ein, als der: unseren alten Förster, einen ehrenfesten, unserer Familie treuergebenen Mann, in's Vertrauen zu ziehen. Diesen bat ich, die junge Dame aus dem Gasthofe des Städtchens als seine verwaiste Nichte in sein Haus abzuholen, damit ich ihr dort die erbetene Unterredung in unverfänglicher Weise gewähren könne.

So geschah es denn auch. Wie das Mädchen mir entgegentrat — eine Kirstein vom Scheitel bis zur Sohle — wie sie mich anschaute mit den Augen meines Vaters, da konnte ich schon nicht mehr daran zweifeln, daß sie meine Schwester sei; und nach wenigen Minuten des Beisammenseins überzeugte ich mich auch, daß sie ein

zwar ungewöhnlich unerfahrenes, aber ein durchaus wahres und unschuldiges Wesen sei, dem ich unbedingten Glauben schenken durfte, so abenteuerlich die Geschichte auch klang, die sie mir nun erzählte.

Als ganz junger Mann, soeben erst mündig geworden, hatte mein Vater auf einer Reise nach Italien die schöne Sängerin Maria Bordoni kennen gelernt, geliebt und geheirathet; die Verbindung aber, die sein Vater niemals gebilligt haben würde, streng geheim gehalten.

Nachdem die erste Leidenschaft bei ihr verrauscht war, zog es die Künstlerin unwiderstehlich zur Bühne, in ihre goldene Freiheit zurück. Bald nachdem sie einer Tochter das Leben geschenkt, als mein Vater eben im Begriffe stand, einen Sturm auf das väterliche und großväterliche Herz zu wagen, um womöglich die Anerkennung seiner Ehe zu bewirken, verschwand seine Gattin mit sammt dem Töchterlein.

Es gelang ihm, ihre Spur über Hamburg, wo sie sich einem Impresario zu einer Kunstreise angeschlossen, nach Amerika zu verfolgen. Da sie die Rückkehr verweigerte, wurde die Scheidung eingeleitet. Der Ehebund konnte ebenso heimlich wieder aufgelöst werden, wie er dereinst geschlossen worden, wenn mein Vater auf die Bedingung der entflohenen Gattin einging, daß sie ihre Tochter behalten dürfe. Um nicht das peinliche, für ihn tiefschmerzliche Familiendrama vor die Oeffentlichkeit gezerrt zu sehen, fügte sich mein Vater dieser Bedingung. Und so blieb die Geschichte dieser wirklichen Mißheirath das Geheimniß der zunächst Betheiligten und des Anwaltes unserer Familie, bei welchem allein die Rechtsansprüche der Tochter auf Namen und Erbantheil ihres Vaters dokumentarisch niedergelegt waren.

Diese Ansprüche waren jedoch niemals erhoben worden, weil das Mädchen von ihrer Mutter in gänzlicher

Unwissenheit über ihre Herkunft gelassen worden und in dem Glauben auferzogen war, daß ihr Vater todt sei. Er sollte todt sein für sie! Die Sängerin wollte, daß ihr Kind ganz und gar dem Kreise angehöre, in welchem — nach ihrer Meinung — allein Reiz und Glück des Lebens zu finden war. Sich mit der Erziehung des Töchterleins zu befassen, war jedoch nicht ihre Sache. Schon vor ihrer Flucht nach Amerika hatte sie das Kind bei einer Lehrersfamilie in der Nähe von Hamburg, und später in einem westphälischen Kloster untergebracht und nur selten besucht.

Mutter und Tochter waren sich also fast gänzlich fremd, und Lucia ein erwachsenes Mädchen, als die Künstlerin ihre Tochter zu sich nach London nahm, wo sie an der italienischen Oper eine glänzende Stellung inne hatte. Der Gegensatz ihrer Naturen ließ ein wirkliches Herzensverhältniß zwischen den Beiden aber nicht aufkommen. Sie waren und blieben gegenseitig enttäuscht: die Tochter in ihrer Sehnsucht nach Mutterliebe und Heimath, die Mutter in ihren Erwartungen, eine Gefährtin, eine Erbin ihres Ruhmes in dieser Tochter zu finden.

Der Mutter zu Liebe hatte sich Lucia, ihrer eigenen Neigung entgegen, die Ausbildung zur Bühne gefallen lassen. Die Schönheit ihrer Stimme und Erscheinung konnte zwar zu den kühnsten Hoffnungen berechtigen; allein — es fehlte ‚der Funke!‘ Die Bemühungen von Kollegen und Anbetern, ihr diesen ‚Funken‘ beizubringen, machten Lucia ihre Umgebung vollends unleidlich: sie fühlte sich je länger, desto fremder und unglücklicher in diesem Kreise.

Da traf es sich, daß ihre Mutter eines Halsleidens wegen ihren Frühjahrsurlaub mit ihr in Ems verbrachte.

Die Damen saßen eines Morgens zusammen beim Frühstück, als der Mutter die Zeitungsnachricht von dem

Ableben des Reichsgrafen Kurt v. Kirstein, ihres ehemaligen Gatten, unter die Augen kam.

Ueberwältigt von der Bewegung des Augenblicks, befragt von der bestürzten Tochter, gestand und erzählte sie dieser jetzt Alles.

Unbekannt mit dem innersten Seelenleben des Mädchens, ahnte sie nicht, wie tief diese Eröffnungen Lucia erschüttern mußten. Was für sie der Inbegriff des Glückes war: ein Vaterhaus, Elternliebe, Heimath, Familienleben — das Alles hätte sie besitzen können! Das Alles hatte ihr die Mutter vorenthalten!

Ein tiefer Groll stieg in ihr auf gegen diese Mutter, welche sie ihrer angeborenen Rechte beraubt. Das gegenstandslose Heimweh, das sie ihr Leben lang im tiefsten Herzen getragen, richtete sich jetzt auf jene Familie, der sie hätte angehören sollen und in welche aufgenommen zu werden von nun an das Ziel ihrer heißesten Sehnsucht bildete.

Das Beispiel der Mutter hatte sie belehrt, wie man den gordischen Knoten unsympathischer und scheinbar unauflöslicher Verhältnisse durchschneiden müsse; und gerade in dem Augenblick, da sie sich von ihr lossagte, erwies Lucia sich zum ersten Male als die echte Tochter ihrer Mutter: sie entfloh noch in derselben Nacht heimlich aus Ems, um sich unter meinen Schutz zu stellen und mich zu bitten, daß ich ihr zu ihrem Rechte verhelfe.

In ihrer Weltunerfahrenheit ahnte sie gar nicht, welchem Verdachte sie sich aussetzte durch diese abenteuerliche Art und Weise, ihre Ansprüche geltend zu machen. Aber die stolze Schüchternheit ihrer Natur gewann sofort wieder die Oberhand, nachdem der kühne Schritt gethan war. Es bemächtigte sich ihrer jetzt eine fast krankhafte Aengstlichkeit und die nicht unbegründete Besorgniß, daß sie von unserer Familie als ein lästiger Eindringling be-

trachtet, und ihr gerade das versagt bleiben werde, was sie erstrebte: die wahrhafte Familienzugehörigkeit.

Ich theilte diese Besorgniß mehr als ich ihr gestehen mochte, und mußte ihr darin Recht geben, daß meine brüderliche Liebe ihr mein Haus nicht zur Heimath machen könne, wenn die Frauen dieses Hauses meine Gefühle nicht ganz aufrichtig theilten. Auch konnte ich ihr zu gut nachfühlen, wie sehr es ihr widerstreben mußte, sich einem Familienkreise aufzudrängen. Darum fügte ich mich ihrem etwas romantischen Wunsche, das Inkognito der Försters-nichte so lange beizubehalten, bis sie nach gelegentlicher und allmähliger Bekanntschaft mit den übrigen Familiengliedern hoffen dürfe, denselben als Angehörige willkommen zu sein. Sie nahm mir sogar das förmliche Versprechen ab, ihr Geheimniß streng bewahren zu wollen, so lange sie es wünschen würde, und ich gab ihr dies Versprechen um so lieber, als mir die Schwierigkeiten ihrer Lage viel klarer waren, als ihr selbst.

Mein Erstes mußte natürlich sein, mich bei unserem Anwalt in der Residenz nach den bezüglichen Papieren zu erkundigen. Die Duplikate derselben befanden sich bald darnach in meinen Händen, jedoch begleitet von den wohlgemeinten Warnungen des Anwaltes vor der muthmaßlichen Hochstaplerin und von der angenehmen Mittheilung, daß die fragliche Dame auch mittelst aller bei ihm deponirten Papiere nicht in ihre Rechte eingesetzt werden könne, bevor sie nicht ihren Identitätsbeweis erbracht habe. Das aber war eine schwierige und weitläufige Sache.

Vor Allem mußte die mit Recht erzürnte Mutter versöhnt werden, die auch jetzt noch Alles aufbot, um ihre Tochter vor der hochmüthigen Kirstein'schen Sippe zu retten, wie sie sich ausdrückte; denn ihr Zeugniß war natürlich in erster Linie nothwendig, aber durchaus noch

nicht genügend. Es mußte vielmehr eine ganze Reihe von Bestätigungen herbeigeschafft werden von den Personen, bei welchen Lucia früher gelebt hatte — vom Wickelkind aufwärts.

Die Unauffindbarkeit einiger dieser Personen stellte eine Zeitlang die Möglichkeit von Lucia's rechtsgiltiger Anerkennung so sehr in Frage, daß es mir wie Centnerlast vom Herzen fiel, als eines Morgens die Nachricht von der endlichen Beseitigung dieses Hindernisses eintraf.

Frohen Herzens machte ich mich sofort nach dem Forsthause auf, um der Schwester die Glücksbotschaft zu bringen, alle noch erforderlichen Schreibereien gleich mit ihr zu erledigen und ihre möglichst rasche Abreise nach der Residenz zu veranlassen, wo die letzten Formalitäten stattfinden sollten. Mein Ausbleiben entschuldigte ich zu Hause und bei meiner Braut für den Tag ohne viel Ueberlegung mit der nicht mehr ganz ungewöhnlichen Ausrede von ‚Geschäften in der Stadt.‘ Was hatte ich nicht in jener Zeit schon Alles zusammengelogen, und wie freute ich mich, daß nun die Nothlügen und die ganze Heimlichthuerei bald vorüber sei.

Lucia, die mein Kommen vom Fenster aus bemerkt und mir schon von Weitem angesehen hatte, daß ich eine gute Nachricht brächte, eilte mir in frohester Erwartung entgegen. In unserer Freude vergaßen wir alle Beide auf einen Augenblick die Zurückhaltung, die wir in unserem Verkehre vor der Welt noch hätten beobachten sollen.

Welch' ein Augenblick das war, und welche Folgen er gehabt hat, das wißt ihr ja nun. —

Kurze Zeit nachdem Irmgard vom Krankenlager erstanden und wieder zu den Lebenden zu rechnen war, sollte uns auch Aufklärung über die Urheberschaft der unglückfäenden anonymen Briefe werden.

Als Betrüger verhaftet, wurde mir ein früherer Diener

unseres Hauses vorgeführt, den ich in der zweiten Nacht nach meines Vaters Tode über dem — allerdings noch nicht gelungenen — Versuche ertappt hatte, die in der Täfelung des Speisesaales befindlichen Silberschränke zu öffnen. Der Bursche log sich damals mit solcher Virtuosität heraus, und ich war im Augenblicke so ganz und gar nicht in der Stimmung, die Sache weiter zu verfolgen, daß ich den Kerl stehenden Fußes ablohnte, davonjagte, und keines weiteren Gedankens mehr gewürdigt hatte.

Dieser Mensch hatte sich, wie sich nun herausstellte, seit seiner Entlassung in der Nähe von Kirstein herumgetrieben und allerlei schlechte Streiche verübt. Jetzt sagte es mir die sichtliche Schadenfreude, die bei meinem Anblick in seinem Gesicht aufblitzte, daß ich in ihm den Schreiber jener Briefe vor mir habe, und ich meinte, ich müsse den Kerl mit meinen Händen erwürgen.

Aber nicht umsonst hatte ich in der bitteren Leidensschule der letzten Wochen Selbstbeherrschung gelernt. Ich bezwang mich, und mein Gerechtigkeitsgefühl sagte mir, daß dieser Mensch ja nur berichtet hatte, was seiner Meinung nach die Wahrheit war.

Mein Zorn und meine Vorwürfe hatten sich auch in diesem Falle wieder nur gegen mich selbst zu wenden.

Auch sagte mir die bleiche Furcht, die rasch an Stelle der Schadenfreude in des Burschen Gesicht getreten war — er mochte mir angesehen haben, was in mir vorging — daß dieser Mensch nie wieder meine Wege kreuzen würde. Eine Beruhigung war es immerhin, den Schreiber jener Briefe nun zu kennen und zugleich sich von ihm befreit zu wissen, eine Beruhigung namentlich für Irmgard, die sich unendlich langsam nur erholte.

Sie erschien nur noch wie der Schatten jenes lebensprühenden Geschöpfes, das sie vordem gewesen.

Im Herbste reiste sie, auf Anrathen der Aerzte, mit

ihrer Mutter nach Italien. Die neuen, wechselnden und heiterschönen Eindrücke, welche sie in jenem von Natur und Kunst bevorzugten Lande empfing, verdrängten allmählig die Erinnerung an ihre schrecklichen Erlebnisse; und nun erst kehrten ihre Kräfte und ihre Lebensgeister zurück.

Im Frühling erst, ein Jahr nach den furchtbaren Ereignissen, durfte ich endlich meine Braut heimführen.

Doch als das nächste Mal in unseren Treibhäusern die Myrten wieder blühten, da wand meine Frau daraus den Brautkranz für unsere blonde Lucia, die sich einer unserer Nachbarn, der Baron Haldenburg, zur Frau erkoren hatte. Und eine echte, rechte Landedelmannsfrau ist sie geworden.

Davon werdet ihr euch hoffentlich bald selbst überzeugen, wenn wir die Freude haben werden, euch, ihr lieben neuen Freunde, auf Schloß Kirstein als unsere Gäste zu begrüßen.“

— — — — — — — — — — — —

Bei den letzten Worten hatte der Graf sich erhoben und seiner Gemahlin den Arm gereicht. Die Gesellschaft brach auf, und die Freunde trennten sich in ernstem, fast wortlosem Abschied.

Man war sich in den wenigen Stunden zu nahe gekommen, ein Jeder war zu sehr von seinen eigenen Gedanken beschäftigt, um noch viele Worte zu machen.

Die älteren unter den Zuhörern gedachten alles dessen, was das Leben ihnen an Kummer und Sorgen gebracht hatte, und Alles erschien ihnen klein und leicht im Vergleich zu dem, was diese Frau und dieser Mann erlitten hatten.

Das neuverlobte Brautpaar, dessen Verlobungsfeier einen so ernsten Abschluß gefunden hatte, lächelte sich an in jener seligen Zuversicht des ersten Stadiums der Liebe,

darinnen es allen Liebenden undenkbar scheint, daß je ein Frost die Blüthen ihrer eigenen Herzen streifen könne.

Else und Hugo aber, die an diesem Tage zum ersten Mal von solchem Frost etwas verspürt hatten, reichten sich in stummem Gelöbniß die Hand.

Sie hatten sich wiedergefunden! Und in dem Glücke dieses Augenblickes wurden sie erst inne, wie weit sich ihre Herzen schon von einander verirrt hatten.

Sie küßten sich einstweilen mit den Augen, bis drunten, im Dunkel des Wagens, ihre Lippen sich fanden in dem seligen Kusse der Wiedervereinigung, der vielleicht kaum minder süß ist, als der allererste Kuß.

Stillschweigend — aber in wie so ganz anderem Stillschweigen, als am Morgen! — fuhren sie durch die Nacht dahin, eng aneinander geschmiegt, mit stillen, starken Vorsätzen Eines für des Andern Glück.

Und schüchtern, leise flüsterte Else dem Geliebten zu: „Nicht wahr, wir wollen fortan das heil'ge Feuer in uns hüten und pflegen, daß es nicht verzehrend um sich greife oder auch — verlösche, sondern still und allmächtig weiter glühe in den Herzen und auf dem häuslichen Herde!"

„Ja!" versetzte er, „dadurch nur wird die Liebe, die als ein unentrinnbares Schicksal über uns hereinbricht, unsere eigene, freie, täglich neue That!" Und er küßte seine Braut, aus deren Augen thränenschimmernd das „heil'ge Feuer" ihm entgegenstrahlte.

Der theure Hut.

Eine Berliner Geschichte.

Von

Oskar Justinus.

(Nachdruck verboten.)

Christian Richter hatte den größten Theil seines Lebens schwitzend hinter dem Backtrog gestanden. Seine Spezialität war eine Art Landbrod, welches unter dem Namen „Richterbrod" sich einer von Jahr zu Jahr steigenden Beliebtheit erfreute. Von der Perlebergerstraße, wo seine Bäckerei im kleinen Hinterhause eingerichtet war, schickte er in den ersten Jahren seiner Thätigkeit seine Jungen zur Kundschaft. Später wurde ein mit einem Ziehhunde bespanntes Wägelchen angeschafft, und zuletzt wurde dieses durch einen mit zwei breitknochigen Pferden bespannten Wagen vertauscht, der alle Morgen mit Broden beladen seinen Zug nach dem Westen antrat. Als Herr Richter sein dreißigstes Bäckerjubiläum hinter sich und beinahe hunderttausend Thaler auf die hohe Kante gelegt hatte, sagte er zu seiner vielgetreuen Auguste: ich denke, nun machen wir Schicht.

Unter Schichtmachen verstand Herr Christian weiter nichts, als daß er nicht mehr am Backtrog stehen wollte. Sein Friedrich hatte ja von der Pike auf „Bäcker studirt" und war, nachdem er in Dresden und Wien als Geselle gearbeitet, eben in die väterliche Werkstatt zurückgekommen, um an seine Stelle zu treten. Sophiechen hatte die Schule

durchgemacht und nahm nun bei einer armen Lehrerin Klavierstunde. Sie hatte eine ganze hübsche Stimme und Richters wollten zeigen, daß sie auch was für ihr Töchterchen thäten, welche ja sonst sehr häuslich und fleißig mit Muttern die ganze Wirthschaft im Gange hielt.

Mutter kochte selbst, wie sie das vom ersten Tag ihrer Ehe gewohnt war, sie wuschen im Hause, und Sophie plättete ihre Krägelchen und die Oberhemden wie eine geprüfte Plätterin; denn sie hatte einen ordentlichen Lehrgang auf ihrer Eltern Kosten durchgemacht, sie hatte schneidern gelernt und zu ihrem 21. Geburtstag vom Vater eine Nähmaschine erhalten, welche in ihrem glänzenden Mahagonigehäuse so ziemlich den einzigen Zierrath in der sonst völlig schmucklosen Wohnung bildete.

Herr Richter war ein Feind von allem Luxus, insofern er Geld kostete, er hielt jeden Groschen ängstlich zusammen, und seine Frau Auguste, welche früher manchmal den stillen Herzenswunsch nach ein bischen Verschönerung hegte, war froh, wenn sie mit dem ihr gegebenen Wirthschaftsgelde auskam.

Der Sohn, der von Jugend auf außer dem Hause gewesen war, erschrak freilich, als er heimkehrend die enge schmutzige Hühnerstiege über der Bäckerei nach den niedrigen eingeräucherten Wohnräumen hinaufstieg. Da er aber von seiner Schwester hörte, daß mit dem Alten in dieser Beziehung nichts aufzustellen sei, so begnügte er sich damit, die Stirn zu runzeln und sich in die gegebenen Verhältnisse zu fügen.

Eine Veränderung ging aber plötzlich vor und zwar von einer Seite, von welcher man es am allerwenigsten erwartet hatte, von Seiten des Vaters selbst.

Richter ging nämlich, seitdem er sich von der Arbeit zurückgezogen hatte und Herr seiner Zeit war, alle Nachmittage mit seiner Frau im Thiergarten spazieren.

„War das Siebert?“ frug er eines Tages seine Gattin, nachdem er den Gruß eines dicken Herrn erwiedert hatte.

„Ich glaube ja,“ antwortete Frau Richter.

„Nanu, was trägt denn der für einen Hut,“ gab er zurück, indem er stehen blieb und dem bereits eine ganze Strecke entfernten Konditor nachspähte. „Der sieht ja aus wie ein Professor von der Kunstakademie.“

Es war in der That ein richtiger Künstlerhut, weich, daß man ihn in der Tasche tragen konnte, von einer Farbe, die zwischen gelbbraun und violett schimmerte und von langhaarigem Plüsch. Man konnte ihn so niedrig zusammendrücken, daß er sich um den Scheitel legte wie das Barett Richard Wagners, und man konnte ihn in die Höhe richten, daß er aussah wie der zweispitzige Vesuv oder wie die Mützen mittelalterlicher Jäger, oder steil mit einer Spitze wie der Pic von Teneriffa. Dadurch bekam der Kopf des ehemaligen Konditors bald einen melancholisch-düstern, bald einen schwärmerisch-glückseligen Ausdruck, und immer sah sein unbedeutendes Gesicht künstlerisch und bedeutend aus.

Christian Richter sprach zwar kein Wort weiter, aber seine Ehehälfte, die jedes Fältchen seiner Seele kannte, fand bald heraus, daß er auf den ehemaligen Kollegen neidisch war. Schließlich kann ja doch so ein Künstlerhut von Jedermann getragen werden und so genial wie der ehemalige Konditor war ihr Mann auch: das Richterbrod hatte einen größeren Ruf als die Siebert'schen Sahnrollen, auf welche dieser sich immer so viel zu gute that. Christian sollte seinen Hut haben.

Im Juli war sein Geburtstag, und auf dem kleinen Geburtstagstische erhob sich zwischen den paar Goldlack- und Pelargonientöpfen richtig der braune Künstlerhut. Richter war außer sich vor Freude, er küßte seine Alte zum ersten Male seit vielen Jahren zum Dank für ihr

Eingehen auf seine geheimen Wünsche, und konnte es kaum erwarten, ihn bei seinem heutigen Thiergartenspaziergange zu tragen. Und richtig, sie begegneten dem viel Beneideten, und ein Strahl von Schadenfreude und Genugthuung ging über ihre Gesichter, als sie bemerkten, wie die Blicke Siebert's erstaunt an dem neuen Sammethute hängen blieben, wie der übertrumpfte Konditor hinter ihnen stehen blieb und ihnen bis zur großen Querallee nachsah.

Doch die Freude währte nicht lange. Herr Christian fand sein Gesicht nicht in Uebereinstimmung mit dem höheren Schwunge seiner Kopfbedeckung. Er änderte den Bart. Zuerst fiel der Backenbart, den er trug, nun sah er aus wie ein alter Schauspieler; dann ließ er seinen Bart in voller Länge stehen, nun glich er etwa Gutenberg; dann trug er einen spanischen Schnurr- und Kinnbart, nun kam er einem holländischen Maler einigermaßen nahe.

Aber der graue Kammgarnrock und die geblümte Weste wollten dazu nicht passen. Das war's. Jetzt wußte er es genau, zum Künstlerhut fehlte der sammetne Rock. Christian Richter hatte einige Konferenzen mit einem Schneider, und am Geburtstage seiner Auguste trat er mit einem Blumenstrauß in der Hand und in einer nagelneuen Sammetjacke gratulirend vor seine Frau. Diese blickte zu ihrem höchst genial dreinschauenden Herrn und Gebieter auf, wie zu einer höheren Erscheinung.

Man nahm eine offene Droschke und fuhr zur Feier des Geburtstages durch die belebten Straßen und den Thiergarten. Richter glaubte zu bemerken, daß seine Erscheinung auf die Frauenzimmer einen angenehmen Eindruck machte. Er kam sich sehr jugendlich vor.

Nicht ganz so befriedigt wie er waren die drei anderen Insassen der Droschke. Frau Richter fand sich in ihrem altmodischen geblümten Zephirkleid gar nicht recht in Ein-

klang mit dem Anzug ihres Gatten, und Sophie empfand auf einmal, daß das braune Jaquet und der zu Haus zusammengebastelte Hut sich neben einem so modernen Vater abscheulich ausnähme. Der Sohn vollends sah unzufrieden vor sich nieder: er war doch schließlich der Sohn eines reichen Vaters, und wenn er schon die ganze Nacht am Backtrog stehen sollte, so wollte er wenigstens am Tage wie ein anständiger Mann aussehen.

Richter bemühte sich in den folgenden Wochen ein Gesicht zu machen, als ob er von diesem in seiner Familie sich regenden revolutionären Gedanken keine Ahnung hätte, aber einige Wochen vor Weihnachten hielt er es doch für gerathen, zu ihnen Stellung zu nehmen. „Ich glaube," begann er eines Tages unerwartet zu seiner Frau, „Dein alter Wintermantel ist reif!" Frau Auguste sah ihn freudig erschrocken an. „Wie wär's denn mit einem Pelz, Gustel; ich habe einen aushängen sehen, der Dir gerade in der Größe passen muß. Wie, was sagst Du dazu?"

Frau Auguste sagte gar nichts. Sie war sich nicht darüber klar, ob ihr Mann scherzte oder irre redete. Seit dreiundzwanzig Jahren hatte sie dieses Ideal vor ihrem inneren Auge gesehen, aber ohne Hoffnung auf Verwirklichung. Jetzt sollte sich also der Traum verwirklichen und sich der gute Pelz um ihre Schultern legen, wie um andere vornehme Frauen aus dem Thiergartenviertel oder der Wilhelmstraße. Wie sie sich aber über die unerhörte Freigebigkeit ihres Mannes erfreute und ihm ihren Dank durch eine zwischen den Eheleuten fast vergessene Zärtlichkeit zum Ausdruck brachte, die Mutterliebe ließ sich doch nicht lange zurückhalten, ihr nächster Gedanke war die Tochter und die nächste an ihren Mann gerichtete Frage: „Und Sophie?"

Ja, Sophie! Er hatte auch an sie und sogar an seinen Jungen gedacht. Die Mutter sollte herauszubekommen

suchen, was für einen Stoff sie für ein Winterkleid besonders liebe, und dieser sollte mit einer Anweisung an eine gute Schneiderin unter dem Weihnachtsbaum liegen, für den Sohn aber fünf Doppelkronen mit der ausdrücklichen Bestimmung, sie für einen feschen Frühjahrsanzug zu verwenden.

Mutter war glücklich, Sophie nicht minder, und Beide beschlossen im Stillen, sich dankbar zu beweisen. Vater saß in einem alten lederüberzogenen Stuhle, der nur noch ein Gerümpel war. An einigen Stellen hatte sich das Seegras zu Tage gedrängt, die blanken Nägel standen stellenweise über dem Holzrand hervor, und Sophie war einmal Zeugin gewesen, als er wüthend der Lehne einige Schläge versetzt hatte, da er mit seinem vornehmen Sammetjaquet an einem solchen Nagel hängen geblieben war. Dem sollte abgeholfen werden, der Vater mußte einen „Lutherstuhl" bekommen. Sophie ging in ein großes Möbelgeschäft, um einen Stuhl auszusuchen. Als sie sich eben für einen mit schönem Schnitzwerk und matrosenblauem Leder entschlossen hatte, trat eine kleine Dame ein, in der Sophie zu ihrem Erstaunen ihre Mutter erkannte. Es dauerte nicht lange, da war das gegenseitige Geheimniß heraus. Frau Auguste wollte ihrem Gatten einen modernen Schreibtisch schenken, welcher an Stelle des alten wackeligen, wurmzerfressenen Schränkchens, in dem der Vater seine Schreibereien, Hypotheken und Werthstücke aufbewahrte, sich dem violetten Sammetjaquet stylgerecht anschmiegen sollte. Der Kauf wurde abgeschlossen; die Rechnung für die schönen „Geschenke" sollte zu Neujahr dem Vater vorgelegt werden, denn Mutter und Tochter hatten kein Geld. Sie gingen von der Ansicht aus, daß der Vater von der neuen Anschaffung sehr erfreut sein und daß er in seiner überschwellenden Dankbarkeit sich sofort bereit erklären würde, die Rechnungen zu bezahlen.

In einem ähnlichen Zutrauen hatte der Herr Sohn, noch ehe er etwas von dem ihm zugedachten Geschenk wußte, sich einen feinen Gesellschaftsanzug bestellt; die Weste hatte einen so tiefen Ausschnitt, daß er auch Faltenhemden anschaffen mußte, und der junge Mann glaubte es sich und dem Vater schuldig zu sein, das Haus in dieser Weise vor den Söhnen anderer Bäcker zu repräsentiren. Die Rechnung bat er, vorderhand ihm selbst zu übergeben: er wollte warten, bis er den Vater einmal bei guter Stimmung fände.

Sie hatten sich alle Drei nicht verrechnet. Vater bezahlte großmüthig Alles — es schien, als sei mit dem Künstlerhute ein neuer Geist über ihn gekommen.

Aber auch bei den übrigen Familienmitgliedern stellten sich jetzt immer mehr Bedürfnisse ein. Schon kurz nach Neujahr hatte Frau Auguste einen neuen türkisch-rothen, großblumigen Schlafrock, in dem sie Staub fegend zwischen den neuen Möbelstücken sich herumbewegte, und Sophie fand, daß das alte Klavier mit seinen quietschenden Tönen und stummen Tasten ihrem musikalischen Bedürfnisse unmöglich länger genügen könne. Der Sohn aber fühlte gegenüber seinem eleganten Gesellschaftsanzug die moralische Verpflichtung, ihn recht oft auszuführen; er trat daher in verschiedene Vereine ein, und Fräulein Sophie, die den Bruder doch überwachen mußte, machte die Tanzvergnügungen regelmäßig mit.

Durch die Bekanntschaften, welche das Fräulein und der junge Mann in ihren Gesellschaften anknüpften, wurde ihnen erst klar, daß es so wie bisher daheim nicht mehr weiter gehen könne. Man hatte doch auch gesellschaftliche Verpflichtungen.

Gesellschaftliche Verpflichtungen! Der Begriff war dem ehemaligen Bäckermeister bis zur Stunde fremd geblieben, und er wollte ihm anfangs durchaus nicht in den Sinn.

Aber als die Kinder Tag für Tag erzählten, wie bei allen ihren neuen Bekannten, in deren Häuser sie kämen, es ganz anders aussehe, wie bei Fräulein Jenike, der Tochter eines Bäckers, der dreimal „umgeworfen" hatte, ein guter Flügel stände, wie bei dem Kanzleirath Waller, welcher bei ihnen das Brod immer ein volles Jahr lang schuldig bliebe, an den Fenstern persische Vorhänge angebracht seien, und man dort auf den dicken, weichen Teppichen seinen Schritt nicht höre, da erwachte in Richter der Geldprotze. Er schimpfte zwar über die verrückten Moden und über das liederliche Volk, das seine Groschen nicht zusammenhalten könne, aber schließlich meinte er: „So gut wie diese Leute kann ich es auch und eigentlich noch viel besser."

Und eines schönen Tages kam das Ehepaar mit dem Dekorateur nach Hause, und einige Wochen wurde dann die Familie immer aus einem Zimmer in das andere getrieben, weil hier der Tapezier seine Papiere kleisterte, und dort die Dielen ausgebessert und angestrichen wurden. Dann kamen allerlei neumodische Möbel in's Haus, und nun endlich war Alles harmonisch, die Umgebung des Sammethutes um diesen herum stylvoll abgeändert.

Die silberne Hochzeit stand vor der Thür, Christian Richter wollte bei dieser Gelegenheit etwas Außerordentliches thun. Er hatte so gut wie die Anderen empfunden, daß aus dieser Wohnung trotz aller Kunst der Dekorateure niemals etwas Rechtes werden konnte. Der Aufgang, der sich nicht abändern ließ, der Mangel an einem Vorsaal — man fiel vom Hausflur direkt eine Stufe tiefer in den sogenannten „Salon" — die niedrigen und schiefdeckigen Zimmer mit der Aussicht auf einen engen, mit Wagen und Leitern und allerlei Geräthen gefüllten Hof nebst Pferdestall, endlich der Rauch des Backofens: das Alles schloß die Möglichkeit einer herrschaftlichen Wohnung ganz aus.

Noch vor einem Jahre freilich hatte der ehemalige Bäcker seine Wohnung höchst gemüthlich gefunden, aber seitdem hatte sich seine Neigung nach einer ganz anderen Richtung gewendet. Die Kinder hatten so viel von ihren neuen Bekanntschaften erzählt, daß er auch nicht zurückbleiben wollte. Er war in eine Gesellschaft von Landsleuten eingetreten, die ihn als einen wohlhabenden Mann binnen Kurzem in den Vorstand wählten, eine Würde, in welcher ihm zum ersten Male zugemuthet wurde, zu repräsentiren. Durch seinen großen Mehleinkauf, den er noch immer nicht aus den Händen gegeben, war er mit einigen Lieferanten und Spekulanten der Börse in Berührung gekommen, es genirte ihn, dieselben in seiner Hofwohnung in der Perlebergerstraße zu empfangen. Außerdem wurde er aufgefordert, sich bei Gründung einer Dampfbäckerei inmitten der Stadt zu betheiligen. Im festen Glauben an die Rentabilität des Unternehmens zeichnete er eine bedeutende Summe.

Dabei änderte sich Christian Richter in seinem Charakter zusehends. Wenn er aus einer Vorstandssitzung kam, die man in einer Weinhandlung oder in dem Privatcomptoir eines Bankiers abgehalten, und während der er zwischen einem Kommerzienrath und einem Herrn „von" gesessen hatte, mit dessen adeligem Namen man dem Unternehmen mehr Glanz zu geben wußte; wenn er eine der vom Gastgeber gereichten dicken Upmann mit goldener Binde zwischen seinen kulpigen Fingern hin und her drehte, kam er sich unendlich vornehm vor, und er schämte sich fast, dem Kutscher des ihm zur Verfügung gestellten Wagens des Kommerzienrathes seine Wohnung zu sagen.

Das ging nicht länger so. Die Wohnung mußte seiner Lebensstellung entsprechen, er mußte seine Kollegen von der Aktiengesellschaft und vom Vorstande einmal bei sich sehen, und das war in der alten Wohnung unmöglich.

Das Fest der silbernen Hochzeit war gleichzeitig ein Fest der Einweihung der neuen Wohnung. Die Wohnung aber war eine Villa in einer die Thiergartenstraße kreuzenden Allee. Er hatte sie von einem der ihm befreundeten Bankiers einmal beim Glase Wein erstanden.

Es gab eine ungeheure Aufregung in dem Hause Richter's, die jungen Leute jubelten, nur Frau Auguste fing die Sache an bedenklich zu werden, und Herr Richter spann sich ein ganzes Lügennetz aus, um die ewigen Fragen seiner Frau zu beschwichtigen.

Der Umzug war nicht so groß, als man hätte erwarten können. Die alte Einrichtung ließ sich größtentheils so wenig in den Styl der prachtvollen neuen Räume einfügen, daß man lieber ganz davon Abstand nahm, sie herüberzunehmen, vielmehr die Einrichtung in Bausch und Bogen bewährten Händen anvertraute.

Die Villa erforderte Dienerschaft, und die Stallung zwischen Hof und Garten rief schreiend nach der Equipage. Diesen Ruf glaubte Herr Richter um so weniger überhören zu dürfen, als kutschiren in der That eine Leidenschaft war, welcher er sich schon früher hingegeben hatte: freilich hatte er damals seine Schwarzbrod hinter sich gehabt — aber kutschiren war sein Ideal geblieben. Es war ja auch eigentlich aus Sparsamkeitsgründen geradezu geboten, Pferd und Wagen zu halten; denn einerseits war für den Diener, welchen man sich doch halten mußte, weil jede villabesitzende Herrschaft einen hielt, sonst nicht die ausreichende Beschäftigung vorhanden, und andererseits mußte der „junge Herr" ja doch täglich einmal nach der Bäckerei fahren, um nach dem Rechten zu sehen. Im Grunde genommen kümmerte sich der Sohn des Hauses nur noch wenig um die Bäckerei, sondern zog es vor, mit seinen Freunden auf die Jagd zu gehen, die Cafés und feinen Restaurationen zu besuchen, kurz, den reichen Jüngling zu spielen.

Das kostete natürlich viel Geld, und der Vater mußte oft genug blutenden Herzens einen Griff in den Geldschrank thun, um die Schulden seines Sprößlings zu bezahlen.

Wenn man behauptet, daß die Frauen in unserem sozialen Leben das konservative Element bilden, so können Frau Auguste und Fräulein Sophie als Beispiel herangezogen werden. Diese Beiden verloren sich nicht in diesem großen Umschwunge der Verhältnisse. Sophiechen hatte, wie jede Berlinerin, auch in ihrem schlichtesten Gewand immer etwas Zierliches gehabt, und es haftete ihr jetzt auch nichts parvenumäßiges an. Obwohl sie sich in die neuen Verhältnisse ohne Schwierigkeit hineingefunden hatte, und nach wenigen Jahren ganz heimisch darin war, als wäre sie in ihnen aufgewachsen, hatte sie unter all' den älteren und jüngeren Freiern im Frack oder der Uniform, die sich jetzt einfanden, noch keinen entdeckt, der ihr so gut gefallen hätte, wie der Sohn ihres ehemaligen Nachbars, des Gärtners Klein. Obwohl ihre Zusammenkünfte mit Paul Klein vom Vater mißbilligt wurden, sorgte sie mit der allen Frauen innewohnenden List dafür, daß in der unauffallendsten Weise ihre Beziehungen zu dem Gärtnerssohne bestehen blieben und setzte allen auf eine „standesgemäße Parthie" gerichteten Bestrebungen ein entschiedenes Widerstreben entgegen.

Mit Frau Auguste verhielt es sich anders. Sie hatte anfangs freudig die Aenderung zum Besseren begrüßt. Aber sie war von Jugend auf so an kleine Verhältnisse gewöhnt, daß Ziffern über drei Stellen ihr Begriffsvermögen gänzlich überstiegen. Sie verstand nichts davon, was das Haus kostete, wieviel Hypothekenzinsen, wieviel Steuern zu entrichten waren; aber allein das Geld, welches von ihr selbst in der Wirthschaft verausgabt wurde, schien ihr ein Vermögen, und mit Angst und Bekümmerniß

dachte sie daran, daß ja auf diese Weise die Ersparnisse von mehr als zwanzig Jahren schnell aufgezehrt werden müßten.

Ihr Sohn Friedrich antwortete ihr, wenn sie ihm über sein großherrliches Auftreten Vorwürfe machte, mit einem überlegenen Lächeln: „Die ganze Welt weiß, daß Papa ein reicher Mann ist, und ich fühle als sein Sohn die Verpflichtung, das nachzuholen, was er versäumt hat.“

Und Christian Richter selbst? So gut er sonst war, in diesem Punkte schien er jeden Zweifel, jede Mahnung übel zu nehmen. Einmal allerdings erwachte er mitten in der Nacht von einem leisen Weinen. Beim schwachen Mondschein erkannte er seine Frau, die im Bette saß und vor sich hin schluchzte. Er machte Licht und frug sie erschreckt nach dem Grunde. Nach vielen Ausflüchten brachte er endlich heraus, daß eine ungeheure Angst sie manchmal überfalle, daß dieses Leben ein Ende mit Schrecken nehmen werde. Er konnte sie nur damit beschwichtigen, daß er aufstand und den im Schlafzimmer aufgestellten Geldschrank öffnete. Derselbe war von oben bis unten angefüllt mit Aktien und Dokumenten, wie zu der Zeit, als sie noch in der Perlebergerstraße wohnten.

Sie dankte ihm, einigermaßen erleichtert, und schlief wieder ein.

Wer aber jetzt keinen Schlummer fand, war er. Auch in ihm war der Zweifel erwacht, der Zweifel, ob das so fortgehen könne. Dieser Geldschrank war ja eine Täuschung. Zu jener Zeit, ehe der sammtene Hut seinen Einzug in's Haus gehalten hatte, waren diese Papiere vollwichtige Staatsschuldverschreibungen, preußische Konsols und sichere Provinzialpfandbriefe. Heute? Der alte Bestand war bis auf den letzten Groschen umgehandelt. Welcher intelligente Mann, der den Pulsschlag seiner Zeit versteht, wird denn heutzutage noch seine Gelder in solchen

sogenannten sicheren Papieren anlegen, die höchstens vier Prozent Zinsen abwerfen! In früheren Jahrhunderten vergruben die Bauern ihre Silberthaler im Erdboden und mußten doch die Verstecke verrathen, wenn die Feinde kamen. Industrie und Handel brauchen unser Kapital — heute das Papier, morgen jenes — das ist das Wahre!

Herr Richter blieb in einem fortwährenden Kaufen und Verkaufen, seine Freunde von der Börse hielten ihn stets unterrichtet, und wenn er allein war, studirte er den Kurszettel. Er machte dabei Schnitzer, die einem Bankierlehrlinge nicht passiren dürfen, war aber furchtbar stolz auf seine kaufmännischen Kenntnisse und traf mit der Miene eines Rothschild seine Verfügungen.

Da ja bei diesem Spiel mit den Werthen häufig nicht Verstand oder Voraussicht den Ausschlag gibt, sondern das Glück, so traf er es eben so oft, wie er es verfehlte, und so hielt sich der elegante Geldschrank jahrelang, der großen Anforderungen des vornehmen Hausstandes und der Ansprüche Friedrich's ungeachtet, immer noch in leidlicher Füllung.

Aber an Stelle der alten sicheren Papiere waren es Aktien mit kleiner Einzahlung oder Antheilscheine an Unternehmungen, die so halb in der Luft standen, oder Prioritäten von Eisenbahnen zwischen Orten, welche die ganze Familie vergeblich in Andree's Handatlas zu finden suchte, oder Papiere von Bergwerken, welche erst noch Millionen verschlingen mußten, ehe sie ihre Schätze öffneten. Augenblicklich aber schien Alles gut, und wie weiland vor König Midas verwandelte sich vor dem ehemaligen Bäckermeister jetzt Alles in Gold, was er angriff. Freilich kamen auch dem in strenger Arbeit ergrauten Manne manchmal Bedenklichkeiten, und eine solche trat an ihn in dieser Nacht heran, als ihn seine Frau so unerwartet wachgerüttelt hatte, aber sie schwanden wieder wie die Nebel vor der Sonne.

„Das ist Alles erprobt und überlegt," sagte er vor sich hin, „meine Frau mit dem beschränkten Weiberverstand weiß sich noch immer nicht an die ungewohnte Größe der Verhältnisse zu gewöhnen."

Mit solchen Worten wußte sich der kluge Mann aus dem Volke, der sich klüger däuchte als seine neuen Freunde von der Börse, über alle Bedenklichkeiten hinwegzutäuschen. Kurze Zeit darauf gelang es ihm sogar, das alte Geschäft in der Perlebergerstraße an die Aktiengesellschaft für Dampfbäckerei zu verkaufen. Sie brachte einen ungeheuren Preis, den er freilich in Aktien bezahlt erhielt.

Sein Sohn begrüßte diesen Schritt mit besonderer Genugthuung: er brauchte nun gar nicht mehr nach der Bäckerei hinauszufahren. Der alte Herr dagegen bekam die Stelle eines technischen Direktors, bezog einen namhaften Gehalt und hatte dafür nur die Verpflichtung, mit seinem eleganten Wagen hin und wieder bei der Fabrik und den einzelnen hinzugekauften Bäckereien vorzufahren, da, ohne seine Handschuhe auszuziehen, einige Fragen an seine Untergebenen zu richten und wieder in seinen Wagen zu steigen.

In diese Zeit der höchsten Blüthe des Hauses fiel der sechzigste Geburtstag des Direktors Richter: für ihn in Wirklichkeit der zehnte, denn die fünfzig Jahre strenger Arbeit hielt er für verloren und er datirte sein Leben von dem Tage, wo der Sammethut als erstes Rosenwölkchen der neuen Zeit verheißungsvoll in seinem Hause erschienen war. Das Fest sollte mit Pomp begangen werden. Er wollte die Gelegenheit benutzen, seine Kinder zu verheirathen.

Bis jetzt waren nach dieser Richtung alle Anstrengungen mißglückt. Friedrich hatte kein Wohlgefallen gefunden bei den Jungfrauen jener Kreise, welche der Vater in's Auge faßte. Wenn er sich auch äußerlich etwas Schliff an-

geeignet und den blasirten Herrn von Welt herauszubeißen verstand, für das feinere Gefühl der jungen Damen, welche er seiner Aufmerksamkeit würdigte, war er nichts als ein angestrichener Plebejer. Sophie aber hatte ihre romantischen Ideen noch immer nicht abgelegt. Heute, an seinem sechzigsten Geburtstage, so dachte der Vater, würde das sonst so gehorsame Kind ihm keine Ungelegenheiten machen, würde den von ihm erwählten Schwiegersohn aus seiner Hand willig annehmen.

Herr Direktor Richter ging wenige Stunden vor dem großen Feste in dem Lichthofe hin und her, nach welchem ringsum zu ebener Erde oder auf rundlaufende Gallerien die Stuben seines Hauses den Ausgang nahmen. Dieser halbdunkle Raum sollte am Abend im Glanz der elektrischen Lampen strahlen, augenblicklich war man mit dem Aufstellen von Orangerien beschäftigt. Hinter einem Taxus hörte er leise flüstern, und als er unbemerkt auf dem weichen Teppich plötzlich herangetreten war, überraschte er Sophie und einen blondbärtigen Mann im vertraulichen Gespräch. Im ersten Augenblicke stand er starr, auch seine Tochter fand nicht das rechte Wort.

Der Fremde stellte sich zuerst vor. Es war der Gärtner, bei welchem die Dekoration bestellt worden war, derselbe Gärtner, dessen Vater das Nachbargrundstück in der Perlebergerstraße besaß, derselbe, welcher das Herz seiner Tochter erobert und gegen alle Anträge anderer Freier gefeit hatte. Es gab einen sehr erregten Auftritt, der damit endete, daß der junge Mann, dem der Herr Direktor in der beleidigendsten Form das Haus verbot, am ganzen Körper zitternd und mit drohender Geberde ihm zurief:

„Ich gehe, aber Sie werden noch einmal darum bitten, daß man Sie wieder hinterm Backofen stehen läßt."

Damit schlug er die Thür hinter sich zu, und einige Minuten später holten seine Leute sämmtliche Pflanzen

wieder ab, so daß, als die ersten Besucher kamen, die Räume wieder kahl dastanden. Das ganze Fest war nun verdorben, Sophie ging auf ihr Zimmer, der Herr Direktor aber lief umher wie ein verwundeter Löwe.

Das Wort des ehemaligen Nachbars: „Sie werden einmal froh sein, wenn Sie wieder hinterm Backofen stehen dürfen," war wie ein vergifteter Pfeil in seinem Herzen sitzen geblieben und schmerzte immer von Neuem. Alles hätte man ihm nachsagen oder prophezeien können, er hätte es nicht so übel aufgenommen, wie dieses Heraufbeschwören alter Zeiten, deren Erinnerung er für immer gebannt glaubte. Sophie wurde hereingerufen und auf Zureden der Mutter versprach sie dem erzürnten Vater blutenden Herzens, dem Manne zu entsagen, der ihn so tödtlich beleidigt hatte.

Dann begann das Fest, Herr Direktor Richter nahm würdevoll die Glückwünsche entgegen, welche die Gäste ihm darbrachten, aber wenn er die Augen schloß, so rief eine Stimme in ihm: „Und wenn der Freche Recht hätte? Wenn wirklich der Tag noch kommen sollte, wo ich froh sein werde, hinter dem Backofen —" er öffnete erschrocken die Augen. Es war nur ein böser Traum.

Abends wurde im Richter'schen Hause ein richtiges Bankett gegeben. Eine andere Blumenhandlung hatte in der Eile die prächtigen Räume der Villa in einen Garten verwandelt. Ein buntes Völkchen ließ sich lustig den Sekt und die feinen Weine des Herrn Direktors munden und drehte sich nach den rauschenden Weisen des Orchesters. Die kleine runde Frau Direktorin im grau schimmernden schweren Atlaßkleid mit einer grauen durch eine Brillantenagraffe befestigten Straußenfeder im Haare schritt am Arme ihres Gatten durch die Menge und glaubte sich in einem Zauber befangen. Der Herr Sohn oder der junge Herr Direktor, wie er sich gern, aber ohne jede Berechti-

gung, nennen ließ, machte einigen schönen Schauspielerinnen in auffallender Weise den Hof, und trank sich dann, als er sich zu Gunsten anderer jungen Leute von diesen zurückgesetzt glaubte, voll.

Fräulein Sophie aber suchte auf alle Weise ihren Herzenskummer für diesen Tag zu vergessen, und nur in unbewachten Augenblicken traten ihre Augen unter Wasser.

Der Herr des Hauses spielte eine vollendete Komödie. Kein Mensch sah ihm an, wie das Wort des unverschämten Mannes an seinem Herzen fraß.

Aber als das Fest vorüber war, und Alles im Hause schlief, saß er in seinem Zimmer und rechnete und rechnete, und dabei traten ihm die Schweißtropfen auf die Stirne. Dann nahm er plötzlich den Leuchter, öffnete eine Thür, ging einige Schritte einen Gang entlang und klopfte an eine Glasthür, aus welcher ein verschlafenes: „Ist Jemand da?" hervortönte.

„Ich wollte mir einmal etwas berechnen," stammelte er, indem er die Thür öffnete und seinen erschreckt aufschauenden Sohn anleuchtete, „willst Du mir nicht ein bischen helfen?"

„Jetzt, Vater?" war die Antwort.

Die Stimme des seinen Rausch ausschlafenden jungen Mannes klang rauh. Der junge Faulenzer, der in seinem seidenen Hemd mit dem wüsten Ausdruck im verschlafenen Gesicht ihn aus seinen kleinen dummen Augen ansah, ekelte in diesem Augenblick den Vater an, dem immer noch etwas Thatkraft aus seinem langen, arbeitsamen Leben innewohnte.

„Das hat doch wahrhaftig Zeit, Vater: Du wirst ja noch schnell genug Millionär werden."

„Bleib' nur liegen," antwortete dieser traurig und schloß wieder die Thür.

Als ob es sich um's Gelderdienen handelte! Er be-

neidete Keinen um seine Millionen, er war müde und für solchen Nachwuchs lohnte es sich auch wirklich nicht, sich Kopfschmerzen zu machen. Ihn trieb blos die Angst, daß einmal ein Tag kommen könnte, wo er sich nach all' dem Glanz und Hochmuth noch einmal erniedrigen und — froh sein sollte, wieder hinter dem Backtrog zu stehen!

Als er nach seinem Zimmer zurückkam, bewegte sich Jemand im spärlich erleuchteten Raume. Es war Auguste, die aufgewacht war und ihn vermißt hatte.

Die alten Leute setzten sich nun nebeneinander an den Tisch, und sie schrieb auf einen großen Bogen mit schwerfälliger Handschrift all die krausen Namen von Bergwerksaktien und anderen Werthen nieder, welche er ihr diktirte, und dazu die Kurse, die er mit ihrer Hilfe mühsam aus dem Kurszettel zusammensuchte. Er diktirte ihr auch die Schulden, welche er auf das Haus, die Gelder, welche er ohne Unterlage an einige vertraute Freunde gegeben, die Engagements, die er für den laufenden Monat zu verzeichnen hatte.

Und dann ging es an das Rechnen. Die alten Leute, die bis in ihr fünfzigstes Jahr niemals über dreistellige Zahlen zusammengerechnet hatten, schwitzten bei dieser nächtlichen Arbeit. Die Ziffern in ihrer schwerfälligen Handschrift standen nicht sicher untereinander. Zehner und Hunderter, Tausender und Zehntausender tanzten vor ihren brennenden Augen, und die Angst, mit welcher sie dem Resultat entgegensahen, verwirrte vollends ihre Köpfe.

Endlich — das Morgenlicht begann bereits zwischen Vorhängen hindurch zu schimmern — waren sie am Ziel.

Richter athmete auf. Es war nicht so schlimm um ihn bestellt, als er in seiner schwarzseherischen Stimmung selbst geglaubt hatte. Noch immer verfügte er über ein ansehnliches Vermögen. Der Werth seines Grundstückes überstieg die darauf haftenden Schulden um das Doppelte,

er hatte nichts von der Krisis zu befürchten, die nun schon ein Jahr von pessimistischen Naturen angekündigt wurde. Aber die Einnahmen waren kleiner, und die Ausgaben größer geworden. Diese Einkehr sollte segensreich wirken. Morgen am hellen Tage wollte man überlegen, in welcher Weise man zu sparen anfangen könne.

Beim Frühstück machte Herr Richter seiner Familie nach einer ernsten Einleitung die Erklärung, daß Ersparnisse im Haushalte nothwendig seien. Alle erklärten sich im Prinzip damit einverstanden; aber wie stand es mit der Ausführung?

Konnte man Pferd und Wagen abschaffen? In der ganzen Straße besaßen die Hauseigenthümer ihre Equipagen, und es würde in der ganzen Nachbarschaft zu reden geben. Dann die Toilette der Damen! Das ging nun gar nicht, da zu sparen. Die Frau Direktor erklärte, sie beschränke sich schon auf's Aeußerste, es werde wohl keine Direktorin in Berlin mit einer so bescheidenen Garderobe geben, und Sophie hätte die Schneiderin immer im Hause, um am Macherlohn zu sparen. An Schmuck ließe sich auch nichts abknapsen. In ihrer Stellung könne man nicht falsche Steine tragen. Die Bedienung aber ließe sich absolut nicht vermindern, in solchem Haushalt müsse einmal Alles am Schnürchen gehen, sonst ginge die Wirthschaft bergab. Da sei nichts zu machen.

So ging die Prüfung fort, und das Ergebniß war überall dasselbe. Bei Licht besehen lebte man ja so solide, als man in seiner Stellung eben noch leben konnte.

Nachdem man das Für und Wider einige Stunden mit bestem Bemühen erwogen, kam man endlich überein, den einen von den Gaskandelabern, die an beiden Seiten des Portals angebracht waren, bis auf Weiteres nicht anzustecken.

Mit diesem Abstrich im Budget gaben sich die In-

fassen des Richter'schen Hauses für heute zufrieden, und der Direktor feierte diese That der Entsagung bei einer Flasche süßen Ungarweines.

Sie lebten weiter in den Tag hinein, nicht ohne daß von dieser Einkehr eine gewisse nervöse Stimmung zurückgeblieben wäre, die sich mehr und mehr steigerte.

Am politischen und Börsenhimmel hatten schon einige Male Blitze gezuckt und ferne Donner gegrollt, aber es ging immer vorüber — es erwies sich nur als Wetterleuchten. Daß einmal ein wirkliches Gewitter kommen könnte, wollte man nicht glauben.

Da wurde eines Morgens Herrn Richter die zweite Hypothek auf das Grundstück gekündigt, und er trug einem Agenten auf, ihm das Geld zu verschaffen. Dieser zuckte die Achseln. Kein Mensch wollte bei der gegenwärtigen Lage eine Villa so hoch beleihen.

Herr Richter mußte das Geld also anderweitig beschaffen. Er ließ anspannen und fuhr zur Börse, um dort so viel von seinen Papieren zu verkaufen, daß er mit dem Erlös die gekündigte Hypothek auszahlen könne.

Ein großes Getümmel empfing ihn, die Männer, welche er gewöhnlich in behaglicher Laune auf ihren Bänken sitzend traf, rasten in wilder Aufregung durcheinander. Man schien den Herrn Direktor gar nicht zu kennen. Leute, welche Tausende durch ihn verdient, eilten ohne Gruß an ihm vorüber. Ein Makler, welchem er seine Neigung kundthat, zu verkaufen, schüttelte den Kopf und schritt, sein Notizbuch vor sich haltend, mit dem lauten Rufe: „Ich gebe 275, 274, 273!" durch die ihn umfluthende Menge.

Richter hielt sich den Kopf, er glaubte zu träumen.

Das war der Krach, dieses Schreckgespenst, das man für ein Märchen gehalten hatte — der Krach, dem er, der Klügste der Klugen, so sicher ausweichen zu können

glaubte, der ihn vorbereitet finden sollte, und in dem er heute ganz unerwartet mitten drin stand, der ihn umtobte wie ein furchtbares Gewitter, das Alles niederschlägt und vernichtet, was Menschenfleiß in Jahresfrist gespart und zusammengetragen hat.

Warum mußte ihm aber gerade sein Hypothekengläubiger in diesem Momente kündigen? Weil sie es Alle thaten, weil hinter jedem der hier versammelten blassen Gestalten Tausende standen, welche heftig an die Thür pochten und schrien: Geld, Geld! Sein ganzer Besitz — in diesem Orkan der Aufregung war er Spreu!

Rathlos und wie vor den Kopf geschlagen verließ er das wüste Haus.

Er hatte dem Kutscher die Adresse seines Hypothekengläubigers genannt, das war ja ein vernünftiger, wohlhabender Mann, der ihn vielleicht nur hatte schrecken wollen, die Villa bot ihm ja volle Sicherheit.

Der reiche Gläubiger hatte ein übernächtiges, blasses Gesicht und verging schier, als ihm Richter sein Anliegen meldete. Er war selbst durch den Krach ruinirt. Die Hyopothek gehörte jetzt seinen Gläubigern. Muthlos fuhr Richter nach der Bank, welche von den ebenfalls verarmten Gläubigern wieder die Hypothek in Zahlung genommen hatte.

„Bringen Sie Geld?“ rief ihm der Bankdirektor entgegen.

Achselzuckend hörte er Richter's Begehren an. „Lieber Freund, hier treibt ein Keil den andern. Wer sich eine Villa hält, darf keine Schulden haben — Geld oder Subhastation — entschuldigen Sie mich, Herr Richter.“ Damit ließ er ihn stehen.

Richter fuhr gesenkten Hauptes nach Haus. Zwei eingeschriebene Briefe waren in seiner Abwesenheit angekommen: es waren Kündigungen von Kapitalien, welche

er vor kurzer Frist von früheren Freunden in sein Geschäft genommen hatte. Er erschrak, diese mußten vor Allem ihr Geld haben. Eher wollte er sich aufhängen, als diese Leute, welche so blindes Vertrauen zu ihm gehabt hatten, im Stiche zu lassen.

Seine Frau kam ihm auf der Treppe entgegen. Sie war in Angst um ihn gewesen, denn der junge Mann von der „Dampfbäckerei-Aktiengesellschaft“, welcher oben seine Rückkehr abwartete, hatte ihr erzählt, daß sich zahlreiche angesehene Männer der Börse seit gestern den Tod gegeben hatten. Der junge Mann hatte den Auftrag, den Herrn Direktor zu einer schleunigen Vorstandssitzung mitzubringen. Der Kredit war der Gesellschaft von allen ihren Banken seit gestern entzogen worden, und für die nächste Woche waren einige große Mehlwechsel fällig. Es handelte sich um die Anmeldung des Konkurses, oder, wenn die Wechselgläubiger prolongirten, um die sofortige Liquidation des Unternehmens, das sich keineswegs weiter halten ließ.

Richter sah den Unglücksboten an, als berühre ihn die ganze Sache nicht — er hatte das Gefühl eines im Regen durchweichten Menschen, der eine gewisse Wonne dabei empfindet, wenn sich nun erst recht die Schleusen des Himmels öffnen und der Platzregen mit aller Gewalt auf ihn niederströmt.

Ehe er in den Wagen stieg, wendete er sich noch einmal zu seiner Frau und sagte: „Gustel, sieh' Dich noch recht ordentlich in diesen Räumen um, die Freude wird nicht mehr lange hier währen.“

Da streckte die kleine runde Frau ihre Arme nach ihm aus und sagte: „Meinetwegen, Christian, wenn Du mir nur erhalten bleibst.“

Fast ein Jahr war vergangen, und die Familie Richter lebte wieder in einer kleinen Wohnung der Fennstraße im Norden. Richter war aus seiner Villa hinausgegangen, frei von Schulden, aber auch ledig allen Besitzes. Außer einigen Möbelstücken hatte er nur den Geldschrank aus der Masse gerettet, und merkwürdigerweise sahen dessen Fächer auch heute noch nicht gar so viel leerer aus. Er enthielt ganze Stöße von Papieren, aber heute wußte Jedermann, daß sie nicht mehr Werth hatten, als Makulatur.

Bei der Liquidation der Dampfbäckerei-Aktiengesellschaft hatten alle Außenstände gerade ausgereicht, die Schulden der Gesellschaft zu decken, die Aktionäre mußten leer ausgehen, nur einige Parzellen in der Jungfernhaide, deren Verwerthung einem künftigen Jahrhundert vielleicht gelingen würde, blieben ihnen. Zum Liquidator war Friedrich Richter jun. bestimmt worden, der gegen einen kleinen Gehalt ganz allein in einem kleinen Comptoir mit einigen Kisten voll Briefen, einer Kopirpresse, einigen dicken Büchern und einem Stempel „Dampfbäckerei-Aktiengesellschaft in Liquidation" hauste, bei einer Flasche Weißbier seine Zeitung las und unendlich wenig zu thun hatte. Er wohnte bei seinen Eltern, war ein sparsamer, karger Philister geworden, froh, sein Leben ohne anstrengende Thätigkeit zu fristen, aber voll Groll und Neid gegen Alle, denen es vergönnt war, ihr Vermögen zu erhalten.

Anders hatte der Umschlag der Verhältnisse auf die übrigen Mitglieder der Familie Richter gewirkt. Sophie war die alte geblieben. Immer liebenswürdig und munter, lebte sie sich in die ärmlichen Verhältnisse mit demselben Gleichmuth wieder ein, mit dem sie sich früher in den plötzlichen Reichthum gefunden hatte. Täglich konnte man sie jetzt mit der Notenmappe in der Hand durch die Straßen wandern sehen: daß sie für geringe Bezahlung Klavier-

unterricht gab, war ihr nicht anzusehen. Wenn sie aber am Ende des Monats ihrer Mutter das verdiente Geld übergab, zeigte sie eine Herzensfreudigkeit, wie sie während ihrer ganzen glänzenden Zeit im Thiergarten nicht über sie gekommen war.

Frau Auguste vollends fühlte sich in den kleinen Stuben und unter den kleinen Menschen und Verhältnissen erst wieder wohl und heimisch. Es war ihr, als habe sie eine große Reise gemacht, tausend Herrlichkeiten gesehen und kennen gelernt und sei nun wieder zu Hause in ihren vier engen Pfählen, wo sie ohne Dienstmädchen zu wirthschaften hatte vom Aufgange der Sonne bis zum Untergange, wo sie müde im Lehnstuhl einschlief und nicht Zeit übrig behielt, sich mit Sorgen abzugeben.

Der Meister vermochte sich nicht gleich in die neue Lage zu finden. Zuerst steckte ihm der Hochmuth noch etwas im Nacken. Er war doch gewöhnt, daß Alles, was mit ihm zusammenkam, den Hut zog; hier nahm von dem Miether, der im zweiten Stocke des Hintergebäudes wohnte, kaum der Vicewirth Notiz.

Dann aber zergrübelte er sich fortwährend den Kopf, durch welchen Fehler er eigentlich hereingefallen wäre. Er hatte ja doch immer geahnt, daß die Sache so kommen würde und hatte sich geschworen, daß er sich früher und klüger als alle Anderen still aus allen Verbindlichkeiten ziehen würde, und nun war er einer der Ersten gewesen, der daran hatte glauben müssen. Er sagte sich, wenn ich noch einmal reich würde, wüßte ich die Sache klüger anzufangen; aber als einige Monate vergangen waren, ließen diese thörichten Gedanken nach, und er sah ein, daß die Möglichkeit, noch einmal in die Schranken zu treten, für dieses Leben vorüber sei. Er fing an, sich in seine Lage zu schicken und sich nach Arbeit umzusehen. Als Geselle zu arbeiten, das brachte er doch nicht über sich; etwas

selbstständig anzufangen, dazu fehlte es ihm an Geld, den Makler zu spielen zwischen Bäcker und Mehlhändler, dazu war er zu alt und ungeschickt.

Wenn er die Fennstraße hinunterging, kam er in die Perlebergerstraße, und dort stand noch das alte, baufällige Häuschen, in dem die Bäckerei lag, in der er sich sein Glück zusammengeknetet hatte. Der Gärtner Klein hatte es gekauft und wollte es zu Ostern abreißen lassen, um sein Grundstück zu vergrößern.

Eines Abends ging Richter bei dem alten Hause vorüber und blickte durch die offene Thür in den Hof. Er konnte nicht widerstehen, er mußte hineingehen. Hier hatte er mit seiner Familie so viele Jahre gewohnt, seinen Reichthum sauer erworben, und jetzt sollte das Haus dem Erdboden gleich gemacht werden!

Der reiche Nachbar Klein war während der ganzen wilden Jahre nicht hinter seinen Gartenzäunen hervorgekommen und hatte sein Vermögen stetig vermehrt. Es war einer von Denen, die Geld hatten zu einer Zeit, als das Geld vom Erdboden verschwunden schien. Dieser Gärtner, dessen Sohn ihm damals jene Beleidigung in's Gesicht geschleudert hatte — Beleidigung? Ja, hatte er denn nicht die Wahrheit gesagt?

Während dieser Gedanken war Richter durch die offene Thür einige Stufen herab in das Backhaus getreten. Die warme Luft und die mit Mehldunst vermengte Atmosphäre hatte etwas ungemein Anheimelndes. Die Gasflammen brannten trüb und jede hatte einen Hof, wie der Mond an trüben Abenden. Einige Gesellen in blauen Hemden blickten verwundert auf, als sie den alten vollbärtigen Mann, den sie nicht kannten, mit dem grauen, spärlichen Hauptthaar hereinkommen und sich überall sachverständig umschauen sahen, als wenn er ihnen etwas zu sagen hätte.

„Entschuldigt nur, Leute," sagte er, „daß ich ein bischen

zusehe. Ich habe über zwanzig Jahre meines Lebens vor diesem Ofen gestanden, und das war einst Alles mein Eigenthum."

Die Gesellen machten ihm Platz und ließen sich allerlei Handgriffe von ihm zeigen.

„Laßt mich einmal," sagte er endlich zu Einem, der einen großen Teig knetete, „ich muß sehen, ob ich es noch nicht ganz verlernt habe."

Und er zog seinen grauen Rock aus, streifte seine Hemdärmel auf, stellte sich breitbeinig vor den Tisch, und es durchströmte ihn ein lang entbehrtes inniges Behagen, als er seine großen etwas steif gewordenen Hände in den weichen Brodteig versenkte und mit einer Kunstfertigkeit, deren Vorhandensein ihn fast überraschte, den Teig zu bearbeiten anfing. Er vergaß sich so in seiner Beschäftigung, daß er gar nicht bemerkte, wie die Gesellen ihm schmunzelnd auf die Hände sahen und, sich lustig anstoßend, auf den alten Mann zeigten. Endlich sah er sich triumphirend um, zog seinen grauen Rock wieder an, stülpte seinen großen braunen Sammethut, den alten Zeugen glänzender Tage, wieder auf den Kopf und verließ händeschüttelnd das ihm so vertraute Lokal.

Aber es hatte ihm noch jemand Anders bei seinem Treiben zugesehen, der, während der ehemalige Herr Direktor wieder einmal ganz Bäcker war, unbemerkt durch die offene Thür hineingetreten war und sich, als er ihn erkannte, hinter einem Mauervorsprung verborgen gehalten hatte. Es war ein kleines Männchen in einer grauen, grünberänderten Joppe, das sichtlich mit sich zu kämpfen hatte, um die in ihm aufsteigende Heiterkeit zu unterdrücken. —

Es war am anderen Morgen, und Richter verzehrte heute zum Frühstück eine Semmel mehr, weil ihm, wie er sagte, seine Arbeitsthätigkeit gestern so gut bekommen

war, als es klopfte und auf das „Herein" das oben beschriebene Männchen in's Zimmer trat.

Die Familie erhob sich; Richter bot dem ehemaligen Nachbar Klein, mit dem er einst auf bestem Fuße gestanden und den er seit einem Jahrzehnt nicht mehr gesehen hatte, in erklärlicher Befangenheit einen Platz auf dem Sopha an. Fräulein Sophie fühlte ihr Herz höher schlagen.

Der ehemalige Nachbar hatte ein Anliegen. Diese Vorrede gab Richtern wieder Muth, und er machte eine huldvolle Handbewegung, wie er sie als Direktor der Dampfbäckerei den zahlreichen Bittstellern gegenüber zu machen pflegte.

„Ich habe," begann der Gärtner, „Ihr ehemaliges Grundstück in der Perlebergerstraße bei der Versteigerung erstanden, um meinem Sohne Paul einen wohl abgerundeten Besitz zu übergeben. Da dieser aber in's Ausland gehen will, und ich in meinen Jahren nicht erst mit langer Bauerei anfangen, andererseits aber auch mein Geld nicht zinslos liegen lassen möchte, dachte ich daran, die Bäckerei wieder zu verpachten. Da Sie nun, Herr Richter, in der Bäckereibranche gut zu Hause sind, meint' ich, daß Sie mir vielleicht einen ordentlichen Mann nachweisen können, der —"

Ein Freudenruf entfuhr in diesem Augenblicke den Lippen Christian Richter's, und Frau Auguste's Brust hob ein tiefer Athemzug; auch Sophiens Gesicht leuchtete plötzlich auf, als eröffne sich ihr ein Blick in eine schönere Zukunft.

Mit aller Gewalt bezwang sich Richter, nicht seine kindische Freude zu verrathen, und frug nach den Pachtbedingungen. Diese waren sehr leicht; der Gärtner wollte nichts ausbessern, nichts bauen lassen, dagegen nur auf die Zinsen von dem Lumpengeld kommen, zu welchem er

in einer Zeit, in welcher Grundstücke gar keinen Käufer fanden, das Haus erstanden hatte. Jetzt fragte Richter, ob er selbst dem Nachbar als Pächter genehm sei, und der Gärtner sagte ohne Weiteres „ja".

Nach wenigen weiteren Worten waren die Männer einig, der Pachtvertrag wurde entworfen und unterzeichnet, und die Leute gingen auseinander, wie wenn sie einander sehr viel Liebes angethan hätten.

Und das war auch so: wenigstens begann in der Familie Richter von dieser Stunde an ein neues Leben. Der Mann brannte auf den Moment der Uebernahme.

Endlich durfte der neue Pächter seinen Einzug halten. Der alte Mann hatte alle Hände voll zu thun. Das alte Richter'sche Landbrod, seit Jahren eingegangen, sollte seine Wiederauferstehung feiern.

Richter verjüngte sich förmlich in diesen Tagen.

An einem Morgen hatte er seine alten Lieferanten besucht und Alle freuten sich, dem Manne, den sie als ehrlich und zuverlässig gekannt hatten, wiederum ihr Vertrauen entgegenbringen zu können. Er hatte die Gesellen für sich in Dienst genommen. Er hatte ein Wägelchen für einige Wochen gemiethet, dessen Plane zu beiden Seiten in großen Buchstaben und greller Malerei von dem wiedererwachten Richter'schen Landbrod berichtete, und er hatte in der Stadt eine ganze Reihe von Filialen eingerichtet.

Und dann stellte er sich, als es Abend wurde, vor den Backtrog. Der alte Mann glühte vor Hitze und vor Vergnügen bei der wiedergewonnenen Arbeit, und er brummte alte Bäckerlieder vor sich hin, um seine Mitarbeiter anzufeuern.

Und in der That blühte das mit solcher Hingebung begonnene Geschäft über Erwarten schnell wieder auf. Das ganze Westviertel der Stadt beeilte sich, von dem einstigen Villenbesitzer und Direktor Brod zu bestellen. Es währte

auch nicht lange, da trat neben den Vater an den Backofen — der Herr Sohn. Der Müßiggang war ihm überdrüssig geworden, und er dachte wohl auch, als die Sache sich so gut anließ, daß es besser für ihn wäre, sich dazu zu halten, anstatt fern abzustehen. Anfangs mit etwas Unbehagen, später mehr und mehr mit Lust und Liebe verrichtete er seine Arbeit. Die Familie war wieder vollzählig, und in den niedrigen Stuben, die sie nun oberhalb der Backstube wieder bezogen hatten, herrschte eine Freudigkeit wie nie zuvor.

Nur Sophie stimmte nicht hell ein in die allgemeine Fröhlichkeit, und es keimte in den Alten der Entschluß, wieder gut zu machen, was man an ihr verschuldet. Als die erste Pachtsumme fällig war, und Richters bereits fast das Dreifache zurückzulegen im Stande gewesen waren, da zog der alte Herr seinen besten Anzug an, welcher in dem durch alle Wandlungen bewahrten Sammetrock und Sammethut bestand, steckte die schuldige Summe in Banknoten in seine Brieftasche und begab sich zum Nachbar Klein.

Man nahm ihn auf, wie man einen alten Freund empfängt, und Klein übergab ihm die Quittung mit einem herzlichen Händedruck, als wenn er von ihm ein Geschenk erhalten hätte. Beim Verabschieden aber drehte der Bäcker verlegen die Krämpe seines Sammethutes und stand eine ganze Weile, ehe er es herausbrachte, daß er auch noch ein Wörtchen mit Herrn Paul reden wollte.

Klein führte den Nachbar die kleine Hintertreppe hinunter in den Garten, wo der junge Mann über einige Rosen gebeugt stand. Er hob auf das Geräusch der Tritte den Kopf.

Einen Augenblick standen sich beide Männer wortlos gegenüber; der alte Richter hatte eine rührende Rede auswendig gelernt, wie er, als doppelt so alter Mann zu

ihm komme, um sein Unrecht wieder gut zu machen — wie er in der That darum gebeten habe, wieder hinter dem Backofen stehen zu dürfen und glücklich sei, diese Bitte erfüllt zu sehen, und daß er jetzt den einst Herausgewiesenen bitte, nicht Gleiches mit Gleichem zu vergelten, vielmehr sein Töchterlein als Pfand der Aussöhnung anzunehmen.

Aber der junge Mann, gerührt von diesem Besuch des einst so stolzen Nachbars, trat ihm einen Schritt entgegen, drückte ihm beide Hände und wurde von dem Alten, dessen Augen thränenfeucht waren, mit Herzlichkeit an die Brust gezogen.

Und da tönte auch schon eine süße Stimme vom Nachbargärtchen herüber: „Paul!“ und im nächsten Augenblick lag sich das Paar an derselben Stelle des Zaunes in den Armen, wo er ihr seine ersten Rosen herübergereicht und seine erste Liebeswerbung gestammelt hatte.

Das Glück war eingezogen in zwei junge Herzen, und es strahlte zurück auf die beiden Nachbarhäuser, den Alten eine zweite Jugend vorzaubernd.

Als Herr Richter seinen siebenzigsten Geburtstag feierte, hatte sich der Geldschrank von Neuem gefüllt — diesmal aber waren es sichere Pfandbriefe und vollwichtige Staatsobligationen. Er mußte, um für sie Platz zu gewinnen, seinen Geldschrank leeren, und das hatte er ohne Schaden gethan: denn er entfernte sämmtliche Schwindelpapiere, die ihm geblieben waren, und die langten gerade dazu, sein Privatzimmerchen von der Decke bis zum Fußboden auszutapezieren, so daß er, wenn er an sein Stehpult ging, sie immer vor Augen hatte zum abschreckenden Beispiele.

„Ich glaube nicht, daß des Kaisers Zimmer mit einer kostspieligeren Tapete beklebt ist,“ pflegte er jetzt lachend zu sagen.

Zuletzt konnte er sich auch wieder einen kleinen Omnibuswagen kaufen, vor den die Arbeitspferde vorgespannt wurden. Da kutschirt er denn die ganze Familie, und wenn er durch das Thiergartenviertel fährt, spricht er zu dem neben ihm sitzenden Enkelchen, mit der Peitsche auf eine Villa deutend: „Siehst Du, Wilhelm, da haben wir einmal Alle drin gewohnt; aber schöner ist's jetzt."

Und dabei knallt er mit der Peitsche und fährt schmunzelnd vorüber.

Ein Arbeitstag des deutschen Kaisers.

Skizze

von

A. Oskar Klaußmann.

(Nachdruck verboten.)

Zu den hervorragendsten Tugenden der Hohenzollern gehört ihre Pflichttreue, ihr Fleiß und ihre Arbeitslust, und alle Regenten aus dem Hause Hohenzollern, welche im letzten Jahrhundert regierten, haben stets darin ihren Unterthanen das beste Beispiel gegeben und das Wort zur Thatsache gemacht, welches Friedrich der Große einst gesprochen: der König ist der erste Diener des Staates. Mit Bewunderung wird man stets daran denken, daß Kaiser Wilhelm I. noch auf dem Sterbebette Regierungshandlungen vollzog. Fürst Bismarck schlug ihm bekanntlich vor, die Unterschrift, die er unter die Vertagungsurkunde des Reichstages setzen sollte, nur in einem W. bestehen zu lassen; der sterbende Monarch erklärte aber, es sei seine Pflicht, seinen Namen vollständig unter das Schriftstück zu setzen, und dem Volke ist die von zitternder Todeshand geschriebene Unterschrift Wilhelm's I. durch Nachbildung bekannt gemacht worden.

Zu den fleißigsten Hohenzollern aber, die es je gegeben hat, gehört ohne Zweifel der jetzige Kaiser Wilhelm II., der einen Arbeitseifer und eine Arbeitskraft besitzt, welche bewundernswerth sind. Zum Glück gleicht

der Monarch die außerordentlichen Anstrengungen, die er sich ununterbrochen zumuthet, dadurch aus, daß er sich viel Leibesbewegung macht und sehr stark ißt, sonst wären die Befürchtungen, die man in eingeweihten Kreisen hegt, daß der Kaiser sich durch seine Unermüdlichkeit und durch sein ununterbrochenes Arbeiten nervös mache, nur zu gerechtfertigt.

Der Kaiser steht um fünf Uhr des Morgens auf, nimmt unmittelbar darauf ein kaltes Bad und kleidet sich rasch an. Um halb sechs Uhr frühstückt er, und zwar nach englischem Gebrauche sehr reichhaltig. Es gibt Thee mit Brödchen, dazu eine Eierspeise, Fleischgerichte, Beefsteak, Hammel- oder Kalbskotelettes, Geflügel, auch Haché von Leber, Frikassée von Huhn oder Makkaroni.

Unmittelbar nach dem Frühstück begibt sich der Kaiser in sein Arbeitszimmer, wo ganze Stöße von Briefen und Aktenstücken seiner bereits harren. Hier liegen die Briefe, welche in der Nacht von außerhalb an das Kabinetspostamt eingegangen, und in frühester Morgenstunde durch besondere Boten in Berlin oder Potsdam nach dem Palais überbracht worden sind. Hier liegen die schriftlichen Berichte der Ministerien und obersten Verwaltungsbehörden, und der Kaiser, der alle Angelegenheiten selbst erledigt, hat allein mit dem Oeffnen der Briefe und mit dem Durchlesen der Briefschaften so viel zu thun, daß er sich keinen Augenblick Ruhe gönnen kann, wenn er sämmtliche Eingänge erledigen will, und dies zu thun ist bei ihm Grundsatz. Er hat niemals Rückstände, sondern arbeitet stets Alles auf und müßte er sich die Zeit dazu vom Schlaf oder vom Essen absparen.

Natürlich sind die Adjutanten vom Dienst auch schon von halb sechs Uhr an zur Stelle. Der Kaiser bespricht mit ihnen, welche Ausfahrten zu machen sind, und sieht um sieben Uhr dann gewöhnlich nach den Kindern, deren Unterricht um dieselbe Zeit bereits beginnt.

Dann geht er in sein Zimmer zurück und nimmt zumeist schon jetzt die Vorträge des Hofmarschallamtes entgegen, denen sich Besprechungen mit den Beamten des Oberhofmarschallamtes anschließen. Es werden ausführlich besprochen: das Ceremoniell von Festlichkeiten und Reisen des Kaisers, und dabei wird jede Kleinigkeit berathen, z. B. wer an der Reise theilnehmen soll, was an Geschenken mitzunehmen ist, und welche Kosten entstehen werden; welche Festlichkeiten zu Ehren von Besuchen stattzufinden haben, die in nächster Zeit eintreffen u. s. w. Ebenso erledigt der Kaiser in diesen Morgenstunden die Angelegenheiten des kaiserlichen Haushaltes, prüft Rechnungen, bewilligt Forderungen, die vom Haus- und Hofmarschall gestellt werden, kurzum besorgt wie jeder Familienvater sein Haus.

In wichtigen Fällen treten um acht Uhr schon die Minister und vortragenden Räthe, der Polizeipräsident und die Generäle oder hohen Verwaltungsbeamte an, um in mündlichem Vortrage dem Kaiser Aufklärung über verschiedene Verhältnisse zu geben, die zur Unterschrift fertiggestellten Entscheidungen zu motiviren oder Gründe für die zu treffenden Entscheidungen dem Kaiser zu unterbreiten. Bei diesen Vorträgen, die den ganzen Tag über nicht aufhören, pflegt der Kaiser mit solcher Gründlichkeit zu Werke zu gehen, daß er selbst wiederholt im Scherz den Herren, die mit ihm arbeiten, erklärt hat, daß er wohl wisse, wie große Mühe er ihnen verursache, er könne aber nicht anders, und er mache sich selbst große Arbeit, aber sein Gewissen gestatte ihm nicht, flüchtig in seinen Entscheidungen zu sein. Es kommt vor, daß die Chefs mancher Abtheilungen mit zwanzig verschiedenen Aktenstücken erscheinen, die sämmtlich in der gründlichsten Weise durchgesprochen werden, und daß sie das Kabinet des Kaisers doch nur mit drei Unterschriften verlassen,

weil in den siebenzehn anderen Fällen der Kaiser immer noch neue Aufklärungen fordert, bevor er sich entscheidet, weil er wohl weiß, daß von seiner Entscheidung gar oft das Lebensglück vieler Menschen, das Wohl und Wehe ganzer Provinzen, ja des ganzen Staates abhängt. Sachen, die ihn besonders interessiren, behält er sofort zurück, um selbst noch nachzudenken, sich selbst zu erkundigen, ehe er seine Unterschrift gibt.

Bis gegen halb neun Uhr Morgens hat der Kaiser schon so viel Arbeit erledigt, wie mancher vermögende Privatmann kaum in einer ganzen Woche leistet, und zwar hat er dies schon zu einer Stunde gethan, wo noch ein großer Theil der Einwohner des deutschen Reiches im warmen Bette liegt. Erlaubt es das Wetter und die Jahreszeit, so macht der Kaiser jetzt eine Ausfahrt, an die sich ein ziemlich starker Spaziergang zu Fuß anschließt. Geht das nicht, so begibt sich der Kaiser rasch nach der Reitbahn, wo er drei Viertelstunden lang reitet. Der Kaiser ist ein guter Fechter, Schwimmer und Reiter, auch ein vortrefflicher Schütze. Er nimmt beim Reiten fortwährend Hindernisse und zwar nicht nur Hürden, sondern auch die für den Reiter so unangenehmen und gefährlichen Holzplanken.

Finden Truppenbesichtigungen statt, so fällt natürlich die Ausfahrt fort, da dann dem Kaiser Aufenthalt in frischer Luft genügend zu Theil wird. Der Kaiser kommt dann fünf bis sechs Stunden nicht aus dem Sattel, und wer selbst Reiter ist, weiß, welch' eine Strapaze dies, zumal an heißen Sommertagen, ist.

Gegen elf Uhr beginnen wieder die Konferenzen, die Vorträge, aber auch die Audienzen. Jetzt melden sich die höheren Offiziere, die befördert worden sind, die höheren Verwaltungsbeamten, wie Präsidenten und Oberpräsidenten, die neuernannt wurden; es erscheinen Leute,

welche die Orden verstorbener Verwandten überbringen, Privatpersonen, Gesandte und Botschafter fremder Staaten; Fürstlichkeiten und Standesherren. Mit Jedem spricht der Kaiser eingehend, Jedem widmet er einige Minuten angestrengtester Aufmerksamkeit. Oft erweist er bei diesen Empfängen den Herren, die zu ihm befohlen sind, noch besondere Liebenswürdigkeiten, die für ihn mit viel Beschwerden verbunden sind. Er wechselt nämlich in diesen Audienzstunden fünf-, sechs-, siebenmal die Uniform, nur um den Leuten eine Ehre anzuthun. Bringt z. B. der Sohn eines verstorbenen Artilleriegenerals die Orden seines Vaters dem Kaiser persönlich, so wird der Kaiser nicht verfehlen, für diese Audienz, die nur wenige Minuten dauert, Artillerieuniform anzulegen, um dem Verstorbenen eine besondere Ehre zu erweisen. So trägt er abwechselnd Artillerie-, Kavallerie-, Generals- oder Admiralsuniform, je nach der Person und Stellung des vor ihm Erscheinenden. Empfängt er die Gesandten oder Militärattachés fremder Staaten, so wird vielleicht die fremdländische Uniform angezogen, zum Mindesten werden die betreffenden Orden angelegt, und wenn auch der Kammerdiener seinen Dienst genau kennt, so sind dies doch Umständlichkeiten, die sich selbst der höflichste Privatmann nicht auferlegen würde.

Dieses abspannende und ermüdende Gewähren von Audienzen, das Hören von Vorträgen und Berathen darüber dauert bis zwei Uhr. Um diese Zeit sieht der Kaiser gewöhnlich wieder nach den Kindern, die schon bei Tische sind, und nimmt dann zusammen mit seiner Gemahlin das zweite Frühstück. Dieses besteht aus Suppe, Gemüse, Braten und süßer Speise; sind Gäste da, so kommt noch ein Zwischengericht und zum Nachtisch Eis hinzu.

Nach dem zweiten Frühstück macht der Kaiser Besuche

bei hervorragenden Persönlichkeiten, bei denen es sich gewöhnlich wieder um Besprechung von Staatsangelegenheiten handelt, fährt zu Beamten oder Generälen, besucht die Ateliers von Künstlern, denen er Sitzungen für Bildhauerarbeiten oder für Oelgemälde gewährt, besichtigt Kasernen und öffentliche Anstalten, und wenn es das Wetter irgend gestattet, macht er dann noch eine Spazierfahrt, die sich bis fünf oder halb sechs Uhr ausdehnt.

Um halb sechs Uhr empfängt der Kaiser schon wieder Leute, die Meldungen bringen oder Entscheidungen in allerlei bürgerlichen und militärischen Angelegenheiten von ihm verlangen; er liest eingegangene Berichte, leistet Unterschriften unter einige Sachen, die er am Morgen entschieden hat und die ihm jetzt schon zur Unterzeichnung vorgelegt werden, und um sechs Uhr geht es zur Hauptmahlzeit.

Zu dieser haben der Kaiser und die Kaiserin gewöhnlich Gäste; es sind Gelehrte, Schriftsteller, Künstler, Offiziere und höhere Beamte, und es herrscht bei der Tafel ein sehr liebenswürdiger, durch keine steife Etikette eingeengter Ton.

Nach Tische widmet der Kaiser seinen Kindern, die den ganzen Tag ebenfalls durch Arbeiten und körperliche Uebungen in Anspruch genommen werden, einige Zeit; dann geht es wieder an die Arbeit. Am Abend kommt nochmals eine Pause, in welcher der Kaiser Fechtübungen macht, um dem Körper die unumgänglich nothwendige Bewegung zu Theil werden zu lassen. Gegen halb zehn Uhr wird Abendbrod gegessen, bestehend aus einer Fleischschüssel, einem Braten oder Fisch und einer Mehlspeise. Alsdann zieht sich der Kaiser in sein Schlafzimmer zurück. Kurz nach zehn Uhr wird der Kammerdiener gerufen, damit er den Monarchen zur Ruhe begleite. Neben dem Bette des Kaisers liegen Papier und Bleistift, damit er

sich Aufzeichnungen machen kann, wenn ihm vor dem Schlafengehen oder am frühen Morgen etwas einfällt. Oft sind in der Frühe ganze Bogen vollgeschrieben.

Dies ist ein Arbeitstag unter normalen Verhältnissen. Bei außergewöhnlichen Umständen wird dem Kaiser eine noch viel größere Arbeitslast zugemuthet. Man denke nur daran, welche Arbeit und Plage ihm der Besuch eines gekrönten Hauptes verursacht. Sämmtliche laufenden Geschäfte werden von dem Kaiser unter allen Umständen erledigt, also auch wenn Besuch da ist, der ihn stundenlang in Anspruch nimmt, ihn zwingt, halbe Tage auf Festmahle, Ausfahrten und andere Festlichkeiten zu verwenden. Die Zeit des Kaisers wird dann so knapp, daß er gewöhnlich erst Abends gegen elf Uhr sich in sein Arbeitszimmer zurückziehen kann, um noch einen Augenblick Zeitungen zu lesen oder sich mit einem Buch zu beschäftigen, und erst gegen zwölf Uhr kann er schlafen gehen. Ist es nöthig, so steht der Kaiser am nächsten Morgen um vier Uhr bereits wieder auf und beginnt die Erledigung von Geschäften.

Ebenso in Anspruch nehmend, wie solche Besuche, sind für die Arbeiten des Kaisers natürlich Manöver, Besichtigungen außerhalb Berlins und Reisen. Allerdings wird bei Reisen sehr viel Geschäftliches auf der Fahrt erledigt. Der Kaiser läßt sich ununterbrochen Vorträge halten, schreibt selbst im Salonwagen, leistet Unterschriften, trifft Verfügungen u. s. w. Und wenn er, ermüdet von allen den Festlichkeiten, denen er beiwohnen mußte, erschöpft von den Reden und Trinksprüchen, die er hören und erwiedern mußte, angegriffen von allen den Huldigungen, die man ihm darbrachte, Abends spät in sein Zimmer kommt, dann harren noch ganze Mappen voll Aktenstücke seiner, damit er Unterschriften leiste, Verfügungen treffe und auch noch Vorträge anhöre, welche

schleuniger als sonst erledigt werden müssen, da ja noch die Entfernung zwischen dem derzeitigen Aufenthaltsorte und Berlin, wo sich der Sitz der Hauptbehörden befindet, überwunden werden muß.

Bei Manövern und Truppenbesichtigungen steigt der Kaiser oft schon um halb fünf Uhr früh zu Pferde und bleibt bis Nachmittags zwei Uhr im Sattel; er hat dann kaum Zeit, rasch zu essen, muß sich sofort wieder den laufenden Regierungsgeschäften widmen, am Nachmittage zahlreiche Huldigungen über sich ergehen lassen, Ausfahrten machen, Abgesandte empfangen, Abends an großen Festlichkeiten theilnehmen, auf denen er nicht die geringste Müdigkeit und Abspannung zeigen darf, da Jeder, der in seine Nähe kommt, gern durch eine Anrede oder ein huldvolles Wort ausgezeichnet werden möchte — und kommt er endlich müde und abgespannt heim, so wartet seiner abermals Arbeit, und oft hat er nach all' diesen Anstrengungen kaum drei bis vier Stunden Schlaf, worauf er wieder auf's Pferd muß.

Der Kaiser ist ein leidenschaftlicher Freund des Seelebens und ein begeisterter Verehrer des Meeres und der Herrlichkeiten und Naturschönheiten, welche die nordischen Küsten bieten. Daher hat er im Juli 1890 auch schon zum zweiten Male eine Reise nach Skandinavien gemacht. Natürlich kann der Kaiser aber auch auf diesen Reisen, die eigentlich der Erholung gewidmet sein sollten, nicht lediglich seinem Vergnügen leben. Wo man auch anlegt oder in einen Hafen einläuft, überall findet der Kaiser Depeschen, Briefe, Aktenstücke vor, und thatsächlich sind auch auf dem Schiffe immer einige Stunden eifriger Arbeit nothwendig, in denen der Kaiser die nothwendigen Regierungsgeschäfte erledigt. Zwar sind um diese Zeit des Sommers auch bei den Behörden Ferien, aber die Regierungsmaschine darf nie stillstehen, und es gibt stets

Geschäfte, die oft eine ungesäumte Erledigung erfordern. — Ganz besonders zu bewundern aber ist der Umstand, daß der Kaiser trotz dieser Ueberhäufung mit Arbeiten doch noch Zeit findet, Bücher zu lesen, ja manchmal recht umfangreiche Werke durchzustudiren. Alle Bücher, die für ihn angeschafft werden, seien sie schöngeistiger oder wissenschaftlicher Art, liest der Kaiser durch und macht sich Notizen darüber. Kommt einmal das Gespräch auf dieses oder jenes neue Werk, so zeigt er sich vollständig darüber unterrichtet, und aus seinen Reden geht hervor, daß er es nicht nur flüchtig gelesen, sondern eifrig studirt hat.

Diese erstaunliche Ausnutzung der Zeit verdankt der Kaiser seiner Erziehung. Er hat eine harte Schule des Lernens durchgemacht, und die Jahre, welche bei anderen jungen Leuten die freiesten und glücklichsten ihres Lebens sind, waren für ihn so arbeitsreich, daß er innerhalb vierundzwanzig Stunden knapp eine halbe Stunde gänzlich zu seiner Verfügung hatte, in der er vornehmen konnte, was er wollte. Unter solchen Umständen hat der Kaiser große Uebung in praktischer Zeiteintheilung gewonnen.

Gerade aber, weil er den Werth der Zeit kennt, duldet er keinen Aufschub, keine Reste, und setzt alle Kräfte ein, um alle Dinge, die an ihn herantreten, rasch zu erledigen. Daß aus diesem gewissenhaften und raschen Arbeiten des Kaisers aber für das ganze Reich außerordentliche Vortheile entstehen, ist wohl selbstverständlich, und zu der Beliebtheit, die der junge Kaiser sich in der kurzen Zeit seiner Regierung bereits erworben hat, trug wohl nicht zum Wenigsten der Umstand bei, daß man allgemein weiß, wie fleißig er ist, wie gewissenhaft er es mit seiner Pflicht nimmt und wie er für jeden Arbeiter, ganz gleich, ob derselbe mit dem Kopfe oder mit den Händen sein Brod verdient, ein leuchtendes und bewunderswerthes Vorbild ist.

Die Hygiene der Kleidung.

Neues über ein vielbesprochenes Thema.

Von

Theo Seelmann.

Wie oft auch schon der Versuch gemacht worden ist, eine Normalkleidung einzuführen, wie oft die Bekleidungsreformer durch Wort und Schrift größere Kreise für ihre Bestrebungen zu interessiren gewußt haben, immer wieder sind diese im Sande verlaufen. Und ein gleiches Schicksal werden alle ähnlichen Bemühungen theilen, so lange die tyrannische Mode ihr Scepter schwingen, so lange die liebe Eitelkeit den Menschen antreiben wird, nach Außen hin durch den Schnitt seiner Kleidung zu beweisen, daß er etwas „Besseres“ sei. Wäre es demnach verlorene Liebesmüh', gegen die Kleiderform anzukämpfen, so sind dennoch alle Untersuchungen zu beachten, welche die gesundheitliche Seite der Kleidung klar legen, um sie innerhalb der durch die Mode gezogenen Grenzen zu genügender Geltung zu bringen. Auch bei der Befolgung des modischen Machtgebots ist ein Spielraum gelassen, der wenigstens die hauptsächlichsten Forderungen der Gesundheitslehre zu erfüllen gestattet.

Unser Körper erzeugt bekanntlich durch einen Verbrennungsprozeß fortwährend Wärme, von der er einen Theil zu seiner Lebensbethätigung unbedingt nöthig hat, einen anderen aber an seine Umgebung abgibt. Zur Re-

gelung dieser Wärmeabgabe bedienen wir uns der Kleidung, denn so gut wie ein zu geringer Wärmeverlust uns Unbehagen verursacht, ebenso sehr wird uns eine stärkere Abkühlung lästig und schädlich. Die Wärmeabgabe selbst erfolgt von der Körperoberfläche auf drei Wegen: durch Leitung, Strahlung und Wasserverdunstung. Nach diesen drei Richtungen hin wird also auch die Kleidung ihren Einfluß zu äußern haben.

Ein Jeder von uns wird schon die Beobachtung gemacht haben, daß ein wattirtes Kleidungsstück in der ersten Zeit des Gebrauches viel wärmer hält als nach längerer Benützung. Und doch ist die Watte ihrem Gewicht nach sich gleich geblieben. Aber hinsichtlich ihres Umfangs hat sie sich geändert. Während sie nämlich früher locker und bauschig war, ist sie späterhin zusammengedrückt und festgepreßt, und hierauf beruht der Unterschied im Warmhalten. In dem ersten Zustand war sie nämlich viel lufthaltiger als in dem zweiten, Luft ist aber ein schlechter Wärmeleiter, und die in den Stoffen enthaltene und zwischen ihnen und dem Körper befindliche Luftmenge ist die eigentliche Wärmespenderin.

Die Richtigkeit dieses Satzes beweist schon die wohlbekannte Erfahrung, daß man im Winter in engen Handschuhen und Stiefeln erheblich mehr friert, als in weiteren, und ferner müßte, wenn die Erwärmung des Körpers nicht von dem Durchdrungensein des Stoffes mit Luft, sondern von einer möglichst vollständigen Abschließung derselben abhinge, straff anliegendes Glacéleder viel mehr erwärmen als lockerer Flanell. Aber man kann die Mitwirkung der Luft außer am eigenen Körper auch durch andere Versuche darthun. Füllt man nämlich einen Blechcylinder mit warmem Wasser und bekleidet ihn einmal mit einer bauschigen Watteschicht und darauf mit einer plattgedrückten Lage, so zeigt ein in den Versuchscylinder

gestecktes Thermometer, wie viel geringer der Wärmeverlust bei ersterer als bei letzterer Umhüllung ist.

In derselben Weise hat man nun die verschiedenen Zeuge geprüft und die Ergebnisse zu einer Vergleichsreihe zusammengestellt. Der Wärmeverlust durch Leitung wird verzögert von Shirting um 5 Prozent, von Baumwollenzeug um 5, Seidenzeug um 6, Waschleder um 10 bis 12, Flanellzeug um 14, Sommerbuckskin um 12 und Winterbuckskin um 16 bis 26 Prozent. Einen interessanten Beleg für die Betheiligung der in den Stoffen haftenden Luft bei der Wärmeerhaltung erzielt man bei einem Versuch mit Pelz. Umwickelt man nämlich einen mit warmem Wasser gefüllten Blechcylinder mit einem unberührten Pelzstreifen, wie er also vom Balg des Thieres abgezogen wird, so beträgt die Wärmeabgabe des Cylinders 100, scheert man den Pelz, so steigt sie auf 190, bestreicht man ihn mit Leinöl, erreicht sie 258 und überpinselt man ihn mit arabischer Gummilösung, so kommt sie sogar bis auf 296 Prozent. Der Pelz blieb immer derselbe, aber durch die verschiedenen Behandlungsarten wurde immer mehr Luft aus ihm verdrängt, und mit der zunehmenden Luftaustreibung verminderte sich die Fähigkeit der Wärmebewahrung.

Ist aber die uns umgebende Luftschicht die Wärmesparerin, so werden wir die größten Ersparnisse an Wärmeabgabe machen, wenn wir uns mit möglichst vielen solchen Schichten umhüllen, und das thun wir in der Praxis dadurch, daß wir Unterkleider und Ueberzieher anlegen. Nicht in der Vermehrung des Stoffes liegt eine größere Erwärmung begründet, sondern in der Vervielfältigung der Lufthüllen. Durch die Unterkleider theilen wir die zwischen Körper und dem Oberkleide eingeschlossene Luftschicht in zwei Luftlagen, von denen sich jede einzelne so verhalten wird, wie vorher die eine stärkere Luftsäule sich

bethätigte. Mit der Theilung ist demnach eine vermehrte Hemmung der Wärmeabgabe und damit eine Steigerung des Wärmegefühls verbunden. Aus demselben Grunde bedienen wir uns des Ueberziehers, indem wir uns hier noch eine dritte oder vierte Luftschicht hinzufügen.

Man hat auch hierfür im Experiment eine Stütze zu finden gewußt, indem man wiederum an einem Blechcylinder Messungen anstellte, der zuerst mit einem Stoffstreifen straff umspannt wurde, und um den man dann nochmals in einer Entfernung von 1 Centimeter ein zweites Zeugstück herumfügte. Man hatte also dem Cylinder einen Ueberzieher angezogen. Die Verlangsamung der Wärmeabgabe betrug in Prozenten ausgedrückt bei Leinwand 32, Shirting 33, Seide 32, Flanell 29 und Waschleder 30. Die Hemmungsfähigkeit der einzelnen Stoffarten hängt natürlich beträchtlich von der Bildung des Gewebes ab, je lockerer dasselbe ist, desto mehr Luft wird es hindurchtreten lassen und desto schlechter wird es leiten. Für die Durchgängigkeit der Luft ist schließlich auch die Farbe der Kleidungsstoffe nicht ohne Belang, denn schwarze Leinwand ist dreimal weniger durchgängig für die Luft als ungefärbte, rothe fast um die Hälfte weniger, während blaue und grüne der ungefärbten am nächsten stehen.

Die Kleidung selbst nimmt stets eine gewisse Menge der vom Körper ausstrahlenden Wärme auf, die sie von ihrer Oberfläche wieder ausstrahlt. Zwischen der Aufnahme und der Abgabe der ausgestrahlten Wärme liegt aber eine Zeit, in der sich die Zeugfaser mit der aufgesaugten Wärmemenge heizt und dadurch einen bestimmten Wärmevorrath aufspeichert. Die Behinderung der Wärmestrahlung ist hinsichtlich der Farbe und des Stoffes keine erheblich verschiedene. Baumwolle und Wolle, Leder und Leinwand zeigen fast gleiche Verhältnisse. Nimmt man nämlich für die Hemmung der Wärmeausstrahlung

des Flanells 100 als Norm an, so ergibt sich für Baumwolle die Messungsziffer 101, für Leinwand 102 und für Seide 102,5. Bei starker Bewegung wird die Wärmeerzeugung in unserem Organismus nicht unwesentlich erhöht, und hierbei kann unter Umständen die wärmeaufspeichernde Fähigkeit der Kleidung eine sehr nachtheilige Wirkung äußern. Deshalb ist es von großer Wichtigkeit, zu wissen, daß sich die Steigerung der Blutwärme bei leichterer Kleidung niedriger stellt, als bei dicker, und es ergibt sich hieraus die Forderung, bei angestrengter körperlicher Arbeit unter hoher Temperatur die Bekleidung mit dicken Stoffen zu vermeiden.

Neben der Wärmeleitung und Wärmestrahlung kommt noch eine weitere Eigenschaft der Kleidung in Betracht, ihr Einfluß auf die Schweißabsonderung und Verdunstung. Bei unbekleidetem Körper hängt die Verdunstung ab von der Wärme, dem Feuchtigkeitsgehalt der umgebenden Luft und ihrer Bewegung; bei bedecktem wird die Verdunstung immer etwas verringert und hört ganz auf, sobald der Stoff überhaupt kein Wasser durchläßt. Die Durchlässigkeit wird bestimmt durch die Feinheit des Gewebes, so daß bei einem großmaschigen Stoffe die Verdunstung ziemlich ungehindert vor sich geht, während sie bei kleinen Poren nur dadurch stattfindet, daß vorher die Flüssigkeit von dem Gewebe aufgesogen wird. Die Aufsaugungsfähigkeit beruht aber auf der Beschaffenheit des Fadens.

Der Grad der Schnelligkeit, mit dem die einzelnen Gewebearten die Feuchtigkeit aufnehmen und abgeben, ist nicht überall derselbe. Flanell wird langsam, Leinwand und Seide sehr rasch naß, während Baumwolle sich zwischen beiden hält. In gleicher Weise erfolgt auch die Trocknung. Dieses Verhalten ist in gesundheitlicher Beziehung von höchster Bedeutung, denn durch das Trocknen wird zugleich Wärme gebunden, die zum größten Theil

der Haut entnommen wird und deshalb hier eine starke Abkühlung hervorruft.

Es ist nun aber keineswegs gleichgiltig, ob sich die Abkühlung schnell oder langsam vollzieht, im Gegentheil kann die letztere Art weitgehende Gesundheitsstörungen im Gefolge haben. Hieraus erklärt sich der Umstand, warum ein von Schweiß durchtränktes Leinwandhemd uns bedeutend kälter und unbehaglicher erscheint als ein Flanellhemd, und deshalb paßt auch für Personen, die zu starker Schweißabsonderung neigen, oder während ihrer Arbeit einer vermehrten Schweißabsonderung ausgesetzt sind, am besten Flanellunterkleidung.

Ein ruhender Mensch verdunstet in 24 Stunden etwa 900 Gramm Wasser, bei angestrengter Arbeit beträgt der Wasserverlust aber 2000 Gramm. Wird nun obendrein die Kleidung von Regen durchnäßt, so wird sich die Verdunstung und damit die Abkühlung noch beträchtlich steigern. Eine gewöhnliche Militäruniform wiegt lufttrocken 4581 Gramm, bei vollständiger Durchnässung jedoch 14,458 Gramm, d. h. der Soldat trägt in diesem Fall fast 10 Kilogramm Wasser in seiner Kleidung mit sich herum. Dies läßt ahnen, bis zu welcher Höhe sich unter gewissen Verhältnissen die Abkühlung steigern kann.

Wie für Wasser, so besitzen die Kleiderstoffe auch für Gase und Riechstoffe die Fähigkeit der Aufsaugung, die desto größer ist, je mehr ein Stoff Wasserdampf aufzunehmen vermag und je rauher seine Faser ist. Pelz und wollene Stoffe übertreffen deshalb hierin Leinwand und glattes Baumwollenzeug beträchtlich. Wenn wir Veranlassung nehmen, an dem Kopfhaar eines Menschen zu riechen, der längere Zeit in einem von Tabaksrauch erfüllten Zimmer verweilt hat, so werden wir in demselben deutlich den Tabaksgeruch verspüren, während sein Taschentuch unberührt davon geblieben ist.

Sehr beachtenswerth ist das Verhalten der Stoffe hinsichtlich der Aufnahme von Schmutz und organischen Keimen. Zur Erforschung dieser Frage wurden je ein Stück Wollen-, Baumwollen- und Leinwandzeug, die vorher von allem Schmutz gereinigt worden waren, aneinander genäht und acht Tage auf bloßer Brust getragen. Nach Verlauf jener Frist wurden sie mit Aether behandelt, letzterer verflüchtigt, und nun wog der getrocknete Rückstand des Flanellzeuges 0,079 Gramm, des Baumwollzeuges 0,072 und des Leinenzeuges 0,060 Gramm.

Für die Untersuchung auf organische Keime dienten drei ebensolche Zeugstücke, die in einem Zimmer vier Tage aufgehängt wurden, nachdem sie vordem gründlich desinfizirt worden waren. Die Prüfung ergab auf 1 Quadratcentimeter Flanellzeug 9 Keime, beim Baumwollenzeug 3 und beim Leinenzeug 5 Keime.

Auf Grund dieser Ergebnisse muß zu einem häufigeren Wechsel der Wollkleidung aufgefordert werden. Freilich macht ein Flanellhemd nach achttägigem Gebrauch noch einen ziemlich sauberen Eindruck, wogegen ein Leinwandhemd die deutlichsten Spuren der Benutzung zeigt, aber diese Reinheit des Flanells ist nur oberflächlich und desto dichter sind die Gewebsmaschen innerlich mit Schmutztheilchen angefüllt.

Ferner stehen die Lichtstrahlen in hygienischer Beziehung zu der Kleidung. Es ist nämlich zu vermuthen, daß wie bei der Pflanzenzelle auf das Chlorophyll, so beim Blute auf die Blutkörperchen durch das Licht ein bedeutsamer Einfluß ausgeübt wird. Die belebende und heilsame Wirkung des Aufenthaltes im Freien zur Sommerszeit muß zum Theil der reichlichen Menge des Sonnenlichtes zugeschrieben werden. Von diesem Gesichtspunkte aus sind darum, um möglichst viel Lichtstrahlen auf die äußere Haut gelangen zu lassen und das Blut zu er-

frischen, die Farben der Kleider möglichst hell zu wählen, und blutarme und bleichsüchtige Personen deshalb sollten die dunklen Farben gänzlich meiden.

Die Erwähnung der Farbe führt uns auf die Giftstoffe hin, die trotz aller Verbote immer noch von gewissenlosen Fabrikanten bei der Färbung der Kleiderstoffe verwandt werden. Von den giftig wirkenden Färbungsmitteln kommt in erster Reihe das Schweinfurter Grün in Betracht, welches aus arseniksaurem Kupferoxyd besteht und zur Färbung grüner Tarlatane, grüner Schleier und Seidenzeuge gebraucht wird. Arsenik wurde ferner gefunden in Papierkragen und stark glänzenden Manschetten, und es ist ein Vergiftungsfall bekannt, wo die betroffene Person mit arsenikhaltiger Stärke gesteifte Halskragen trug. Des Weiteren sind arsenikhaltig Anilin, Fuchsin und Korallin, die beim Tragen damit gefärbter Unterbeinkleider Kopfschmerz, Uebelkeit, leichtes Fieber und Hautausschläge hervorriefen, während karmoisinrothe mit Fuchsin gefärbte Taschentücher und rothe Strümpfe Schwellung und Bläschenausschlag verursachten. Schließlich ist hierzu noch Bleiweiß zu rechnen, welches bei der Herstellung von Papierwäsche benutzt wird und dadurch schädlich wirkt, daß es zerstäubt wird, und die Staubtheilchen durch die Athmung in den Körper dringen.

Eine ernste Berücksichtigung verdient die Kleidung noch bei der Uebertragung von ansteckenden Krankheiten. So gräbt sich, wie wiederholt festgestellt wurde, bei der Krätze die Erregerin der Krankheit, die Krätzmilbe, in die Kleider ein und sitzt hier lebensfähig fest. Ist daher ein Krätzkranker auch von seinem Leiden geheilt worden, so darf er auf keinen Fall seine alten Kleidungsstücke früher benutzen, bevor sie nicht in einem Desinfektionsapparat einer gründlichen Reinigung unterzogen, und alle anhaftenden Milben getödtet worden sind. Andernfalls würde der

Genesene leicht wieder von der Krankheit befallen werden. Ferner unterliegt die Uebertragung des Blattern- und Milzbrandgiftes durch Kleider kaum einem Zweifel, denn es ist wiederholt beobachtet worden, daß Personen, welche in ihrer Behausung mit dem Sortiren von Lumpen, also Ueberresten alter Kleidungsstücke, beschäftigt waren, von den betreffenden Krankheiten befallen wurden, obgleich in ihrer engeren und weiteren Umgebung kein einziger derartiger Krankheitsfall bekannt war. Selbst für die Cholera ist eine Vermittelung durch die Kleidung sehr wahrscheinlich, wenigstens wurden bei der letzten Choleraepidemie in Spanien gerade diejenigen Wäscherinnen am zahlreichsten und früheſten von der Seuche betroffen, welche die Wäsche der ersten Cholerakranken zu reinigen hatten.

Ueberhaupt ist die Ansteckungsgefahr durch das Waschen ein Punkt, der noch lange nicht gebührend gewürdigt wird. Die Sitte, die Wäsche außerhalb des Hauses säubern zu lassen, ist bekanntlich eine weit verbreitete, und es gibt Familien genug, welche ohne Ueberlegung auch die Leibwäsche von Mitgliedern, die an einer Ansteckungskrankheit leiden, der Wäscherin überliefern. Hier, in dem Waschfaß, kommt sie mit den Wäschestücken anderer Familien in enge Berührung, so daß eine Uebertragung wohl möglich ist. Eine Menge räthselhafter Erkrankungen, namentlich bei den Kindern, mögen hierdurch ihre einfache und ungezwungene Erklärung finden. So wird von amerikanischen Aerzten eine Scharlachepidemie auf den Umstand zurückgeführt, daß eine Wäscherin die Leibwäsche ihrer scharlachkranken Kinder gemeinsam mit der ihrer Kunden reinigte und so mit den Wäschestücken die Krankheitskeime in die Häuser trug.

Fassen wir jetzt die Eigenschaften der einzelnen Bekleidungsstoffe zusammen, so darf von der Wolle das Gesammtbild aufgestellt werden, daß sie die Wärmeabgabe

von der Haut am meisten hemmt und am durchgängigsten ist. Wasser nimmt sie sehr langsam auf und gibt es ebenso ab. Für Gase und Riechstoffe ist sie sehr empfänglich, Schmutz und Keime dringen in sie am stärksten ein und die Haut reizt sie am heftigsten. Baumwollenzeug gleicht in seinem Verhalten fast durchgängig der Wolle, nur sind alle Einwirkungen von geringerer Stärke. Leinenzeug hält den Wärmeverlust noch weniger auf und ist noch weniger durchgängig als Baumwolle. Gase und Riechstoffe saugt es nur unbedeutend ein, nimmt Schmutz und Keime noch schwerer an und reizt die Haut nur leicht. Die Seide hemmt die Wärmeabgabe mehr als Leinen und Baumwolle, saugt das Wasser sehr schnell ein, gibt es aber auch sehr rasch wieder ab und ist für Luft sehr wenig durchgängig. Die Haut reizt sie fast gar nicht.

Nach den gegebenen Darlegungen werden sich daher als Unterkleider diejenigen am meisten eignen, die den geringsten Reiz ausüben, also Leinen-, Baumwollen- und Seidenzeuge. Flanell wird in allen den Fällen zu tragen sein, wo Rheumatismus, Neigung zu Erkältungen und Katarrhen und vermehrte Schweißabsonderung in Betracht kommen. Aber auch hier wird es sich empfehlen, wenn möglich, zu Vigogne überzugehen, die sich auch nach längerer Benutzung und öfterem Waschen wenig verändert.

Für die Oberkleidung passen am besten die wärmenden, durchgängigen und die Feuchtigkeit nur langsam abgebenden Schafwollzeuge von verschiedener Stärke und Farbe, die im Sommer schwächer und heller, und im Winter stärker und dunkler auszuwählen sind.

Für den Kopf ist eine nicht zu stark wärmende Bedeckung aus durchgängigem Stoffe am vortheilhaftesten. Es ist hierbei gegen die immer mehr um sich greifenden Einhüllung mit dicken, großen Pelzmützen anzukämpfen, da die starke Erwärmung Erweiterung der Blutgefäße

und hierdurch übermäßige Blutfülle herbeiführt. Eine zu starke Abkühlung erzeugt dagegen rheumatische Kopfschmerzen, und darum ist eine Kopfbedeckung von mittelstarkem Wollstoff oder Filz die zweckmäßigste. Sehr angebracht ist eine methodische Abhärtung des Kopfes.

Dasselbe gilt vom Hals, den von Jugend auf freizuhalten und wiederkehrenden kalten Waschungen zu unterziehen nicht genug anzurathen ist. Eine ganze Reihe von Halskrankheiten wird dadurch vermieden. Die Bedeckung darf weder zu warm sein, da sie mit der Erweiterung der hier verlaufenden großen Blutgefäße eine Verweichlichung der Haut im Gefolge hat, noch zu fest, wenn nicht eine Störung des Blutlaufs und eine Stauung in den Venen eintreten soll. Selbstverständlich ist ein jedes Halstuch im Zimmer abzulegen, da sonst sein Nutzen vollständig hinfällig wird. Gegen diese Nothwendigkeit wird namentlich von Kindern viel gefehlt, die von den Eltern mit warmen Tüchern eingehüllt zur Schule geschickt werden und nun gar nicht daran denken, sich während des Unterrichts derselben zu entledigen. Kommen sie nach Schluß der Unterrichtsstunden wieder in's Freie, so nützen ihnen jetzt die Halstücher nicht nur nicht, sondern sie schädigen sie sogar, da der Hals überhitzt und nun desto leichter zu Erkältungen geneigt ist.

Die Bekleidung des Rumpfes darf die Bewegungen desselben in keiner Weise behindern, alle Einengungen, welche einen Druck auf innere Organe verursachen, sind entschieden zu verwerfen, und es ist der Ansicht vollkommen beizupflichten, welche in der jetzt beim weiblichen Geschlecht beliebten Einschnürung einen wesentlichen Grund für die herrschende Nervosität erblickt.

Die Beinkleider sind von demselben Gesichtspunkte aus einzurichten, auch sie sollen an dem Unterleib, den Beinen und dem Kniegelenk so weit sein, daß sie bei keiner Hal-

tung des Körpers seine freie Beweglichkeit beeinträchtigen. Unterbeinkleider sind nicht sowohl der Erwärmung, als vielmehr der Reinlichkeit wegen zu tragen, da sie die Hautabsonderung aufnehmen und alle durch die eigentlichen Beinkleider dringenden Unreinlichkeiten auffangen und von der Haut fernhalten. Für die Strümpfe ist Schafwolle das beste Material, da die weite Entfernung der Füße vom Herzen eine leichtere Abkühlung zuläßt. Ihre Befestigung erfolgt zweckmäßig oberhalb des Knies mit einem 2,5 Centimeter breiten, schwach elastischen Bande, welches aus Baumwolle gestrickt wird. Werden die Strumpfbänder unterhalb des Knies angelegt, oder sind sie aus stark elastischem Stoff, so behindern sie den Blutlauf und lassen sehr leicht Krampfadern entstehen. In neuerer Zeit ist es namentlich bei kleinen Mädchen Sitte geworden, die Strümpfe durch ein an der Außenseite des Beines laufendes Band an einem Knopf des Leibchens zu befestigen. Diese Befestigungsweise ist aber schädlich, da sie durch den fortwährenden Zug die sogenannten X-Beine erzeugt.

Hand in Hand mit einer zweckmäßigen Kleidung hat eine sorgfältige Hautpflege zu gehen. Leider liegt gerade bei uns in Deutschland hierin noch Vieles im Argen, und gerade für seine eigene Person geht der Deutsche mit dem Wasser viel zu haushälterisch um. Die Haut ist ein Organ für die Empfindung und Athmung, für die Ausscheidung und Wärmeregulirung, im wahren Sinne des Wortes unsere natürlichste und vornehmste Bekleidung, und zehnmal wichtiger als alle noch so kostbaren Kleidungsstücke, die aus den Ateliers unserer männlichen und weiblichen Bekleidungskünstler hervorgehen. Wir schließen daher am passendsten unseren Aufsatz über die Hygiene der Kleidung, indem wir die Pflege der Haut durch fleißige Waschungen und Bäder auf das Angelegentlichste empfehlen.

Verbannt.

Nach Berichten von Augenzeugen.

Von

M. Wiehlmann.

Mehr als je haben in der jüngsten Zeit die asiatischen Besitzungen Rußlands die Aufmerksamkeit der Gebildeten aller Kulturvölker erregt, seitdem in den Zeitungen Berichte aufgetaucht sind, welche von der schrecklichen Behandlung der zahlreichen, in den letzten Jahren nach Sibirien verbannten politischen Verbrecher durch die dortigen Polizeibehörden meldeten. Man erfuhr, daß Verbannte wie wilde Thiere niedergemetzelt wurden, und in den Gefängnissen eine ganze Anzahl von Frauen sich vergiftete, weil sie die Schande nicht überleben wollten, die man ihnen durch brutale Auspeitschung zugefügt hatte. In London sind Versammlungen abgehalten worden, in welchen Hunderttausende ihre Entrüstung über die Verhältnisse in Sibirien aussprachen, und so dürfte es unsere Leser interessiren, einmal dieses Land und seine Verbannten näher zu betrachten. Und zwar wollen wir dies an der Hand zweier Werke thun, von denen das eine durchaus neu, das andere mehr als zwanzig Jahre alt ist, aber noch immer ein treues Bild sibirischer Verhältnisse gibt.

Wenn man sich Sibirien als ein unwirthliches Land voll Eis, Schnee, wilder Thiere und unfruchtbaren Bodens

vorstellt, so irrt man vollständig. Die südlichen Provinzen Sibiriens liegen, wie ein Blick auf die Karte lehrt, südlicher als Neapel, sie haben ein herrliches Klima, einen fruchtbaren Boden und nichts fehlt dort, um diese Gegenden zu gesegneten Landstrichen zu machen, als höhere Civilisation. Leider sind es nicht diese Striche, wo Rußland seine Verbannten hinsendet. Vielmehr werden diese seit Jahrhunderten nach den unwirthlichen nördlichen Theilen Sibiriens geschafft, besonders aber die politisch Verdächtigen oder Belasteten.

Von Moskau aus geht eine große Etappenstraße, auf welcher schon Hunderttausende in die Verbannung nach Sibirien gezogen sind, bis Nischni-Nowgorod. Von dort kommen die Verbannten auf Transportschiffe, auf denen sie über Kasan die Wolga hinunter bis an den Einfluß der Kama geschafft werden. Die Kama fahren sie auf Schiffen hinauf bis Perm, und von da aus beginnt ihr trauriger Marsch über Jekaterinenburg, Tjumen, Tobolsk, Tomsk, bis an die äußerste Grenze Sibiriens, bis nach Jakutsk. Der Marsch dauert unter unsäglichen Leiden und Entbehrungen viele Monate.

Von der Regierung wird jedem der gefesselten Gefangenen ein Paar graue Leinwandhosen, ein grauer Rock, eine Mütze und ein Paar Schuhe geliefert, welch' letztere gewöhnlich so schlecht sind, daß sie nur drei bis vier Tage halten. Die Frauen bekommen ebenfalls einen grauen Unterrock und einen grauen Ueberrock und werden nicht gefesselt; auch ihre Schuhe bestehen aus dem denkbar schlechtesten Material. Jeder Verbannte erhält zehn Kopeken täglich, um sich zu beköstigen, wie, das bleibt ihm überlassen. Zehn Kopeken sind etwas über zwanzig Pfennige. An vielen Orten ist aber das Brod so theuer, daß ein Pfund allein sieben Kopeken kostet; man kann sich also vorstellen, wie es mit der Ernährung der Verbannten

bestellt ist. Unterkunft finden die Gefangenen Nachts in Stationen, welche von Schmutz und Ungeziefer starren, und in politisch erregten Zeiten, wie jetzt, so überfüllt sind, daß sie zwei- oder dreimal so viel Menschen aufnehmen müssen, als eigentlich darin Platz haben. Die Folge davon ist, daß fast ein Drittel der Verbannten schon unterwegs vom Typhus befallen wird, und diese Kranken läßt man nicht etwa zurück, sondern man schleppt sie auf stoßenden Wagen mit bis in eine größere Stadt, wo ein Lazareth ist.

Durch glühende Sonnenhitze, durch Schnee und Eis, mit zerrissenen Schuhen oder barfuß, schlecht ernährt, schlecht untergebracht, von Krankheiten heimgesucht, mit den fürchterlichsten Empfindungen im Herzen — so werden die Tausende monatelang auf der großen Verbanntenstraße dahingetrieben, viel bedauernswerther als das Vieh.

Diese Verbannten bestehen zum Theil aus Leuten, welche wegen schwerer Verbrechen zur Zwangsarbeit in den Bergwerken bestimmt sind. Unter ihnen befinden sich aber auch viele Männer und Frauen, die sich an nihilistischen Verschwörungen betheiligt haben. Sie sind noch verhältnißmäßig am besten daran, denn der Aufenthalt in den Bergwerken bringt ihnen unfehlbar binnen kürzester Zeit den Tod. Der Tod aber ist in Sibirien das kleinere Uebel — er bringt Befreiung von unerträglichen Leiden.

Andere schwere Verbrecher sind zur Ansiedelung in entlegenen Gegenden bestimmt; sie erhalten von der Regierung eine Kuh, ein Pferd, ein Haus, ein Stück Acker, Handwerkszeug und Saatgetreide, und die Strafe ist für diese Leute eine verhältnißmäßig milde.

Am schlimmsten daran sind jene Unglücklichen, welche „administrativ verschickt“ werden, d. h. Leute, die nie vor einem Richter gestanden haben, welche nie irgend eines

Verbrechens oder Vergehens überführt worden sind, die man aber auf fünf oder zehn Jahre nach Sibirien verbannte, weil sie „verdächtig“ sind, oder weil man ihnen zutraut, daß sie vielleicht etwas Verdächtiges begehen könnten. Jede Polizeibehörde in Rußland hat das Recht, Leute administrativ zu verschicken, ja jede Gemeinde kann durch Beschluß des Gemeinderathes eines ihrer Mitglieder, das ihr unbequem wird, administrativ verschicken lassen.

Welch' entsetzlicher Willkür durch solche Verhältnisse Thür und Thor geöffnet wird, wie viele Tausende von Unschuldigen durch Bosheit und Dummheit von ihren Familien losgerissen werden, um in Sibirien zu Grunde zu gehen, kann man sich wohl denken. Gibt es doch gegen diese administrative Verschickung keine Berufung, keinen Widerspruch.

Allen nach Sibirien Verschickten ist es gestattet, sich von ihren Verwandten begleiten zu lassen, wenn diese die Verbannung theilen wollen. Die Verwandten müssen allerdings dann ebenfalls Sträflingskleidung tragen, erhalten nicht mehr zur Beköstigung, als jeder Sträfling, und haben sich allen polizeilichen Verfügungen ohne Weiteres zu unterwerfen. Dagegen ist ihnen erlaubt, aus eigenen Mitteln sich ihr Loos erträglicher zu gestalten.

Diejenigen Leute, welche nicht zur zwangsweisen Ansiedelung oder zur Bergarbeit verurtheilt sind, halten sich in bestimmten Städten auf, wo sie Tag und Nacht unter polizeilicher Aufsicht stehen, und wo ihnen die Regierung zu ihrem Unterhalt monatlich sechs Rubel Silber (etwa achtzehn Mark) gibt. Die Mittellosen unter diesen Verbannten leben in den erbärmlichsten und elendesten Verhältnissen, da sie von den achtzehn Mark Kleidung, Wohnung, Licht und Beköstigung bestreiten müssen. Aller Willkür der Polizeibeamten sind sie preisgegeben, sie dürfen sich nicht nach Wunsch beschäftigen, sie dürfen nicht Lehrer,

Aerzte, Photographen, Schreiber oder sonst etwas sein, das einzige Recht, das sie haben, ist, sich als Arbeiter zu verdingen. Machen sie sich mißliebig oder ziehen sie sich die Ungunst eines Polizeibeamten zu, so werden sie nach Norden oder Osten in die Eisregionen verschickt, wo sie den Jakuten, herumziehenden, halbwilden Nomadenvölkern, als Gefangene zur Beaufsichtigung übergeben werden. Unter diesem rohen Volke, das kaum so kultivirt ist, wie die Bewohner Afrika's, das von den schmutzigsten Dingen sich nährt, in den erbärmlichsten, halbunterirdischen Hütten wohnt, müssen hochgebildete Männer und Frauen, zarte Mädchen, die oft kaum der Schule entwachsen sind und die aus irgend welcher „administrativer Rücksicht" verschickt wurden, jämmerlich verkümmern und zu Grunde gehen.

Die Leiden, welche diese Unglücklichen auszuhalten haben, sind unbeschreiblich. Man begreift es kaum, daß Viele ein solches Leben jahrelang ertragen, ohne zu sterben, ohne Selbstmord zu begehen. Die größte Zahl freilich stirbt schnell dahin.

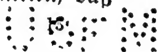
Ein amerikanischer Journalist, George Kennan, hatte Gelegenheit, mit Erlaubniß der russischen Regierung ganz Sibirien zu bereisen und seine Studien zu machen; er hat dieselben in einer amerikanischen Zeitschrift, später in einem Buche niedergelegt, welches jetzt auch in einer deutschen Uebersetzung erschienen ist.*) Das Buch hat nicht verfehlt, ungeheures Aufsehen zu erregen und Entsetzen bei allen gebildeten Menschen hervorzurufen.

Was der Verfasser schreibt, ist fürchterlich, aber unzweifelhaft wahr. Wir wollen hier einige Proben anführen. Nicht das Schlimmste soll herausgegriffen werden, nur über die Willkür, die bodenlose Nichtswürdigkeit, die

*) Sibirien, von George Kennan. Deutsch von E. Kirchner. Berlin 1890.

den administrativ Verschickten gegenüber geübt wird, sollen uns Kennan's Aufzeichnungen belehren.

„Die Kolonie der Politischen in Ustj Kamenogorsk," so schreibt der Reisende, „war die letzte, der wir in den Steppenprovinzen begegneten, und ehe ich mit der Erzählung unserer sibirischen Reise fortfahre, möchte ich die hervorragendsten Züge dessen, was man in Rußland „die Verbannung auf administrativem Wege" nennt, zusammenstellen. Unter Verbannung auf administrativem Wege versteht man die Verschickung anrüchiger Personen von einem Theile des Reiches in einen anderen, ohne die Beobachtung irgend welcher gesetzlichen Form, die in den meisten civilisirten Ländern der Entziehung von Rechten oder der Bestrafung vorherzugehen pflegt. Die so verbannte Person braucht kein Verbrechen begangen, sich keiner Uebertretung des Gesetzes schuldig gemacht zu haben, es genügt, daß irgend eine Lokalbehörde ihre Anwesenheit an einem bestimmten Orte „nachtheilig für die gesellschaftliche Ordnung" hält, um sie ohne Weiteres zu verhaften und mit Zustimmung des Ministers des Innern gewaltsam an irgend einen anderen Ort innerhalb der Grenzen des Zarenreiches zu verschicken und daselbst fünf Jahre lang unter polizeiliche Aufsicht zu stellen. Sehr häufig erfährt der auf diese Weise Verbannte nicht einmal die Ursache dieses summarischen Verfahrens, aber wenn er sie auch erfährt, so ist er doch vollkommen hilflos. Er kann die Aussagen der Zeugen, die ihn als „der gesellschaftlichen Ordnung nachtheilig" erklärt, nicht prüfen. Er kann seine Freunde nicht auffordern, Beweise für seine Unschuld und seinen Charakter beizubringen, ohne dasselbe Unheil, das ihn betroffen, über sie heraufzubeschwören. Er hat kein Recht, eine Untersuchung oder ein Verhör zu verlangen. Die Presse ist ihm verschlossen. Seine Beziehungen zur Welt werden so plötzlich abgeschnitten, daß



oft seine eigenen Verwandten nicht wissen, was aus ihm geworden ist. Er ist im buchstäblichen Sinne wehrlos.

Im Jahre 1879 lebte in Jwangorod, Provinz Tschernigoff, ein geschickter und gesuchter junger Arzt, Dr. Beloi. Er huldigte zwar liberalen Ansichten, war aber durchaus kein Agitator oder Revolutionär, und nahm an Politik keinen thätigen Antheil. Da kamen eines Tages zwei Studentinnen der Medicin mit Empfehlungsbriefen zu ihm, die wegen angeblicher politischer „Unzuverlässigkeit" von der Petersburger Universität in ihre Heimath entlassen worden waren. Vom Wunsche beseelt, ihre Studien zu vollenden, um sich nützlich machen zu können, ersuchten sie Dr. Beloi um seine Hilfe. Da Beide „Ungesetzliche" waren, d. h. an einem Orte lebten, wo sie ohne Erlaubniß der Behörde nicht sein durften, so hätte Dr. Beloi als gehorsamer Unterthan sie der Polizei ausliefern müssen. Er war jedoch ein edeldenkender, muthiger Mann, und anstatt sie zu verrathen, stellte er sie seiner Frau vor und ertheilte ihnen Unterricht. Im Jahre 1879 wurde in Rußland eine fieberhafte revolutionäre Thätigkeit entfaltet. Ueberall wurden Versuche gemacht, hohe Regierungsbeamte zu ermorden, und die Polizei war in allen Theilen des Reiches noch argwöhnischer und wachsamer als gewöhnlich. Die häufigen Besuche der jungen Mädchen im Hause Dr. Beloi's erregten die Aufmerksamkeit der Lokalbehörden von Jwangorod; man forschte nach und entdeckte, daß eine derselben einen falschen Paß, die andere sogar keinen besaß, und daß sie als „unzuverlässig" von Petersburg ausgewiesen worden waren. Ihre unerlaubte Anwesenheit in Jwangorod, ihre heimlichen Besuche im Hause Dr. Beloi's galten als Beweise für eine politische Verschwörung, und am 10. Mai 1879 wurden beide Damen und der junge Arzt auf administrativem Wege nach Sibirien verbannt.



Man wies ihm den kältesten Ort der Erde, das nordsibirische Dorf Werchojansk unter'm 67. Breitengrade in der Provinz Jakutsk als Wohnort an, wo im Jahre 1882 die Ueberlebenden des Nordpolexpeditionsschiffes „Jeannette", der Ingenieur Melville, Lieutenant Danenhower und Herr W. H. Gilden, ihn gesehen haben. Dr. Beloi's junge und schöne Gattin sah ihrer Entbindung entgegen, als ihr Mann verschickt wurde, konnte ihn also nicht begleiten. Bald nach der Geburt ihres Kindes überließ sie dieses der Fürsorge ihrer Verwandten, und trat die 10,000 Kilometer weite Reise an, um ihren Gatten jenseits des nördlichen Polarkreises aufzusuchen. Da sie die Mittel nicht besaß, selbst die Reisekosten zu bestreiten, mußte sie den Minister des Innern um Erlaubniß bitten, sich einem Verbanntenzuge anschließen zu dürfen. Bis nach Tomsk in Westsibirien werden sowohl die politischen Verbannten wie auch die gemeinen Verbrecher in besonderen Eisenbahnzügen und Schiffen befördert. Von da ab müssen die gewöhnlichen Sträflinge zu Fuß weiter wandern, während die Politischen in Telegas (russischen Bauernfuhrwerken) ungefähr 96 Kilometer wöchentlich zurücklegen und jeden dritten Tag in einem Etappengefängniß Halt machen, um auszuruhen. Auf diese Weise würde Frau Beloi den Verbannungsort ihres Gatten in 16 Monaten erreicht haben. Wochenlang hielten Hoffnung, Muth und Liebe sie aufrecht und verliehen ihr Kraft, ohne Klagen das Gerüttel der Telegas, den erstickenden Staub, die versengende Hitze und die kalten Herbststürme auf der Landstraße, die schlechte Nahrung, das Ungeziefer und die verpestete Luft der Etappengefängnisse zu ertragen. Aber auch menschliche Kraft hat ihre Grenzen. Monatelange Entbehrungen, die beständige Angst um ihren Gatten und das Kind, das sie um des Vaters willen in Rußland zurückgelassen, zerrütteten ihren Körper

und Geist. In der Nähe von Irkutsk schien sich ihr Muth neu zu beleben, denn sie glaubte nun in wenigen Wochen am ersehnten Ziele zu sein. Sie sprach beständig von ihrem Gatten und lebte ganz und gar in der Erwartung einer baldigen Wiedervereinigung mit ihm. Einige Stationen westlich von Irkutsk erfuhr sie aber, daß ihr Gatte sich nicht, wie sie geglaubt, in Wercholansk, sondern in Werchojansk befand, daß sie noch durch 5000 Kilometer Steppe, Wald und Gebirge von ihm getrennt sei, und um seinen Verbannungsort noch in demselben Jahre zu erreichen, viele Wochen allein auf Hunde- und Renthierschlitten in schrecklicher Kälte durch die Einsamkeit des nordöstlichen Asiens reisen müsse. Diese Entdeckung war zu viel für die arme Frau; sie wurde wahnsinnig und starb einige Monate später im Gefängnißhospitale zu Irkutsk.

Ich könnte ganze Seiten füllen mit Erzählungen von Russen, die in den letzten zehn Jahren auf administrativem Wege nach Sibirien verbannt worden sind, ohne den Schatten eines Grundes. Der bekannte russische Novellendichter Wladimir Korolenko wurde im Jahre 1879 „irrthümlicherweise", wie die Regierung später zugeben mußte, nach Ostsibirien verbannt. Durch den Einfluß mächtiger Freunde gelang es ihm, die Regierung von ihrem Irrthum zu überzeugen, ehe er seinen Bestimmungsort erreicht hatte, und er erhielt die Erlaubniß, von Tomsk zurückzukehren. Wüthend über die Ungerechtigkeit und das Entsetzliche, das er in den Gefängnissen und auf dem Transport erduldete, weigerte er sich, Alexander III. bei dessen Thronbesteigung den Unterthaneneid zu leisten, und wurde für diese Weigerung in die Provinz Jakutsk verschickt.

Herr Borodin, ein bekannter Mitarbeiter der Zeitschrift „Vaterländische Annalen", wurde wegen des „gefährlichen" und „verderblichen" Inhalts eines bei einer

Haussuchung vorgefundenen Manuskriptes nach der Provinz Jakutsk verbannt. Dies Manuskript war die Abschrift eines Artikels, den der Verfasser bereits an die Redaktion besagter Zeitschrift geschickt, der aber noch nicht erschienen war. Herr Borodin marschirt also in dem bekannten grauen Sträflingsrock mit dem berüchtigten viereckigen gelben Flicken nach Jakutsk. Vier Monate nach seiner Ankunft daselbst hat er das Vergnügen, denselben verhängnißvollen Artikel in den „Vaterländischen Annalen“ zu lesen. Der Minister des Innern hatte den Verfasser des „gefährlichen“ und „verderblichen“ Artikels in die Eiswüste geschickt, und die Petersburger Censur den Abdruck desselben Artikels als „völlig harmlos“ in einer der gelesensten russischen Zeitschriften erlaubt.

Ein Herr Otschkin aus Moskau wurde im Jahre 1885 auf administrativem Wege nach Sibirien verbannt, weil er — um uns der Sprache des Verhaftsbefehls zu bedienen — „der Absicht verdächtig war, einen anderen Namen anzunehmen“. Auf welchen Grund hin man Verdacht schöpfte, daß er eine so schreckliche Absicht gehabt habe, hat er nie erfahren.

In einem anderen Falle wurde ein Student, Wladimir Sidorski (ich gebe den wirklichen Namen absichtlich nicht an), irrthümlicherweise verhaftet, weil ein gewisser Viktor Sidorski von irgend Jemand in Moskau für „gemeingefährlich“ gehalten worden war. Wladimir versicherte, daß er nicht Viktor sei, keinen Viktor kenne, und daß seine Verhaftung auf einem Irrthum beruhe. Alles Protestiren half nichts. Die Polizei hatte Verschwörungen zu entdecken und „Unzuverlässige“ aufzuspüren, und konnte keine Zeit erübrigen, um die Identität eines unbedeutenden Studenten festzustellen. Es mußte mit ihm doch nicht ganz in Ordnung sein, sonst wäre er nicht verhaftet worden; es war also jedenfalls sicherer, ihn nach Sibirien

zu schicken. Als der kommandirende Offizier die Namen des von ihm geleiteten Transportes verlas, erklärte Wladimir abermals, daß er nicht Viktor Sidorski sei, daß nicht er, sondern ein Anderer nach Sibirien gehen sollte.

„Wie ist Dein Vorname?“ fragte der Offizier. — „Wladimir.“ — „Also Wladimir,“ sagte der Offizier kaltblütig, „das macht keinen Unterschied,“ und änderte einfach den Vornamen auf der Liste.“ —

Diese Berichte werden dem Leser vielleicht trotz der Glaubwürdigkeit des Verfassers fabelhaft erscheinen; ein gewichtiger Zeuge indeß steht diesem Manne zur Seite, ein Deutscher, Theophil v. Falken, der im Jahre 1865 vollständig unschuldig administrativ verschickt wurde, und der durch die rastlosen Bemühungen des damaligen preußischen Ministerpräsidenten befreit und aus dem äußersten Osten Sibiriens zurückgeholt wurde. Dieser Mann hat seine Erlebnisse ebenfalls in einem Buche geschildert.*)

Falken verwaltete die Güter eines polnischen Magnaten und kam bei der Revolution von 1863 in schwere Bedrängniß. Die Insurgenten verurtheilten ihn zum Tode, weil er nicht auf ihrer Seite war, und die Russen zogen ihn gefänglich ein, weil einzelne Beamte lüstern auf die gräflichen Güter waren. Nachdem er lange genug in Untersuchung gesessen, fast zwei Jahre, wurde er endlich von aller Schuld freigesprochen, vorläufig aber noch in Haft gehalten, weil noch einzelne Förmlichkeiten zu erfüllen waren.

Bei einem Besuche des Gefängnisses durch den damaligen Gouverneur von Wilna, General Murawiew, eines der rohesten militärischen Beamten, die Rußland je gehabt hat, beschwerte sich Falken in erregter und heftiger Weise über seine lange Haft und über die Behandlung,

---

*) Aus dem Tagebuche eines nach Sibirien Verbannten. Berlin 1869.

die ihm zu Theil wurde, worauf ihn Murawiew sofort in das „Sekret", d. h. in ein unterirdisches Gefängniß schickte, dessen Boden vollständig mit Glasscherben ausgefüllt war, zwischen denen nur ein schmaler Fußsteig blieb, auf dem der Gefangene auf und ab gehen konnte. Ein mitleidiger Adjutant überließ dem armen Gefangenen ein Lichtstümpfchen, damit dieser nicht falle und sich in den Scherben schwer verletze.

Aus diesem Gefängnisse wurde der unglückliche Preuße bald befreit und ihm sein Urtheil verkündet, welches dahin ging, daß das Kriegsgericht ihn von jeder Schuld freigesprochen habe, daß er aber trotzdem auf administrativem Wege nach Sibirien verschickt werden solle, obgleich nichts gegen ihn vorlag. Der Verfasser schreibt:

„Dieses Urtheil traf mich wie ein plötzlicher Blitzstrahl. Lebenslängliche Sklaverei in Sibirien, Verlust meiner Rechte und selbst meines Namens! Was hatte ich verbrochen, um eine solche Strafe zu verdienen? — Ich war eine Weile völlig wie betäubt. Als ich mich ein wenig erholt hatte, bat ich den Obersten um die Erlaubniß, meinen Verwandten in Preußen meine Verurtheilung telegraphisch melden zu dürfen. Diese Erlaubniß wurde mir gewährt, und das Telegramm noch in derselben Stunde befördert."

Trotzdem sich das Konsulat, die Gesandtschaft und der preußische Ministerpräsident für den Unschuldigen verwendeten, wurde er doch verschickt, mußte den monatelangen entsetzlichen Transport aushalten, mußte ein Jahr lang mit Räubern und Mördern zusammen Zwangsarbeit verrichten und konnte erst im Jahre 1866 wieder befreit werden.

Die vorstehend angeführten Thatsachen sprechen für sich selbst. Es sind nur einige Beispiele von vielen, und

sie erklären uns deutlicher die Entstehungsursachen des Nihilismus, als die langathmigsten Abhandlungen.

Die Zeitungen berichteten vor Kurzem, der Zar habe in letzter Zeit über die sibirischen Gräuel, von denen er auch Kunde erhalten, eingehenden Bericht gefordert. Die Russen haben aber ein Sprichwort, welches lautet: „Der Himmel ist hoch und der Zar ist weit.“ — Und so wird Sibirien und die Verbannung dorthin das bleiben, was sie heute ist: ein Schandfleck auf dem Antlitz der Menschheit, und ein Hohn auf die Kultur Europa's, der anzugehören Rußland sich mit Unrecht rühmt.

Die neuesten Fortschritte der Photographie.

Eine technische Studie

von

A. Berthold.

Unsere Zeit mit ihrem rastlosen Vorwärtsstreben auf den materiellen Gebieten, mit den sich drängenden Erfindungen, mit den erstaunlichen Fortschritten in der Technik und Industrie, aber auch in der Wissenschaft, hat durchaus nichts Romantisches oder Märchenhaftes an sich, und doch wird man unwillkürlich hin und wieder an die Wunder der Märchen auf das Lebhafteste erinnert. Da lesen wir in diesen Märchen von Aladin's Wunderlampe, einer unscheinbaren Lampe, die der Besitzer so lange nicht achtete, bis er erfuhr, welche zauberische Kraft ihr innewohnte, daß er nur die Lampe zu reiben brauchte, um

Geister erscheinen zu lassen, die jeden seiner Wünsche erfüllten.

Fast wäre man versucht, die Photographie mit dieser Wunderlampe Aladin's zu vergleichen, und wenn man diesen Vergleich festhält, würde es sich ergeben, daß erst die allerletzten Jahre uns klar gemacht haben, welche Zauberkräfte die Photographie besitzt. Natürlich muß man sich auch vor allzu hochgespannten Erwartungen hüten.

Als z. B. vor ungefähr zehn Jahren die Vergrößerungsphotographie entdeckt wurde, als man fand, daß es vermittelst besonderer Apparate möglich sei, mit Kalklicht oder elektrischem Licht mikroskopisch kleine Photographien in riesenhafter Größe auf eine weiße Wand zu werfen, verloren selbst die Astronomen ein wenig den Kopf; sie erwarteten Aufschlüsse vom Firmament, die sie bisher mit den stärksten Fernröhren nicht hatten erhalten können, ja es gab Schwärmer, welche behaupteten, wenn man sorgfältige Photographien des Vollmondes anfertigen und diese dann mit riesenhaften Apparaten vergrößern würde, so habe man Hoffnung, ein so genaues Bild des Mondes zu bekommen, daß man die etwa dort lebenden Wesen oder doch die Spuren ihrer Thätigkeit gewahren könne. Die astronomische Photographie hat auch kolossale Fortschritte gemacht, aber man sah bald ein, das es eine Grenze für die Vergrößerung gibt, ja man kam schließlich zu der Ueberzeugung, daß die Photographie etwas sehr Unzuverlässiges sei, und so schmerzlich ihren Anhängern diese Ueberzeugung auch war, sie konnten schließlich ihr nicht mehr widerstehen, sondern waren zu der Erklärung gezwungen, daß die Photographie „farbenblind" sei. Damit also hatte man und hat man noch in gewisser Beziehung in erster Linie zu rechnen.

Jedermann weiß, daß die Photographie den Uebel-

stand hat, eine außerordentlich helle Farbe, nämlich das Gelb, dunkel wieder zu geben und umgekehrt Dunkelblau hell zu reproduziren. Ein dunkelblaues Quadrat mit gelben Querstreifen erscheint auf der photographischen Platte als ein heller Untergrund mit dunklen Streifen, und für wissenschaftliche und industrielle Zwecke war die Photographie bisher durch ihre Farbenblindheit fast ganz unbrauchbar. Alle Freunde der Photographie aber warten bekanntlich auf einen genialen Kopf, dem die Erfindung gelinge, Farbenphotographien herzustellen, auf denen die Farben sich so wiederspiegeln, wie sie in der Wirklichkeit an den betreffenden Gegenständen sich zeigen. Als daher im vorigen Jahre von Klausenburg aus die Nachricht kam, ein dortiger Photograph habe Bilder hergestellt, die in der That Farbenanflüge zeigten, war man auf das Höchste gespannt. Es stellte sich allerdings später heraus, daß das Gerücht falsch, und die Erfindung ganz unzweckmäßig und unbedeutend war. Zu derselben Zeit aber erfand Professor Vogel in Berlin, Dozent an der Technischen Hochschule und einer der besten Kenner und praktischen Arbeiter in der Photographie, ein neues Verfahren in der Herstellung von Platten, welches eine wahre Umwälzung auf dem Gebiete der Photographie hervorgebracht hat.

Dieses Verfahren heißt das lichtempfindliche, und die damit behandelten Platten sind theilweise wenigstens von ihrer Farbenblindheit geheilt. Sie geben die Farben nämlich in ihrer Lichtstärke richtig wieder. Dunkelblau erscheint auf ihnen dunkel, gelb hell, jede Abtönung von Roth, Orange, Braun oder Violett erscheint in dem ihr entsprechenden Helligkeitsgrade, obgleich nicht farbig, und kaum gibt es noch einen Zweig des menschlichen Wissens, kaum einen Zweig menschlicher Thätigkeit, für den nicht die Photographie jetzt eine Hilfswissenschaft ersten Ranges

geworden wäre. Jetzt erst fängt die unscheinbare Lampe Aladin's, die Photographie, an, ihre Zauberkräfte zu zeigen.

Gehen wir sofort auf ein außerordentlich gelehrtes Gebiet über, nämlich das der Alterthums- und Geschichtsforschung, so erweist sich die Photographie in ihrer jetzigen Gestalt als sehr werthvoll, um alte Dokumente, Papyrusrollen, Drucksachen u. s. w. zu kopiren. Der Gelehrte, der an einem wissenschaftlichen Werke arbeitet, hat es nicht mehr nöthig, in der Welt herumzureisen und die Dokumente wochenlang an Ort und Stelle zu studiren; es sind vielmehr bei allen großen Museen und Bibliotheken photographische Institute errichtet worden, welche auf Wunsch den Gelehrten Photographien von alten Schriftstücken liefern, durch welche jede Handschrift, jedes Druckwerk, jede Zeichnung auf das Treueste wiedergegeben wird; ja es hat sich die eigenthümliche Erscheinung gezeigt, daß sich undeutliche, halbzerfallene Dokumente und insbesondere die Papyrusrollen aus den egyptischen Pyramiden, aber auch Pergamentbriefe viel besser im photographischen Abdruck lesen lassen, als im Original, weil durch das lichtempfindliche Verfahren mit einer so außerordentlichen Schärfe jede Nüance wiedergegeben wird, daß das augenzerstörende und nervenangreifende lange Studiren über jedem einzelnen Buchstaben für die Gelehrten vollständig wegfällt.

Auch die Landschaftsphotographie hat durch das neue Verfahren einen gewaltigen Aufschwung genommen, denn jetzt sieht man auf den Photographien deutlich den Charakter der Landschaft, man hat ihr getreues Spiegelbild. Früher erschien alles Grüne, also Wiesen und Bäume gewöhnlich als tiefschwarze, unentwirrbare, formlose Masse, während jetzt jede Abschattirung des Baumschlages vortrefflich wiedergegeben wird. Diese Landschaftsphotographie

aber hat der Kriegführung, ja der Geographie und der Kartographie, d. h. der Kunst, die sich mit der Herstellung möglichst genauer Karten von Ländern und Gegenden beschäftigt, ein außerordentlich weites Feld eröffnet. Jetzt kann der Generalstabsoffizier vom Ballon aus ganze Quadratkilometer des unter ihm liegenden Geländes aufnehmen, und die Photographie nicht nur zur Herstellung seiner Karte benützen, sondern dieselbe auch im Kriegsfalle als Grundlage einer außerordentlich sicheren und zuverlässigen Operationskarte für ganze Armeen verwenden. Der Kartograph kann ganze Gebirgszüge in einer Reihe von Bildern aufnehmen und dann mit außerordentlicher Genauigkeit in seine Karten eintragen, zumal man ein photographisches Verfahren erfunden hat, nach dem es möglich ist, die Höhe oder die Größe einer Figur, eines Berges, eines Gebäudes u. s. w. nach dem Größenverhältnisse auf einer Photographie bestimmten Maßes zu berechnen.

Allein über diese außerordentliche Wichtigkeit der neuen Photographie für den Architekten, den Kartographen, den Landschafter und den Offizier ließe sich ein ausführliches Werk schreiben. Gehen wir aber zu einem anderen Theil der Wissenschaft über, nämlich zur Medicin.

Die farbenempfindliche Photographie hat den Augenärzten außerordentliche Vortheile gebracht, indem sie ihnen eine Kontrole über kranke Augen ermöglichte. Die Entwickelungen, die ein krankes Auge durchmacht, sind oft außerordentlich langsame, aber doch wichtige, und in den meisten Fällen liegt dem Arzt sehr viel daran, diese Vorgänge zu kontroliren. Das wird ihm aber schwer fallen, wenn er nicht den früheren Zustand des Auges mit dem augenblicklichen vergleichen kann. Jetzt nimmt er von einem Augapfel ein Bild mit besonderen Hilfsapparaten, wiederholt dieses Photographiren des Augapfels in be-

stimmten Zwischenräumen, und sobald er eine Anzahl von Bildern hat, kann er auch die allmähligen Veränderungen des Augapfels feststellen und das Fortschreiten der Krankheit, die er bekämpfen will, vollständig klar übersehen.

Eine ganz außerordentliche Wichtigkeit aber hat diese Art der vergleichenden Photographie jetzt in der Behandlung Geisteskranker gewonnen. Es ist merkwürdig, daß man auf dieses Hilfsmittel nicht schon früher gekommen ist, denn auch schon die nicht farbenempfindliche Photographie hätte hier gute Dienste leisten können, wenn auch nicht so bedeutende, wie die farbenempfindliche. Die Wissenschaft hat es durch Erfahrung festgestellt, daß sich das Gesicht des Geisteskranken nach bestimmten Prinzipien verändert. Je weiter die Krankheit fortschreitet, desto mehr treten bestimmte Veränderungen des Gesichtes auf, die sich am Auge, den Augenlidern, dem Munde, in den Stirnfalten u. s. w. kundgeben. Bei dem Irren zeigt sich der scheue oder stumpfsinnige Blick, ein gewisser ängstlicher Zug um Mund und Nase, ein Erschlaffen der Gesichtszüge, dazu eigenthümliche, krause Falten auf der Stirn, und wenn man von einem der Geisteskrankheit Verdächtigen in bestimmten Zwischenräumen Photographien des Gesichtes aufnimmt, wird man bald ein wichtiges Vergleichsmaterial bekommen, aus dem man ersehen kann, ob die Krankheit zunimmt oder nicht. In dieser Kontrole aber hat man auch ein außerordentlich wichtiges Mittel, um festzustellen, ob Jemand wirklich irrsinnig ist oder nicht, und die Simulation derjenigen Kranken oder Verbrecher, die aus irgend welchen Gründen es für vortheilhaft halten, sich irrsinnig zu stellen, wird durch das jetzige Vergleichen von Photographien fast unmöglich gemacht. Ein Verbrecher, der jetzt den Irrsinnigen spielt, ohne es wirklich zu sein, kann nicht seinem Gesicht die eigenthümlichen Züge des Geistesgestörten aufdrücken, er wird vor Allem,

wenn er es selbst fertig bringt, das Gesicht krampfhaft zu verzerren, nicht die Fortschritte der bei ihm sich angeblich steigernden Geisteskrankheit zum Ausdruck bringen können, und man wird also den Simulanten viel leichter entlarven. Ebenso wird es eine Möglichkeit geben, Kranke, welche nicht wahnsinnig sind, und die man doch für geisteskrank hält, vor der Einsperrung in eine Irrenanstalt und vor tausend anderen Unannehmlichkeiten zu bewahren, indem man durch wiederholtes Photographiren ihres Gesichtes eine wirkliche Kontrole über ihren Seelenzustand erhält.

Im Anschluß an dieses Photographiren von Gesichtern zu Zwecken der psychiatrischen Heilkunde sei noch an eine neue amerikanische Verwendung der Photographie erinnert, deren Bedeutung man im Augenblicke noch nicht recht erfassen kann, aber die doch vielleicht binnen kurzer Zeit neue überraschende Ergebnisse liefern wird.

Ein amerikanischer Photograph kam auf den Gedanken, Personen von demselben Stande, also z. B. Aerzte, Lehrer, Pferdebahnschaffner, Postbeamte u. s. w. zu photographiren, dann aber von einer ganzen Anzahl von Platten eine einzige Kopie durch Uebereinanderkopiren zu nehmen. Dieses Uebereinanderkopiren besteht darin, daß eine Platte auf ein Stück lichtempfindlichen Papiers gelegt und der Sonne ausgesetzt wird, so daß sich in leichtgebräunten Konturen das Bild auf dem Papiere abzeichnet. Man läßt aber dieses Abzeichnen nur schwach und unter Vermeidung aller Schärfen geschehen, nimmt dann die Platte wieder herunter und legt eine zweite Platte darauf, natürlich möglichst so, daß die Theile des einen Gesichts auf die entsprechenden des anderen fallen. Als der amerikanische Photograph auf diese Weise z. B. die Gesichter von fünfzehn Pferdebahnkutschern zu einem einzigen Gesicht kopirt hatte, zeigte sich nicht nur, daß man in diesem Gesicht ganz bestimmte Züge erkennt, daß das Bild keineswegs verschwommen

oder verworren ist, sondern es stellte sich auch noch der überraschende Umstand heraus, daß sich in diesem Bilde ein ganz bestimmter Typus, eine Eigenart des Standes ausprägte, dem die Leute angehörten. Es gelang dem amerikanischen Photographen, die Typen von Aerzten, von Verkehrsbeamten, von Lehrern und Geistlichen herzustellen, und alle Welt damit zu überraschen.

Diese Art der Photographie ist noch im Entstehen, und man muß abwarten, was daraus werden wird. Jedenfalls kann man hoffen, daß sie für das psychologische Gebiet ein wichtiges Hilfsmittel beibringt.

Die Vortheile, welche die lichtempfindliche Photographie für die Kriminalistik gebracht hat, sind sehr groß. Es ist heute gar keine Dokumentenfälschung mehr möglich, denn auf einer lichtempfindlichen Platte zeigt sich auch bei der feinsten Fälschung jeder Unterschied in der Tinte so genau und auffallend, daß ihn selbst der Laie sofort bemerkt.

Es hat sich außerdem gezeigt, daß die Herkunft von Blutflecken, die bekanntlich in der Kriminalistik eine so außerordentlich wichtige Rolle spielen, wie durch Zauberkraft aufgehellt und erklärt wird, wenn man sie auf der lichtempfindlichen Platte reproduzirt. Man hat gefunden, daß die Blutkörperchen bei den verschiedenen organischen Wesen verschieden sind, und ein Blick auf eine solche Photographie in richtiger Vergrößerung genügt, um festzustellen, ob der Blutfleck von dem Blute eines Menschen oder eines Ochsen, eines Schweines, einer Ziege oder eines Hundes stammt.

Für die Kriminalistik bringt das neue photographische Verfahren, welches in dem Gerichtschemiker Jeserich in Berlin seinen Meister gefunden hat, überhaupt täglich neue Ueberraschungen.

Vergessen wir aber unter den neuesten Fortschritten in

der Photographie nicht die Photographie mittelst künstlichen Lichtes, insbesondere mit dem Magnesiumblitzlicht. Auch die häufige Anwendung des Magnesiumblitzlichtes ist durchaus neu, da es erst seit kurzer Zeit mit Hilfe der Elektrizität gelungen ist, Magnesium billig in Pulverform herzustellen. Seit der Einführung des Magnesiumblitzlichtes in die Photographie aber hat man die Möglichkeit, in der dichtesten Finsterniß, in unterirdischen Räumen, wohin nie ein Strahl der Sonne dringt, zu photographiren. Durch einfache pneumatische Vorrichtungen wird etwas Magnesiumpulver durch eine offene Flamme hindurchgepustet und flammt mit einem weißen, blitzähnlichen Lichte auf, Alles so erhellend, wie dies selbst die Sonne am Tage in geschlossenen Räumen nicht thut. Von jetzt an kann man Photographien anfertigen bei Nacht, im Keller, im dunkelsten Walde, Hunderte von Fuß tief unter der Erde im Bergwerk, wie im Innern der Pyramyden, und die Wissenschaft, die Technik haben neue, nicht genug zu schätzende Vortheile aus der Photographie mit künstlichem Licht gezogen.

Um dem Leser dies zu veranschaulichen, sei ein einziges praktisches Beispiel gewählt, das an und für sich sehr kleinlich ist und doch dem Leser klarmachen wird, welche Vortheile die Photographie mit künstlichem Lichte bringt. Alle Geschäfte schicken bekanntlich Reisende aus, welche die Muster ihrer Firma mitnehmen, die sie ihren Geschäftsfreunden vorlegen, um sie zu Bestellungen von Waaren zu veranlassen. In manchen Geschäftszweigen, wie z. B. bei Spielwaaren, Lampen, im ganzen Kunstgewerbe, war das Mitführen dieser Muster außerordentlich unangenehm. Die Reisenden mußten fünf, sechs mächtige Koffer bei sich haben. Kamen sie in eine Stadt, so mußten sie in einem Gasthofe mehrere Zimmer miethen, dort die Gegenstände aufstellen und eine sogenannte Muster-

ausstellung veranstalten, zu deren Besuch dann die Geschäftsfreunde eingeladen wurden. Die Fabrikanten und Großkaufleute sagten sich schon früher, es wäre sehr werthvoll, wenn man die Photographie zu Hilfe nehmen und die Muster photographiren lassen könnte. Aber der Ausführung dieses Planes standen zwei Umstände im Wege, erstens die Farbenblindheit der Photographie, die ein falsches Bild der Wirklichkeit entstehen ließ, dann die mangelhafte Beleuchtung, welche selbst in der Mittagsstunde in den meisten Läden und Sälen herrscht. Das neue lichtempfindliche Verfahren, zusammen mit dem Magnesiumblitzlicht, brachte endlich die Lösung auch dieser Frage. Heute läßt der Fabrikant oder Großhändler durch einen geschickten Photographen auf Regalen oder Tischen seine Muster in geschmackvollstem Aufbau zusammenstellen, ohne daß man irgendwelche Rücksicht auf Beleuchtung zu nehmen hat. Der Photograph stellt dann seine Blitzlampe an richtiger Stelle auf, steckt die farbenempfindliche Platte in seinen Apparat, drückt auf einen Gummiball, welcher in demselben Augenblicke das Magnesiumpulver durch die Flamme der Lampe pustet und gleichzeitig den Momentverschluß des photographischen Apparates öffnet, und es zeigt sich, nachdem die Photographie von der Platte hergestellt ist, ein Bild von so außerordentlicher Naturtreue, Schärfe, Schönheit und dekorativer Wirkung, eine so richtige Abmessung aller Größenunterschiede, daß ein solches Bild wahrscheinlich viel mehr Käufer anzieht, als das Vorzeigen einzelner Muster. Mit einem kleinen photographischen Album unter dem Arm kann jetzt der Reisende das Geschäftslokal eines Kunden besuchen, ihm in den prachtvollsten Photographien die Muster zeigen und nach diesen die Bestellungen entgegennehmen.

Dieser Fall ist natürlich ein verhältnißmäßig unwichtiger, um nicht zu sagen kleinlicher, und er wurde

nur gewählt, um ein allgemein verständliches Beispiel aus dem praktischen Leben für die Wichtigkeit der neueren Photographie zu geben.

Die Fortschritte, die durch das lichtempfindliche Verfahren auf den verschiedenen Gebieten gemacht worden sind und täglich noch gemacht werden, lassen sich vorläufig noch nicht übersehen; fast jeder Tag bringt neue Ueberraschungen, und es ist nicht daran zu zweifeln, daß auch in nicht zu langer Zeit als Krönung des Ganzen die Farbenphotographie erfunden werden wird.

Durch den neuen „Pierer".

Humoreske

von

Rosenthal-Bonin.

Mathilde Westrup war die Tochter eines feinen, stillen, gelehrten Professors, dessen Mittel es ihm erlaubten, ein villenartiges Haus in der Thiergartenstraße zu Berlin zu bewohnen, das er sich ganz nach seinem Geschmack im modernisirten griechisch edlen Styl erbaut und mit schönen gärtnerischen Anlagen umgeben hatte. Hier widmete sich Professor Westrup, der früh Wittwer geworden und sich nicht wieder verheirathet hatte, ganz dem Studium der etruskischen Kunstperiode, entzifferte Vasenbilder und Inschriften und reiste alljährlich mit seiner Tochter im Winter nach Italien, um dann im Frühjahr bis zum Spätherbst die Früchte dieser Reisen daheim in seiner Villa auszuarbeiten.

So wurde der Professor alt, und Mathilde blühte auf vom Kinde zum Backfisch, vom Backfisch zu einer schönen Jungfrau mit energischem, klugem Gesicht und einer Wohlgestalt, welche die Blicke der Männer oft bewundernd auf sich zog.

Der Professor hatte allmählig vergessen, daß es eine Liebe gab, und Mathilden fing diese Lebenssonne an aufzugehen, und zwar hatte sie die Gestalt eines jungen Elektrotechnikers, den sie bei der Einrichtung der Villa mit elektrischer Beleuchtung zum ersten Mal gesehen.

Die Bekanntschaften der Tanzstunde waren spurlos an Mathilde vorübergegangen, einige Ball- und Reisebekanntschaften hatten nur ganz flüchtig und vorübergehend ihr Seelenleben berührt. Da kam dieser junge Mann, der durchaus nicht aristokratisch aussah, sondern ein bürgerlich gesundes, blühendes Aeußere hatte, aber durch seine Frische, sein schönes goldblondes krauses Haar, die breite charaktervolle Stirn und die feurigen klugen Augen einen angenehmen Eindruck machte, und entwand Mathilden beim ersten Erblicken das Herz.

„Wer liebte je, der nicht beim ersten Anblick liebte?" sagt der große Herzenskenner Shakespeare, und Mathilde, welche früher beim Lesen dieser Stelle stets den Kopf geschüttelt, nahm jetzt den Band aus dem Bücherschrank und las nicht nur diese Stelle, sondern die ganze Liebesscene zwischen Phöbe und Sylvius in „Wie es euch gefällt" mehrmals durch — dann ward sie tief gedankenvoll und seufzte; letzteres aus zweierlei Beweggründen. Zum ersten wußte sie nicht, ob der junge Mann dasselbe fühlte wie sie, und zum zweiten überkam sie eine dunkle Ahnung, daß Jener, der ihr Herz so sonderbar erzittern machte, vielleicht ihrem Vater nicht recht gefallen möchte, denn nun erinnerte sie sich, daß, als einstmals im Scherze die Rede darauf kam, daß sie schließlich auch heirathen würde, ihr Vater gesagt

hatte, er würde keinen Anderen als Schwiegersohn annehmen, als einen Mann vom Gelehrtenstande, der auf der höchsten Stufe der Bildung stünde. Dies fiel jetzt Mathilden schwer auf's Herz, noch schwerer jedoch die bange Frage, ob der junge Mann, dessen rosige frische Wangen und dessen festen und doch dabei so vollen rothen Mund der blonde Bart so hübsch umrahmte, denn auch etwas für sie fühlte. Angesehen hatte er sie allerdings fast wie erstaunt, und seine Augen schienen plötzlich ganz dunkel zu werden, dann hatte er sie jedoch kaum mehr beachtet, obwohl Mathilde öfter kam und bei den sie sehr interessirenden Arbeiten ihm längere Zeit zuschaute.

Eine Woche darauf mußte die Einrichtung einmal reparirt werden, und jetzt bat Mathilde den jungen Techniker, sie in die Geheimnisse der Anlage einzuweihen.

Das that der junge Mann sehr gern.

Ob nun Mathilde hierbei viel Elektrotechnisches lernte — wer wollte dies beantworten! Sie sah bei der Unterweisung sehr viel nach dem Munde des Sprechenden, und er schließlich mehr auf und in die Augen der schönen vornehmen jungen Dame, als auf die Drähte und Schrauben.

Als die Apparate zum dritten Mal seine Hilfe nöthig hatten, war Mathilde ein Dynamo, das aus ihm Funken entlockte, ein Magnet, der seine Hand in die ihre zog und am Ende plötzlich heiß und kurz seine Lippen mit den ihren in Kontakt brachte — die Kette war geschlossen, die Herzen Beider durchfloß ein Strom, von dem wahrscheinlicherweise binnen Kurzem die Gelehrten auch nachweisen werden, daß er zum größten Theil aus Elektrizität besteht.

Wie dem nun auch sein mag — die Fachgelehrten können darüber einst entscheiden — das Faktum stand fest: die beiden jungen Leute standen unter der frühlingsgrünen

Linde im Garten hinter der Villa, Beide die Hände ineinander. Der plötzliche Kuß, der ihren Bund besiegelte, war vorausgegangen; sie schauten einander in die Augen, und Mathilde versicherte mit seliger, bebender Stimme: „Schon vom ersten Moment an, als ich Dich sah, liebte ich Dich."

„Und ich wagte zuerst gar nicht an Dich zu denken," warf er ein. „Wie konnte ich mir solch' ein Glück träumen lassen! Ich wagte gar nicht, zu Dir aufzuschauen, Du schienst mir so vornehm, so stolz, so unnahbar. Dann aber kam Dein Interesse an meiner Wissenschaft, an meiner Thätigkeit, und aus Deinen Augen sah ich etwas sprechen, das plötzlich wie ein Feuerstrahl in meine Seele fiel —" Und ein neuer Kuß zeigte, wie gut die Kette geschlossen.

Der Vater fand jedoch bisher an diesem Strom keinen Anschluß, denn Beide zagten, ihn in den Kreis aufzunehmen; auch der junge Mann meinte: „Werde ich Deinem Vater nicht zu wenig gelehrt und gebildet und von zu niederer sozialer Stellung sein?"

Des Geliebten Befürchtungen weckten der jungen Dame Muth. Einmal mußte der schwere Schritt gethan werden, dachte sie, und je schneller, um so besser, denn der Papa protegirte seit einiger Zeit sehr auffallend einen hageren, etwas bejahrten, etwas aschgrau aussehenden Privatdozenten, gleichfalls im Fache der Alterthumsforschung, der bald außerordentlicher Professor werden sollte.

Mathilden gefiel er gar nicht, und ganz besonders nicht seit dem Auftreten des Elektrikers am Horizont ihres Lebens. —

Eines Nachmittags im September, Professor Westrup saß gerade auf der durch Glasfenster beschützten Veranda und trank beim Dufte der Herbstblumen, umweht von warmer Luft und mattgoldenem Sonnenduft, mit Mathilde

den Nachtischkaffee, da ergriff sein Töchterlein das erste Wort zum Angriff.

„Papa,“ sprach sie in ihrer knappen, frischen, resoluten Art, „was meinst Du dazu, wenn ich heirathen wollte?“

„Doktor Tischgreen,“ warf Papa Westrup, über die glänzenden Brillengläser zu seiner Tochter aufblickend, als wäre dies selbstverständlich, hin.

„Durchaus nicht,“ gab höchst entschieden seine Tochter zur Antwort und aß scheinbar sehr ruhig ein Biscuit ganz auf. „Gerade das Gegentheil von Doktor Tischgreen, ich habe absolut keine Neigung weder für die antike Kunst noch für die Alterthumskunde, meine Neigung ist ganz modern, sehr neuzeitlich. Ich neige mich zur Technik.“

Professor Westrup öffnete seinen feinen faltigen Mund ziemlich bedeutend.

„Nicht Doktor Tischgreen?“ kam es von seinen Lippen. „Er ist ein ausgezeichneter Gelehrter, ein solider wissenschaftlicher Mann. Ich wäre beruhigt —“

„Aber ich, Papa, hätte ein ganzes Leben in Unruhe und Zorn und Kummer! Nein, nie und nimmer heirathe ich Herrn Doktor Tischgreen. Mein Herz hat entschieden; es war eine Fügung des Himmels, es mußte und sollte so sein, sonst hätte ich ihn nicht kennen gelernt. Ich habe meine Wahl getroffen; es ist der Elektrotechniker, der uns die Beleuchtung einrichtete, Papa, ein kluger, gescheidter Mensch, kein Gelehrter, aber vorzüglich in seinem Fach — ich habe Erkundigungen eingezogen — und männlich tüchtig, jugendlich und schön, der einzige Mann, den ich lieben konnte, liebe und lieben werde.“

„Den Elektrotechniker,“ staunte der Professor und seine Miene wurde finster, „ist es jener schlossergesellenähnliche Mann mit den gelben Haaren, der hier im Hause mehrmals herumklopfte. Meinst Du den?“

„Der ist es, Vater?“

„Den — niemals; lieber sollst Du nicht heirathen,“ rief Professor Westrup zornig.

„Wenn ich aber, Vater, nach dem Worte der Bibel handelte und Vater und Mutter verließe und dem Manne anhinge?“ warf Mathilde sehr ernst ein.

„Das wirst Du nicht thun, Mathilde.“

„Ich würde es nicht gern thun, Vater. Ich möchte mit Deiner Einwilligung heirathen. Es würde mich schmerzen, wenn ich gegen Deinen Willen etwas thun müßte.“

„Ich bin der Meinung und bestehe darauf: ein Mädchen wie Du und meine Tochter sollte nur einen Gelehrten heirathen, einen Mann, der studirt hat und auf der höchsten Stufe der Zeitbildung steht.“

„Das hat man heutzutage gar nicht mehr nöthig, ein gutes Konversationslexikon im Hause und man ist in allen Fächern menschlichen Wissens gelehrt und steht auf der höchsten Stufe der allgemeinen Bildung,“ entgegnete Mathilde halb im Ernst, halb scherzend.

Jetzt lachte der kleine Professor laut auf. „Ja! Ja! Konversationslexikongelehrtenthum, Konversationslexikonbildung! Wenn beispielsweise die Rede auf Gouachemalerei kommt, so springt Dein Gelehrter schnell nach Hause, ergreift den Band 6, schlägt nach und bereichert sich mit der Weisheit: kommt von guazzare = waschen; Malerei mit undurchsichtigen deckenden Farben, bei denen ein harziges Bindemittel angewandt wird. — Jawohl, das ist ernste Bildung.“

„Nun, Papa, für diese Frage scheint mir diese Gelehrsamkeit zu genügen.“

„Aber mir nicht solche Momentbildung.“

Jetzt entstand eine große Pause. —

„Papa, ich bin mit diesem Mann einig,“ nahm darauf Mathilde ernst und klar das Wort.

„Ohne mir ein Wörtchen davon zu sagen?"

„Es kam über mich, Papa, wie eine Naturgewalt. Ich konnte nicht anders, ich kann nicht anders, die Heimlichkeit widerstrebt meinem Charakter. Ich mußte es Dir sagen, Papa, und ich werde den Mann heirathen."

„Du führst ja eine sehr bestimmte Sprache. Naturgewalt ist Unsinn, Mädchenphantasien. Ihr werdet schließlich mit Jedem glücklich, und mit einem feinen studirten Mann von wissenschaftlich kultivirtem Fühlen und Denken am sichersten. Ich gebe Dich einem solchen Plebejer, einem solchen Schlossergesellen nicht."

„Du verurtheilst, ehe Du geprüft, Vater," erwiederte darauf Mathilde; „Du kennst den Mann ja gar nicht, Du urtheilst nach einem flüchtigen Ansehen und verdammst, ohne gehört zu haben, das ist nicht von der Höhe der Bildung herab, dort oben soll es ja keine Vorurtheile geben."

Der alte Herr mit dem ironischen Blick zog den Mund einen Moment etwas fest zusammen, dann leuchtete es in seinen kleinen graublauen Augen auf. „Gut," sagte er. „Ich will nicht verurtheilen, ehe ich geprüft habe, der Mann soll mir gerade in Hinsicht auf Deine gerühmte Konversationslexikonbildung eine Probe ablegen. Besteht er diese, so gebe ich meine Einwilligung, löst er die Aufgabe nicht, so entsagt er. Willst Du darauf eingehen?"

Mathilde sah mit etwas unsicherem Blick und starkem Herzklopfen zu ihrem Vater auf. Ihr gefiel besonders das eigenthümliche Lächeln in den Fältchen seiner Augen nicht.

„Ich muß erst die Probe kennen lernen, ehe ich auf diese Bedingung eingehe," setzte sie dem entgegen; „das ist zu märchenhaft, zu seltsam, Du kannst Unmögliches verlangen," fügte sie hinzu.

„Ich verlange nichts Unmögliches," sprach der Professor.

„Ich muß aber erst wissen, welche Aufgabe Du ihm stellst," beharrte Mathilde.

„Das geht nicht. Du würdest es ihm verrathen und der Mann könnte sich die Sache machen lassen. Er darf erst hier in meinem Zimmer die Aufgabe erfahren und müßte sie, ohne das Haus zu verlassen, in fünf Stunden lösen — mit einem Konversationslexikon," setzte lächelnd der alte Herr hinzu.

„Ich weiß es, Papa, Du hast manchmal so sonderbare Einfälle und Du wirst ihm Unmögliches vorlegen," meinte bangathmend die Tochter.

„Aber er darf ja — ein Konversationslexikon mitbringen!"

Mathilde biß sich geärgert auf die Lippen. „Ich kann darauf nicht eingehen," entschied sie ängstlich.

„So lassen wir die Sache auf sich beruhen, und Du versuchst, ob sich der Naturgewalt keine andere elementare Macht entgegensetzen ließe."

Plötzlich fiel Mathilde ein Spruch ein, den sie irgendwo gelesen: „Der Gott der Liebenden vollbringt Wunder," hieß er — und auf solch' ein Wunder wollte sie nun ihr Glück setzen. Sie hatte plötzlich ein seltsames Vertrauen, es überkam sie eine ganz eigene Zuversichtlichkeit. „Er liebt mich, ich liebe ihn, und ein gütiges Geschick wird uns schon helfen. Was kann nur mein Vater so Außerordentliches aus einem Konversationslexikon verlangen? — Ja, mein Karl ist klug, ihm fällt so viel ein, er weiß sich stets so ausgezeichnet zu helfen — er muß, er wird siegen" — das waren Mathildens Gedanken, die jetzt blitzschnell in ihrem Kopfe auftauchten.

„Gut, Vater, ich nehme an," sprach sie zur Ueberraschung des alten Herrn, „aber es bleibt dabei: gewinnt er — so widerstrebst Du nicht und erkennst ihn als Deinen Schwiegersohn an. Gib mir die Hand darauf."

„Und verliert er?" frug der Professor Westrup, „verliert er?" wiederholte er.

„Dann — dann —" Mathilde wollte jetzt mit der Sprache nicht heraus.

„Nun dann — dann —?"

„Nun so sollst Du Recht haben — wenn ich es ertragen kann —" die letzten Worte setzte Mathilde leise hinzu.

Professor Westrup streckte seiner Tochter die Hand entgegen. „Schreibe dem jungen Mann, morgen möge er zu mir kommen und sein Konversationslexikon mitbringen. Nein," korrigirte er sich. „Ich werde ihm selbst schreiben. Versprichst Du mir, nicht ein Wort über diese Angelegenheit zu ihm verlauten zu lassen?"

„Ich werde thun, was Du wünschest," entschied sich Mathilde.

— — — — — — — — — — — —

Eine Stunde später empfing der Elektrotechniker Karl Wörmann folgendes Briefchen von Herrn Professor Westrup, das ihn außerordentlich überraschte und in Staunen setzte. Das Schreiben lautete:

„Verehrter Herr!

Ich möchte morgen früh um sieben Uhr eine kleine Unterredung mit Ihnen haben. Bitte, machen Sie sich bis um ein Uhr Mittag von Geschäften frei — Sie werden so lange bei mir zu thun haben — und bringen Sie gefälligst Ihr Konversationslexikon mit."

Zuerst glaubte Herr Karl Wörmann, daß der gelehrte Vater seiner Angebeteten den Verstand verloren habe — dann erinnerte er sich, von der Tochter erfahren zu haben, daß ihr Vater manchmal wunderliche Einfälle habe. Um nun den Mann, von dessen gutem Willen so viel für ihn abhing, sich geneigt zu erhalten, beschloß er der seltsamen Aufforderung Folge zu leisten.

Pünktlich am nächsten Morgen um sieben Uhr stellte er sich mit einem großen Packet, das den neuen „Pierer" enthielt, in der Villa Westrup ein.

Der alte Herr empfing ihn leidlich freundlich und eigenthümlich lächelnd.

„Was haben Sie da unter dem Arm?" frug er.

„Ein Konversationslexikon — wie Sie gewünscht haben, den ‚Pierer' in seiner neuen Form. Ich besitze aber nur Band 1 bis 6, soweit er eben bis jetzt erschienen ist," fügte der Elektrotechniker hinzu.

„Verehrter Herr. Sie lieben meine Tochter," fuhr der alte Herr fort.

„Ja, Herr Professor."

„Und meine Tochter liebt Sie; sie hat es mir gesagt, und ich bin gegen ihre Wahl, nicht Ihrer Person wegen — bei näherer Betrachtung gefallen Sie mir ganz gut — als vielmehr, weil ich der Meinung bin, daß für meine Tochter nur ein Mann mit Gelehrtenbildung paßt, ein Gelehrter, der mir konvenirt."

„Das weiß ich, Herr Professor, aber die Herzen fragen nicht nach Gelehrsamkeit und Stand, sie gehen den Weg, welchen die Natur sie weist."

„Das ist auch die Weisheit meiner Tochter. Nun, Herr, ich habe meine Entscheidung über diesen mißlichen Fall, in Uebereinstimmung mit meiner Tochter, von einer Probe abhängig gemacht. Meine Tochter behauptet: die Gelehrtenbildung sei durch die Konversationslexika überflüssig gemacht, und jetzt sollen Sie mir auf Grund und mit Hilfe eines Konversationslexikons eine Aufgabe lösen, die ich Ihnen sogleich bezeichnen werde."

„Mein Konversationslexikon ist noch nicht vollständig erschienen," wendete der junge Elektrotechniker ein.

„Das macht nichts," erwiederte der alte Herr. „Sie verstehen Sprachen?" erkundigte er sich weiter.

„Ja — französisch und englisch.“

„Gut. Ich verlange jetzt von Ihnen: schreiben Sie mir mit Hilfe Ihres Konversationslexikons einen Brief, in welchem Sie die Hand meiner Tochter von mir erbitten, einen Brief von mindestens fünfzehn Zeilen in folgenden Sprachen: französisch, englisch, italienisch, spanisch, böhmisch, dänisch, holländisch, schwedisch, russisch, ungarisch, lateinisch, griechisch — alle diese Sprachen kann ich lesen. Schreiben Sie diesen Brief so, daß ich ihn verstehen kann, in all' diesen Sprachen leidlich gut — und ich gebe Ihnen die Hand meiner Tochter. Im anderen Fall werden Sie unser Haus für immer meiden.“

„Herr Professor, ich sagte es Ihnen ja: mein Lexikon ist erst zur Hälfte erschienen —“

„Das ist mir ganz gleich. Wollen Sie?“

„Das ist unmöglich!“

„So —“

In diesem Augenblick trat Mathilde in das Zimmer. Ein Blick hinüber — ein Blick herüber.

„Wollen Sie?“ wiederholte der alte Herr.

„Ich werde es versuchen —“ antwortete nach einem Moment des Sinnens der junge Mann, und in seinem Auge leuchtete es auf.

„So steht das Zimmer daneben zu Ihrer Verfügung; Erfrischungen befinden sich auf dem Schreibtische dort. — Sie erlauben, daß ich Sie einschließe?“

Der junge Elektriker schritt mit seinem großen Packet in das Nebenzimmer, und der Professor schloß hinter ihm ab und steckte den Schlüssel darauf sorgfältig in seine Tasche.

Dann ergriff er seine bleich dastehende Tochter am Arm. „Wir werden zusammen eine Spazierfahrt nach Charlottenburg bis Mittag machen.“

Sprach's und führte die schwerathmende, jetzt noch bleicher

werdende Mathilde aus seinem Zimmer, das er gleichfalls abschloß.

— — — — — — — — — — — —

Gegen ein Uhr pochte der junge Mann an die Zimmerthür. Sie ward vom Professor sofort geöffnet.

Karl Wörmann kam erhitzt, aber ganz vergnügt aussehend mit einem Stoß Briefbogen aus der Schreibstube.

„Hier sind die zwölf Werbungsbriefe," sprach er. „Es ist mir sehr schwer geworden, weil mein Lexikon nicht vollständig ist und ich demnach alle Worte vermeiden mußte, welche im Alphabet nach M kommen — aber es ist doch gegangen."

„Was ist gegangen?" frug ganz bestürzt der Professor.

„Die Briefe zu schreiben."

„Sie verstehen ja doch nur englisch und französisch, wie Sie mir versicherten."

„Das ist so."

„Und haben dennoch diese Briefe geschrieben?" Der Professor las einige.

„Ja, mit Hilfe des neuen ‚Pierer'."

„Das ist doch rein unmöglich — Sie hintergehen mich."

„Ich spreche die Wahrheit."

„Ein Konversationslexikon ist aber doch kein Sprachenlexikon," warf der Professor ungeduldig ein.

„Das ist der neue ‚Pierer' eben auch, in zwölf Sprachen."

Der Professor wurde blaß. „Bitte, lassen Sie mich das Konversationslexikon sehen."

Herr Karl Wörmann ging, während ihm der Professor eiligst folgte, in das Arbeitszimmer.

Der Professor schlug einen Band auf und wurde noch bläßer, während er las: „Pierer's Konversations-Lexikon. Siebente Auflage, herausgegeben von Joseph Kürschner. Mit Universal-Sprachen-Lexikon nach Professor Kürschner's System."

Er blätterte hastig weiter. „Das ist der Teufel,“ entfuhr es ihm. „Wahrhaftig ein Sprachenlexikon zugleich, und wie ich aus Ihren Briefen sehe, noch dazu ein sehr brauchbares. Ich habe meine Parthie verloren.“

„Wir wollen Sie nicht zwingen,“ sprach darauf zögernd der junge Mann.

Professor Westrup blickte lange starr zur Erde, dann klingelte er und befahl, seine Tochter zu rufen. Diese erschien auffallend schnell.

„Mathilde,“ begann darauf etwas dumpf der Professor, „ich wußte nicht, daß es ein derartiges Konversationslexikon gibt. Ich weiß aber auch jetzt noch mehr — der junge Mann da muß sehr klug und geschickt sein, denn in seinen Briefen kommt kein Anfangsbuchstabe eines Wortes vor, das über M hinausgeht. Das kann kein gewöhnlicher Mensch. Mancher Gelehrte hätte es vielleicht nicht fertig bringen können — die Intelligenz hat mein Vorurtheil besiegt — Du hattest Recht. Nimm diesen jungen Mann zum Gatten und schafft euch die übrigen Bände dieses neuen ‚Pierer‘ an, damit Dein Gemahl sich bei ferneren Briefen in fremden Sprachen nicht mehr so zu quälen braucht, wie bei diesen, die er heute schreiben mußte.“

Mannigfaltiges.

Das fatale Gesicht. — An einem Winterabend des Jahres 1857, zur Zeit also, da Straßburg noch französisch war, spielte in einem dortigen Gasthofe der Baron Tonneur, ein französischer Genieoffizier, Billard und verlor. Ein Herr mit auffallend häßlichem Gesicht steht im Saal und sieht dem Spiele zu. Der Baron, der kein Spiel gewinnen kann, sagt endlich im Unmuth: „Ich glaube, jener Herr ist mein böser Stern." Dieser aber bleibt ganz ruhig. Der Offizier wiederholt es ihm nun in's Gesicht.

„Mit Billardspielen hat das Glück nichts zu thun," erhält er bescheiden zur Antwort.

Der Baron aber entgegnet: „Der Anblick Ihres Gesichts hat Einfluß auf meinen Stoß, und Sie werden mich verbinden, wenn Sie den Saal verlassen!"

Der Andere widerspricht in höflicher Weise dem Ansinnen, der Offizier aber setzt seine Redensarten und Spöttereien über das fatale Gesicht so lange fort, bis sich der Gekränkte unter dem Lachen der Anwesenden entfernen muß.

Am anderen Tage pocht es an des Barons Thüre. Herein trat — das fatale Gesicht. Mit einer höflichen Verbeugung sagte der Eingetretene: „Sie wissen, mein Herr, daß Sie mich gestern tief beleidigten. Ich bin der größte Feind von Allem, was Händel heißt, aber — hier bleibt mir doch, der Meinung der Menschen wegen, nichts übrig, als Sie um Genugthuung zu bitten!"

„O ja, ich stehe gern zu Dienst," rief der Offizier, und bereits andern Tags fand das Duell statt. Der Baron erhielt einen Stich in den Arm.

Die Heilung beanspruchte sechs Wochen; dann ließ er sich wieder öffentlich sehen.

Den Tag darauf klopft es wieder. Das „fatale Gesicht“ findet sich abermals ein. Mit vollendeter Höflichkeit bemerkte er, daß für die Größe der Kränkung bei all' seinem Abscheu wider den Zweikampf die Sache doch nicht als abgemacht betrachtet werden könne, um so weniger, als der Offizier vom Schauplatz des Duells mit verächtlicher Geberde geschieden sei.

Tonneur unterbrach ihn: „So wollen Sie also noch einmal, mein Herr? Gut, morgen Mittag an derselben Stelle!“

Das zweite Duell ging vor sich; der Offizier wurde durch das Bein gestochen. Man brachte ihn heim, zwei volle Monate waren zu seiner Herstellung nöthig. Kaum aber war er zum ersten Male wieder ausgegangen, als er einen neuen Besuch von dem „fatalen Gesicht“ empfing.

„Ich bin außer mir,“ hieß es, „daß das bizarre Vorurtheil mir noch keine volle Genugthuung zugestehen will. Ich muß Sie, so ungern es geschieht, abermals um einen neuen Gang bitten. Nach dem Dafürhalten meiner Freunde empfing ich noch keine genügende Erklärung von Ihnen.“

Verdrießlich rief Herr v. Tonneur: „Ja, ja, ich bin sofort bereit!“

Man ließ Sekundanten holen und ging hinaus. Der Offizier drang dieses Mal mit größerer Hitze auf seinen Gegner ein, derselbe blieb aber, wie immer, eisig kalt und hatte bald seinem Gegner eine schwere Wunde in den Unterleib beigebracht. Sie war nicht ohne Gefahr, doch die gesunde Natur, sowie die geschickte Behandlung bewirkten, zwar erst nach dem Verlauf eines Vierteljahres, die Heilung.

Der Baron hatte den Morgen nach seinem ersten Ausgange zur Feier der Genesung verschiedene Freunde zu sich gebeten und wartete mit einer gewissen peinlichen Unruhe, ob es denn noch einmal pochen werde.

Es dauerte nicht lange. Das „fatale Gesicht“ zuckte die Achseln, brachte die höflichsten Entschuldigungen vor, verwünschte die barbarischen Zweikampfsitten, fügte aber hinzu: „Nach der Behauptung meiner Freunde und Bekannten erfordert die Natur der zugefügten Kränkung entweder den Tod des einen Theils, oder —“

Hier sprang Herr v. Tonneur auf, indem er rief: „Allerdings, mein Herr, werde ich auch diesmal nicht fehlen, aber ich muß Ihnen doch sagen, daß ich es nicht begreife, wie man so unversöhnlich über ein rasches Wort des Mißmuths sein kann!“

„Wie, mein Herr,“ versetzte der Andere, „Sie haben mich nur im Mißmuth, in der Uebereilung beleidigt?“

„Freilich!“ sagte der Baron.

„Ei, das hätten Sie mir nur vor einigen Zeugen erklären sollen, so hätte es der drei Duelle nicht bedurft. Mehr hätte ich niemals verlangt, und da diese Herren es gehört haben, bin ich völlig zufrieden, und danke verbindlichst für Ihre Güte.“

Die Falten auf des Barons Stirne glätteten sich, und man bat den bisher so Unversöhnlichen, am Frühstück sich zu betheiligen. Er dankte aber unter sehr höflichen Entschuldigungen. Vor dem Weggehen aber bemerkte er noch, daß er schon oft die Fatalität gehabt habe, seines Gesichtes wegen verspottet zu werden, und trotz seiner Abneigung gegen den Zweikampf nothgedrungen bereits sieben Gegner habe tödten müssen. „Hab' ich denn wirklich ein gar so fatales Gesicht?“ wandte er sich an die Herren.

„O keineswegs, im Gegentheil!“ antworteten Alle einstimmig, und lächelnd empfahl sich das „fatale Gesicht“ — der bekannte Fechtlehrer Ducord. v. d. S.

Das Schicksal eines Königs. — Nach der zwischen dem Scheik von Marokko und den Portugiesen am 4. August 1578 bei Alcassar stattgefundenen Schlacht war der portugiesische König Sebastian völlig verschwunden. Daß er nicht gefallen war, wußte man, doch konnte er gefangen sein, jedenfalls glaubten in Portugal Viele fest an die Rückkehr des Königs, der sie dann vom Joche der Spanier, welche die Gelegenheit benutzt und sich Portugals bemächtigt hatten, befreien würde. Im Jahre 1598, also zwanzig Jahre nach jener Schlacht, erschien denn auch in Venedig ein Mann, der von mehreren Portugiesen als der vermißte König Sebastian erkannt wurde. Sie folgten ihm nach Padua. Hier wurde ihm der Befehl des venetianischen Senats überbracht, innerhalb acht Tagen das Gebiet Venedigs zu verlassen. Er war krank, aber kaum gesundet, ging er, ohne sich an jene Weisung zu kehren, nach Venedig zurück, um sich zu rechtfertigen. Hier setzte der

spanische Gesandte, der wohl wußte, daß sein König das einmal eingenommene Portugal nicht gern wieder herausgeben würde, beim Senate seine Gefangennahme am 30. November durch. Man verhörte ihn, er gab jedoch gute, überlegte Antworten und blieb vor Allem bei seiner Behauptung stehen, daß er der verschwundene Sebastian und König von Portugal wäre. Gefragt, wo er sich bis jetzt aufgehalten habe, sagte er, aus Scham über die verlorene Schlacht habe er sich zuerst unter den Gefallenen verborgen, sei dann in der Berberei umhergeschweift und zuletzt Einsiedler in Sicilien gewesen. Die Venetianer, die es weder mit den Portugiesen noch mit den Spaniern verderben wollten, ließen durch einen Rechtsgelehrten in Lissabon den Sachverhalt melden und baten, ihnen Leute zu schicken, die den König gekannt hätten. Es kamen wirklich sechs vornehme Portugiesen und diese fanden ihn zwar, wie natürlich, gealtert und abgemagert, erkannten ihn aber an Stirn, Augen, Nase und der allen Habsburgern eigenen dicken Unterlippe wieder. Sie sahen die Wunde auf der rechten Augenbraue, griffen mit den Fingern die Narbe, die er auf dem Kopfe hatte, er zeigte ihnen, daß, wie beim echten Sebastian, seine rechte Hand länger wäre wie die linke, er wies ihnen die Zahnlücke im rechten unteren Kinnbacken, wo ihm der Barbier einen Zahn herausgerissen, während das übrige Gebiß vollständig war, kurz, alle Merkmale, die der echte Sebastian besessen hatte, fanden sich auch bei ihm. — Seiner eigenen Sicherheit wegen brachte man ihn wieder nach Padua und von da nach Florenz. Daselbst ließ ihn aber der Großherzog gefangen nehmen. Diesen bat Philipp II. von Spanien, den „falschen Sebastian“, wie er ihn nannte, ihm auszuliefern. Nach einigen Weigerungen geschah dies auch, der Vicekönig von Neapel nahm ihn in Empfang und ließ ihn im Kastell dell'Ovo gefangen setzen. Hier blieb er drei Tage lang, dann wurde er wiederum verhört, blieb aber trotzdem bei seinen Aussagen. Der Vicekönig selbst, ein Graf v. Lermos, frug ihn aus und war erstaunt über seine genaue Kenntniß von verschiedenen politischen Angelegenheiten; er sandte ihn darauf zu Schiff nach Spanien, doch kam er dort niemals an und blieb von Stund' an verschollen.

D.

Die Liebesjagd. — Unter einigen Stämmen der Araber findet

eine ganz sonderbare Art von Brautwerbung statt, worüber der englische Reisende Henry James Thorley wie folgt berichtet:

Die sämmtlichen Bewerber um ein Mädchen versammeln sich an einem dazu bestimmten Tage an einem Punkte außerhalb des Lagers, Alle unbewaffnet, aber auf den besten Pferden, die sie auftreiben können. Die Braut, auf einer windschnellen, prachtvollen Stute, hält, umgeben von ihren Verwandten, eine Strecke davon und übersieht mit unruhigem Auge die Zahl ihrer Freier. Einer ist darunter, für den ihr Herz schlägt, aber die Sitte gestattet ihr nicht die einfache Wahl. Sie ist das Wild, nach dem jedem Freier, welcher als unbescholten im Stamme gilt, die Jagd freisteht, und wer sie fängt und zuerst mit seinem Arme ihre Taille umschlingt, dem muß sie als Weib folgen, gern oder ungern.

Nach einer kurzen Zögerung, die wohl keinem Mädchen bei einer solchen Gelegenheit verdacht werden kann, wendet sie endlich ihr Roß, wirft ihrem Auserwählten noch einen vielsagenden Blick zu und sprengt aus dem Kreise ihrer Angehörigen seine Strecke weit in die offene Wüste, um Vorsprung und freien Raum für ihre Bewegungen zu gewinnen. Sobald sie mit ihrer Stellung zufrieden ist, streckt sie beide Arme aus, der Vater der Braut gibt den ungeduldigen Freiern ein Zeichen, und dahin brausen sie, um den schönen Preis zu erjagen. Bald sind ihr die Verfolger auf den Hufen, das Mädchen wirft einen einzigen Blick zurück und fällt so plötzlich rechts ab, wo sie den Geliebten bemerkt, daß ein Theil der zu eifrigen Freier vorbeischießt, ohne den Kniff in dem aufwirbelnden Staube nur zu bemerken. Schon ist sie in der neuen Richtung einem Theile ihrer Verfolger aus den Augen; nur wenige derselben, darunter voran er, für den sie das Manöver ausgeführt, haben sich nicht irre machen lassen. Durch allerlei schlaue und kühne Evolutionen und Schwenkungen zu richtiger Zeit hat sie die weiteren Wettbewerber derartig verwirrt, daß sie meist aufeinander losreiten oder in übergroßem Eifer so heftig gegen einander prallen, daß die Pferde sich halb überschlagen und die Reiter in den Sand rollen. Dem Geliebten ist es jetzt leicht gemacht, sich ihr zu nähern und seinen Arm um ihre Taille schlingen zu können.

So hat sich denn die Braut — wenigstens in diesem häufig

vorkommenden Falle — im wahren Sinne des Wortes ihren Mann erjagt, denn die meisten arabischen Mädchen sind ungemein gewandt zu Pferde, und an List, sowie Ränken fehlt es ihnen bei einer solchen „Liebesjagd" durchaus nicht, so daß sie fast immer mit dem vorher schon Auserwählten heimkehren, um den Bräutigam ihren Eltern vorzuführen. —dn—

Die Macht des Lobes. — Der Vater des großen Schauspielers Unzelmann war Schweinemetzger gewesen; er war sehr stolz auf seinen Sohn, der Mime geworden, und wenn er ein Lob über seines Sohnes Talent hörte, so zerfloß er fast vor Freude und Glück.

Einst trat eine Frau in den Laden. „Bitte, geben Sie mir ein halbes Viertel Leberwurst."

Unzelmann's Vater holt die Wurst und will davon abschneiden.

„Ei, lieber Meister, ich habe gestern Ihren Sohn Komödie spielen sehen, ganz hübsch, wahrhaftig —" sagt die Frau.

„So? Sie haben meinen Sohn spielen sehen?" Das Messer rückt einen Zoll weiter.

„Ach, und wie himmlisch er aussah; diese edle Sprache, diese freien Bewegungen —"

„Hm! Nun ja, er ist ein tüchtiger Mensch —" Das Messer rückt zwei Zoll weiter.

„Und gespielt hat er, nein, ich kann Ihnen gar nicht sagen —"

„Nicht wahr, gespielt hat er —" Er rückt eine Hand breit weiter.

„Solchen Ausdruck in der Stimme, dieses Talent, überhaupt habe ich noch keinen zweiten Schauspieler gesehen, der ihm gleich käme —" Das Messer macht Riesenschritte, und die Frau fährt in ihrem Lobe fort. Schließlich bemerkt sie: „Ihr Sohn kann noch an's Hoftheater kommen, Alle dort überflügeln — o, er ist ein Genie!"

„Ein Genie mein Sohn? — Da, hier haben Sie die ganze Wurst!" —dn—

Die Erfindung der Korrespondenzkarten. — Auf der Rückseite des Abendblattes der Wiener „Neuen Freien Presse" vom 27. Januar 1869 befindet sich ein Aufsatz des Dr. Emanuel Herrmann, nachmals Professor der Nationalökonomie an der kaiserlichen Militär=

akademie zu Wiener-Neustadt. Derselbe ist überschrieben: „Ueber eine neue Art der Korrespondenz," und beruht auf Forschungen, die der junge Gelehrte zur Begründung der in seinem später in Graz erschienenen „Leitfaden der Wirthschaftslehre" vorgetragenen Prinzipien angestellt hatte. Bei der Darstellung des Gesetzes der Spezialisirung und dem Forschen nach einschlägigen Belegen dafür, kam Herrmann auf den Gedanken, daß so viele Briefe geschrieben werden, welche ihrem Inhalte nach füglich des Couverts, des Siegels und der konventionellen Formalitäten wohl entbehren könnten, und daß es für derlei Korrespondenz immer noch an einer bequemen Form fehle. Das brachte ihn auf den Gedanken der schon mit einer Freimarke versehenen Postkarten. — Wenige Wochen nach dem Erscheinen des obigen Artikels erhielt der Verfasser vom damaligen Generalpostdirektor Freiherrn v. Maly eine Einladung nach Wien, und mit dem 10. Oktober 1869 wurden die Korrespondenzkarten zuerst in Oesterreich-Ungarn eingeführt. R. F.

Eine alte Einrichtung. — In Zürich war es in früheren Zeiten Gebrauch, daß, wenn ein verheirathetes Paar um Scheidung wegen der Unmöglichkeit sich zu vertragen einkam, Beide von Gerichtswegen zuerst 14 Tage in einen einsamen Thurm am See eingeschlossen wurden. Sie befanden sich dort in einem engen einfachen Zimmer, und hatten nur ein Bett, einen Tisch, einen Stuhl, ein Messer und eine Gabel zur Verfügung, so daß ihre Ruhe bei Tag und Nacht nur von der eigenen Verträglichkeit abhing. Erst wenn sie nach diesen überstandenen 14 Tagen noch immer auf ihrem Verlangen bestanden, wurde die Scheidung, als wirklich begründet, bewilligt. Gewöhnlich war das unverträgliche Paar schon in den ersten 8 Tagen kurirt und bat um Entlassung. Ueberhaupt hatte der Thurm, nach den Berichten der Chroniken, eine magische Wirksamkeit, um die Scheidungsklagen zu vermindern. —dn—

Der Phosphor und der Mensch. — Zum Wohlbefinden des Menschen gehört eine bestimmte Menge von Phosphor, welche sich nur in der Jugend erheblich vermehrt, später aber gleich bleibt durch Ersatz des dem Körper infolge der Ab- und Ausscheidungen entzogenen Phosphors vermittelst der Nahrungsmittel. Das Letz-

tere geschieht ganz genau bei normalem Gesundheitszustande und normaler Lebensweise. Normal ist aber die Lebensweise, wenn die nöthige — keine kleinere und keine größere — Phosphormasse in den Körper gelangt. Man könnte daher einem Menschen, dem man alles Gute wünscht, recht wohl mit dem Ausspruch begrüßen: „Gott schenke Ihnen einen mittleren Phosphorgehalt.“ Der Phosphor kann dem Menschen nur in der Form der Phosphorsäure zugeführt werden. Gediegen ist er ein furchtbares Gift, und es sind wohl gefährliche Aerzte, die vorgeschlagen haben, wenn auch nur ganz geringe Mengen Phosphor mit Strychnin gemengt zu geben, um alten Leuten die geschwächten Kräfte zu ersetzen. Eine richtige Wahl der Nahrungsmittel ist die beste Phosphorzufuhr. Milch, die bis 0,24 Prozent Phosphorsäure enthält, ist dem Kinde daher die gesündeste Nahrung; freilich gehört dazu, daß sie durch richtige Fütterung der Kühe auch den ausreichenden Phosphorgehalt habe. Wir glauben, auf derartige Untersuchungen wird noch lange nicht das genügende Gewicht gelegt. Beim erwachsenen Menschen scheint die richtige Kombination von Fleisch- und Pflanzennahrung zweckmäßigste Phosphorzufuhr zu gewährleisten. Vegetarianer werden zu phosphorarm; wer die Bantingkur braucht, wird zu phosphorreich. Fehlt es dem Kinde an Phosphor, dann bildet sich seine Verstandesfähigkeit nicht ordentlich aus, die Knochen bleiben weich, es treten Verkrümmungen 2c. ein. Beim erwachsenen Menschen stellen sich durch Phosphorarmuth, je nach den Organen des Körpers, welchen der Phosphor mangelt, Schwächezustände der geistigen und körperlichen Funktionen ein, namentlich des Gedächtnisses. Dr. A. Berghaus.

Aus der Zeit der russischen Leibeigenschaft. — Wie man Kühe, Möbel oder Fische zum Verkaufe ausbot, so wurde auch der Verkauf von Bauern familienweise oder einzeln annoncirt. Folgende Proben aus einer russischen Zeitung aus dem Jahre 1836 mögen einen Einblick in jene Verhältnisse gewähren. In Nro. 73: „Wegen Abreise werden verkauft: ein elfjähriges Mädchen und ein fünfzehnjähriger Barbier für 275 Rubel; ferner Tische, Stühle, Betten 2c.“ — In Nro. 75: „Im Hause der Wittwe N. N. werden verkauft: ein Bauernjunge von 17 Jahren und allerlei Möbel.“ — In Nro. 79: „Zu verkaufen:

ein Schneider, ein Koch und ein Schuster, eine Kalesche und ein Pferd." — In Nro. 77: „Zu verkaufen ein Bauernmädchen von 18 Jahren, zu erfragen beim Hausknecht." — „Bei der Kirchenschule des hl. Nikolaus wird ein hübsches Mädchen von 20 Jahren verkauft; ebendort kann man Auskunft erhalten über ein Haus, welches 250 Rubel jährlich abwirft." — „Es werden verkauft: mehrere schöne Pferde (Apfelschimmel) und ein Ehepaar." — „Zu verkaufen: Kühe, zwei Ziegen, ein weißer Ziegenbock und eine Bauernfamilie." — „Zu verkaufen: ein Pferd (Fuchs) und eine Magd von 30 Jahren, zu besehen dort und dort." — Auch Inserate, wie folgende, kamen häufig vor: „Wer eine etwa 30jährige Frau zu verkaufen wünscht, welche nähen und plätten kann, sowie ein 13jähriges Mädchen, kann sich melden."
C. T.

Spielkarten an der Wand einer Kirche. — An der Gottesackerkirche zu Altenburg sieht man einen Stein, auf dem drei Kartenblätter eingehauen sind. Deshalb fabelt man, die Kirche sei von Strafgeldern, die wegen verbotenen Spieles auferlegt worden seien, erbaut; jedoch haben sie nach den schriftlichen Angaben des Bauherrn Christoph Richter selbst symbolische Bedeutung: das Herz-As soll die Aufrichtigkeit, das Schellen-As die Freudigkeit und das Eichel-As die Beständigkeit bedeuten. Weil sich Viele von der Schicklichkeit eines in solche Bilder eingekleideten Symbols nicht recht überzeugen konnten, so hatten sie es durchgesetzt, daß jener Stein 1648 herabgenommen wurde; da jedoch die bei der Baukommission betheiligten Rathsherren deshalb ihre Entlassung einreichten, so wurde, um sie zu beschwichtigen, jener Stein wieder eingesetzt.
D.

Ein Urtheil über die Engländerinnen vom Jahre 1726. — „Das Engelllische (englische) Frauenzimmer behält unter Denen Europäischen wohl den Vorzug, indem solches ordentlich schön, wohl gebildet und frischer Couleur ist, wozu das temperirte Klima viel beiträgt. Sie sind übrigens lustig, artig und plaudern gern, und ein Etranger (Fremder) wird von ihnen, wenn er nur die Sprache versteht, gern gelitten; nur muß man sich in Acht nehmen, daß man es bei ihnen nicht verschüttet und mit ihnen nicht zerfällt, denn sie sind nicht wie die Frantzösischen Weibspersonen,

welche, wenn man sich gleich mit selbigen ziemlich gezancket, bald wieder gut werden." D.

Theure Wette. — Der Fürst Talleyrand ging einst mit Herrn v. Sainte-Foix eine Wette ein. Der Verlierende sollte zwölf Personen mit einem Austernfrühstücke freihalten, der Gewinner dagegen hatte das Recht, die Personen hierzu zu wählen. Talleyrand gewann die Wette und ließ nun die stärksten Austernesser von ganz Paris zu dem Frühstück laden. Die Austern wurden nicht zu Dutzenden, sondern zu Hunderten verzehrt, worüber der etwas geizige Sainte-Foix nicht wenig erstaunte, Talleyrand aber sich königlich freute. Jeder der Geladenen aß wenigstens 500 Stück; das Bedeutendste aber leistete der Advokat Vernon, welcher 720 Stück vertilgte. Sainte-Foix schnitt ein gewaltiges Gesicht, als er dieses gigantische Frühstück bezahlen mußte. G. W. G.

Die Mode des Rasirens wurde erst zur Zeit Alexander's des Großen in Griechenland eingeführt, und anfänglich, wie alles Neumodische, nur von Stutzern mitgemacht. Um diese Zeit begegnete Diogenes einem Manne mit einem glattrasirten Kinn und fragte ihn, ob er sich rasire, um der Natur einen Vorwurf zu machen, daß sie ihn zum Manne und nicht zum Weibe gemacht habe. —dn—

Herbe Kritik. — Dem wegen seines Sarkasmus gefürchteten Musikkenner Naumann nahte sich in einem Salon ein Dilettant, der soeben den Flügel mit mehr Dreistigkeit als Geschick bearbeitet hatte, und bat um sein Urtheil, das heißt sein Lob. Des Fragers kühnste Hoffnungen wurden übertroffen, denn Naumann sprach lächelnd: „Sie verdienten, vor lauter Beethovens zu spielen!"

„O, Sie schmeicheln!" rief der junge Mann.

„Durchaus nicht," entgegnete Jener gelassen. „Sie wissen doch, daß Beethoven taub war?" —dn—

